

Kurt Kranich

A black and white photograph showing the ruins of a city. In the center, a tall, multi-tiered church tower stands amidst the rubble. The tower has a square top and several levels of windows. To the left and right, dark, jagged silhouettes of destroyed buildings frame the scene. The sky is overcast with soft, diffused light. The overall mood is somber and historical.

Karlsruhe

**Schicksalstage
einer Stadt**

- 
1. August 1914
15. Juni 1915
12. Juni 1916
22. Juni 1916
9. November 1918
7. März 1923
1. Oktober 1923
15. November 1923
5. März 1933
7. März 1936
9. November 1938
22. Oktober 1940
27. September 1944
4. Dezember 1944
13. Dezember 1944
4. April 1945
3. März 1946
20. Juni 1948

Zu diesem Buch: Das ist Stadtgeschichte, wie sie bisher noch nie geschrieben worden ist; nämlich von Augenzeugen. Von Karlsruher Bürgern, die die großen „heroischen“ und die schweren, leidvollen Stunden der Kriege, Revolutionen, Umstürze, Machtergreifungen, Verfolgungen und Währungsumstellungen bewußt miterlebt haben. Die Vorarbeiten dazu begannen im August 1964, als sich der Ausbruch des Ersten Weltkriegs zum 50. Mal jährte. Von der Zeit her war Eile geboten. Denn die Überlebenden jener Schicksalstage — als in Europa die Lichter ausgingen und die jenen politischen, gesellschaftlichen und sozialen Berggrutsch auslösten, der bis heute noch nicht zum Stillstand gekommen ist — sind selten geworden. Inzwischen, leider, noch seltener.

Was sie erlebten, empfanden und erlitten, ist in dieser Chronik gesammelt; und „eine Chronik soll die Ereignisse möglichst selbst zu Wort kommen lassen“, schrieb ein Zeitgenosse, der Knielinger Dekan Fritz Kobe.

Bilder, von denen jedes bekanntlich mehr als tausend Worte zu sagen vermag, ergänzen die Texte auf kongeniale Weise. Zumal es sich um historisch einmalige Fotos handelt, die noch nirgendwo veröffentlicht worden sind, und die — wie beispielsweise das während des Bombenangriffs vom 15. Juni 1915 gezeigte Bild eines Treffers auf den Güterbahnhof oder, wie die Bilder der Rheinhafenbesetzung — unter Lebensgefahr bzw. Verhaftungsgefahr aufge-

nommen wurden. Ganz zu schweigen von den Unzulänglichkeiten der damaligen Fototechnik. Daran gemessen ist jedes einzelne dieser Bilder ein Kunstwerk. Wo sie technische Mängel oder Schäden aufweisen, wiegt ihr dokumentarischer Wert jede Kritik auf.

Die Inserate aus jenen Tagen illustrieren, was man die „Innenansicht einer Epoche“ nennt. Manche geben Anlaß zum Schmunzeln; andere, wie die Sammelanzeigen für gefallene Offiziere, regen zum Nachdenken an, und zwar dahin, daß Unteroffiziere und Mannschaften einer solchen Ehre nicht teilhaftig waren.

Ob Texte, Bilder oder Anzeigen, sie alle zusammen runden die Chronik der vergangenen 34 Jahre — von 1914 bis 1948 —, in denen der „Hauch der Geschichte“ unsere Stadt berührte. Es waren die tragischen und dramatischen Schicksalsjahre unserer Stadt, wie sie sich in ähnlicher Massierung niemals zuvor in der Karlsruher Geschichte zugetragen haben.

Wenn es ein Motto gibt, wert, dieser Dokumentation vorangestellt zu werden, dann die Worte von Johann Peter Hebel: „Der geneigte Leser wird seine Heimat mit anderen Augen ansehen, wenn er sich daran erinnert, was sich hier schon zugetragen hat, und er wird manchmal denken: Gottlob, es sind jetzt doch bessere Zeiten!“

Kurt Kranich

Karlsruhe, im Herbst 1973

Kurt Kranich

Karlsruhe

Schicksalstage
einer Stadt







7000^m

F. 30

17°40'

25.5.40



KURT KRANICH

Karlsruhe

Schicksalstage einer Stadt

BADISCHE NEUESTE NACHRICHTEN
BADENDRUCK GMBH

DEM STADTRAT
UND EHRENBÜRGER VON KARLSRUHE

WILHELM BAUR

*6. FEBRUAR 1895 † 18. MAI 1973

INHALT

1. August 1914	15
15. Juni 1915	53
12. Juni 1916	59
22. Juni 1916	69
9. November 1918	79
7. März 1923	107
1. Oktober 1923	113
15. November 1923	117
5. März 1933	123
7. März 1936	133
22. Oktober 1940	141
27. September 1944	145
4. Dezember 1944	151
13. Dezember 1944	169
4. April 1945	177
3. März 1946	199
20. Juni 1948	211

BILDERNACHWEIS

Erich Bauer:	1-5, 8-18, 23, 103, 115, 127-130, 133, 134, 157, 158-162, 164-170, 172-174, 179, 182-186.
BNN-Archiv:	114, 135, 163.
G. Braun Verlag:	96.
Fritz Gschwindner:	122-124.
Walter Kolb:	142, 144, 147, 152, 154, 155.
KR-Archiv:	19, 20, 24-35, 41-94, 97-102, 105-112, 143, 148-150, 153, 168.
Landesbildstelle Baden:	145, 146, 151, 156, 176, 177, 178, 180, 181.
Otto Nicolai:	6, 7, 21, 22.
Horst Schlesiger:	104, 171.
Stadtarchiv Bruchsal:	165, 166, 167, 169.
Stadtarchiv Karlsruhe:	14, 36-40, 95, 113, 116-119, 131, 132, 136-141, 175.

Innenseiten des Umschlags: Französische Fliegeraufnahme vom 25. Mai 1940 – 17.40 Uhr – Karlsruhe aus 7'000 m Höhe.

© 1973, Verlag und Gesamtherstellung
Badische Neueste Nachrichten, Badendruck GmbH
Karlsruhe, Lammstrasse 1 b-5

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

An Stelle eines Vorworts: Kriegsschauplatz Karlsruhe

Nicht als Furie mit Mord, Brandschatzung und Plünderung, wie er – nur zu oft – das alte Durlach heimgesucht hatte, kam der Krieg nach Karlsruhe. Er kam, die Stadt bestand gerade 18 Jahre, im Herbst 1733 zwar als unbeliebter, aber doch nur als Quartiergast. Die Truppen des französischen Marschalls James Fitzjames Herzog von Berwick – ein Engländer, aus der Linie Marlborough-Churchill, den die Geschichte «einen hochbegabten, moralisch durchaus nichtsnutzigen Menschen» nennt – bezogen im polnischen Erbfolgekrieg in Karlsruhe Quartier.

Ein Jahr später, der Herzog war bei der Belagerung von Philippsburg gefallen, rückten seine Gegner, die Österreicher, in Karlsruhe ein. Die junge Residenz, keine zweieinhalbtausend Einwohner zählend, erhielt die historische Weihe, vorübergehend Hauptquartier des Prinzen Eugen zu sein.

Mehr oder weniger erträglich, doch nie untragbar, blieben die damit verbundenen Requisitionen und Kontributionen. Es war nicht viel zu holen in der ländlich anmutenden Siedlung mit kleinstädtischem Charakter. Das blieb so fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch. Die Karlsruher verwünschten die ständig wechselnden Quartiergäste, wünschten jedoch insgeheim, dass sich ihnen der Krieg nie anders zeigen möge als eine Last, von der man sich freikaufen konnte, was immer noch billiger ist als Blutopfer.

Bevor jedoch das 18. Jahrhundert endete, zeigte sich der Krieg plötzlich von seiner blutigen Seite. Am 11. Juli 1796 rückten Truppen der jungen Französischen Republik unter General Delmas in Karlsruhe ein. Delmas hatte bei Malsch die Österreicher unter Erzherzog Karl geschlagen, aber nicht besiegt. Acht Wochen später standen die Österreicher vor dem Mühlburger Tor (damals Ecke Wald- und Kaiserstrasse) und setzten nach kurzem Vorbereitungsfeuer aus ihren Sechspfündern zum Sturm auf die Stadt an.

Der fürstliche Läufer (Bote) Heinrich Lanzer beobachtete vom Schlossturm aus das beginnende Gefecht. Seinen Aufzeichnungen verdankt die Nachwelt eine schlichte Chronik vom Sturm auf Karlsruhe. Die Franzosen flohen ohne grösseren Widerstand durch das Durlacher Tor. Verirrte Geschosse trafen zwei Karlsruher Bürger tödlich und verwundeten einen dritten. Durch Lanzers Aufzeichnungen sind die Namen der ersten Kriegsoffer unserer Stadt bekannt: es waren die Frau des Hafnermeisters Geissendörfer und der Kutscher Frohmüller. Ein Rechtsanwalt, der Advocat Dill, erhielt einen Beinschuss, er war der erste durch Kriegshandlungen verwundete Zivilist in der Geschichte der Stadt.

Danach brach wieder jene nicht endenwollende Epoche der Einquartierungen an. Napoleon hatte sich gegen Österreich und Preussen erhoben. Illustre Gäste schwemmte diese wildbewegte Zeit in die Stadttore ein und aus: Erzherzog Karl von Österreich, Graf von Metternich, den französischen Obergeneral Moreau, Marschall Ney und zweimal kurz hintereinander den Kaiser, Napoleon I.

Während die Bürgersöhne aus Karlsruhe und ihre Landsleute aus allen Teilen des Grossherzogtums am Ebro und an der Beresina kämpften, blieb die Stadt davor verschont, Kriegsschauplatz zu sein. Über ein halbes Jahrhundert, 52 Jahre lang, währte dieser glückliche Zustand.

Und danach war es kein Krieg, sondern die schlimmste Form bewaffneter Auseinandersetzungen, der Bürgerkrieg, der neue Blutopfer in den Strassen von Karlsruhe forderte.

Beim Sturm der Revolutionäre am 13. Mai 1849 auf das Zeughaus in der östlichen Kaiserstrasse, kommen den Aufständischen Ecke Kaiser- und Waldhornstrasse drei berittene Dragoner in die Quere. Gewehrfeuer flackert auf, und ohne Gegenwehr stürzen die Reiter tödlich getroffen aus den Sätteln. Ihre Namen: Rittmeister von La Roche-Starkenfels, die Dragoner Kaufmann aus Bahlingen und Schweitzer aus Kehl. Rings um die Stadt aber fordert die Badische Revolution gewaltige Opfer. Allein 137 preussische Soldaten fielen in den Gefechten bei Durlach und Weingarten. Als die Preussen, geführt von Kronprinz Wilhelm (dem späteren Kaiser Wilhelm I.), am 25. Juni 1849 in Karlsruhe einrücken, beginnen «die Sieger» ein unmenschlich hartes Besatzungsregime aufzurichten. So wie die Preussen des «Kartätschenprinzen» haben nicht einmal die französischen Revolutions-Truppen gehaust. Hass und Rache diktierten ihre Politik. Mit der Gewalt von Polizeischergen treten die Pickelhauben-

träger den letzten Funken von Liberalität aus. Für ihre Helfershelfer, die Karlsruher Bürgerwehr, empfinden sie Verachtung; für ihre Toten verlangen sie ein Sühnedenkmal – es steht heute noch nahe der Ostendstrasse auf dem Alten Friedhof.

Mit preussischer Gründlichkeit vollzieht ein Heer preussischer Beamter in badischen Diensten die Restauration. Das Wort ihres ersten Königs, Friedrich Wilhelm I., «Lieben sollt Ihr mich, Ihr Luder!», liefert ihnen das Motto für die «Umerziehung» des badischen Volkes. Und siehe: sie haben Erfolg. Es hätte auch anders ausgehen können. Erst lange nach dem siegreichen Krieg 1870/71 wurde offenbar, was der abwägende preussische Generalstab als «grosse Lage» angenommen hatte: nämlich das Vordringen der Franzosen über den Rhein und die Abriegelung (mit nachfolgender Ausräumung) ihres Brückenkopfes durch deutsche Bereitstellungen im Raum östlich Karlsruhe, etwa bei Grötzingen. Nachdenklich lauschten erschreckte Bürger am Vormittag des 4. August 1870 dem drei Stunden anhaltenden Donnerrollen der Artillerien während der Schlacht um Wörth.

Von den Siegesmeldungen überwältigt, beginnt unter einer allgemeinen deutsch-vaterländischen Stimmung langsam der Abbau antipreussischer Ressentiments.

Zu guter Letzt heiratet Grossherzog Friedrich I. des Kartätschenprinzen Tochter, Luise. Badische Truppen ziehen in den Krieg von 1870/71, und am 18. Januar 1871 bringt Badens Grossherzog in Versailles das erste Kaiserhoch auf seinen Schwiegervater aus.

43 Friedensjahre hatten die Stadt zur blühenden Gemeinde werden lassen, als in Europa die Lichter ausgingen. Noch ist in Karlsruhe von 1914 wenig davon zu spüren, welch grauenhaftes Elend der Krieg, den die Menschheit einmal als «Weltkrieg 1» katalogisieren wird, über die Stadt bringen soll. Die Menschheit, Glanz und Schande des Universums hat sie Pascal genannt, sonnt sich noch im Glanz ihrer Waffenerfolge, und hat doch (eine Jahreszahl, die festgehalten zu werden verdient) schon 1915 den Weg des Humanismus verlassen, um den der Barbarei einzuschlagen.

Zwei Tage vor dem 200. Geburtstag der Stadt, am 15. Juni 1915, nimmt der Krieg seine heroische Maske vom Gesicht und zeigt seine wahre, seine brutale Mördervisage. Bombenflugzeuge kreisen über der Fächeranlage und perforieren sie mit den ersten Bomben.

Es waren kleine Bomben. Die Technik der Massenvernichtung steckte noch in den Anfängen. Dennoch: 27 Todesopfer hat dieser erste warnende Auftakt moderner Be-

stialität unter der städtischen Zivilbevölkerung gefordert. Mit welcher wahnsinniger Eile sich die Massenvernichtung perfektionierte, sollte die Stadt ein Jahr und sieben Tage nach diesem ersten Luftangriff erfahren. Am Fronleichnamstag 1916 – er fiel auf den 22. Juni – kreisen wieder diese spindelleichten Aeroplane, lächerliche Gestelle aus dünnem Stahlblech, Holz und Segeltuch, von verwirrenden Drahtverspannungen gehalten, über Karlsruhe. Es ist zehn Minuten nach 15 Uhr, und eben hat im grossen Zelt des Zirkus Hagenbeck auf dem Messplatz (Platz der verlängerten Wasserspiele an der Ettlinger Strasse) die Nachmittags- und Kindervorstellung begonnen... Da krachen mitten hinein in die schmetternde Zirkusmusik die Detonationen der winzigen, hochbrisanten Bomben! Vierzig Bomben verwandeln in Minuten-schnelle das Festplatzgelände in ein Schlachtfeld. Von Splintern getroffen oder in der allgemeinen Panik niedergetreten sterben 117 Menschen – darunter 85 Kinder; weitere 72 Kinder und 68 Erwachsene liegen verwundet über die Ettlinger Strasse hin verstreut. Am 30. Oktober 1918 lösen Signale den letzten Fliegeralarm aus. Es ist ein blinder Alarm. Die letzten Bomben des ersten Weltkrieges waren am 21. September 1918 auf Karlsruhe niedergegangen. Erschütternd die Bilanz der Opfer: in 14 Luftangriffen waren gefallen: 168 Menschen dieser Stadt, 344 waren verwundet worden. Wer aber kennt die Namen, wer die Zahl der Opfer, die auf dem «Hinterhof» des ersten Weltkrieges starben? Es war im Hungerjahr 1917, als erstmals in der Stadtgeschichte im Gefolge der Furie Krieg eine neue, bisher unbekannte Geissel die Menschen schlug: die Seuche. Eine gefährliche Form der Influenza, «Spanische Grippe» genannt, grassierte verheerend unter der entkräfteten Bevölkerung. Keine Statistik meldet, wie viele Opfer die Seuche hinraffte. Noch aber erzählen die nun alt gewordenen Zeitgenossen von damals, dass die Totengräber im Winter 1917/18 den Ausgrab der Erde nicht mehr bewältigen konnten und ununterbrochen – von morgens bis abends – das Scheidezeichen vom Glockenturm der Friedhofskapelle erklang. Am 2. August 1914 hatte ein «Bergrutsch» eingesetzt, der die Menschheit nicht mehr zur Ruhe kommenlassen sollte. Bezeichnend für diese ruhelosrevolutionäre Atmosphäre hat sich damals der Begriff «Nachkrieg», eine Ignorance des Begriffs «Frieden», durchgesetzt. Ereignisse prägten den Begriff vom «Nachkrieg»: im Osten flammten die Freikorpskämpfe auf, in der badischen Residenz «spielten» – mehr lä-

cherlich als entschlossen – «Revolutionäre» unter der Führung des Obermatrosen Heinrich Klump Monarchensturz. Sie feuerten ein paar lahme Salven auf das Westportal des Schlosses, während das Grossherzogspaar bereits durch das rückwärtige Ostportal die Flucht (zunächst nach Schwetzingen) angetreten hatte.

Von Parteienkämpfen zerrissen, schmolz der Friede hinweg. «Wer Hitler wählt, wählt Krieg!» war mehr als die Propagandaparole einer Partei, es war die Einsicht einer wachen Minderheit. Wer es nicht glaubte, sollte bald Beweise sehen und fühlen. Am 1. Mai 1933 übernahm der erste nationalsozialistische Oberbürgermeister sein Amt. Bezeichnend, dass dieser Tag mit der ersten Verdunkelungsübung ausklang.

Nun, Hitler war gewählt, der Krieg konnte kommen! Er kam – ein Bild, das vorahnend alle künftigen Schrecken enthielt, – als Gespenst in eine tote Stadt. Karlsruhe im direkten Schussbereich der Maginotlinie hatte ein Evakuierungsbefehl menschenleer gefegt. Von den östlichen Nachbarn, den schwäbischen Volksgenossen, widerwillig aufgenommen und sogleich als «Westwall-Zigeuner» tituliert, erlebten Tausende die Bitternis, geduldete Gäste zu sein. Unter diesem Eindruck verloren die weitreichenden Geschütze des nahen Hochwaldwerkes alle Schrecken, und entgegen strenger parteiamtlicher Befehle machten sich die Rückwanderer auf den Weg nach Karlsruhe.

Am 10. Mai 1940 ist der Frontstadt-Bann über Karlsruhe aufgehoben. Geschwader auf Geschwader fliegen die Bomberformationen über die Stadt in Richtung Frankreich. Wochen später ziehen abgelöste deutsche Regimenter durch die Stadt. Hemmungsloser Jubel umbrandet die Teilnehmer am Sieg im Westen, und nur die charakterfestesten Skeptiker erinnern sich: «Wir haben uns schon einmal zu Tode gesiegt». Erste Folge dieses Sieges: Karlsruhe verliert die Würde einer Landeshauptstadt. Strassburg wird Gauhauptstadt des Gaus Baden-Elsass.

Vor Kurzem noch bedrohte Grenzstadt, jetzt ins Hinterland entrückt, wiegt sich Karlsruhe im trügerischen Frieden einer Etappenstadt. Da bricht mit Urgewalt das Inferno des Krieges in die stille, frontferne, absolut kriegsunwichtige Oberrheingemeinde ein. Breitflächig entfaltet sich über dem nachtschwarzen Himmel von Karlsruhe ein grossangelegter Brand- und Sprengbombenangriff. Was immer die Stadt an Kriegswunden in den vergangenen 227 Jahren ihres Bestehens erlitt, waren «Kratzer» im Vergleich zu den Verheerungen, die britische Bomben in der Nacht vom 3. auf 4. September 1942 anrichteten. Und doch war der Angriff nicht mehr als eine

schlechte Generalprobe zu dem massivsten aller Vernichtungsschläge, wie er zwei Jahre später gegen Karlsruhe geführt werden sollte.

Die dunkelste Stunde in der Geschichte der Stadt brach an am Abend des 4. Dezember 1944. Ins Aufheulen der Wamsirenen mischten sich die dumpfdröhnenden Schläge der Luftminen, die Quadratmeilen weit die Erde erzittern liessen. Als rauschten Güterzüge durch die kalte Nachtluft: mit unheimlich zischendem Röhren fielen die Bomben. Zwanzig Minuten – welch grandioser, glorreicher Erfolg technischer Massenvernichtung! – genügten, die Stadt auszulöschen. Ausgebrannt, eine Ruinensiedlung mit noch 20'000 zu einem Rattendasein verurteilten Einwohnern, wird Karlsruhe Frontstadt. Weitreichende Geschütze belegen das Skelett der Stadt mit Störfeuer. Davor gibt es keine Warnung. Wahllos schlagen die Granaten in das Ruinengewirr, letzte einzelne Opfer fordernd. Das Ende mit Schrecken verkürzte am 4. April 1945 die endlos erscheinenden Schrecken des Krieges. Als sollte sich noch einmal, zusammengedrängt auf Tage, wiederholen, was die Stadt als Kriegsschauplatz je erduldet hat, beginnen Plünderungen, Brandstiftungen, Beschlagnahmen durch die Besatzungstruppen. Sie toben sich schon 24 Stunden lang in Karlsruhe aus, als am 5. April 1945 die Sirenen den 57. und letzten Bombenangriff des zweiten Weltkrieges signalisieren. Störflugzeuge der Alliierten greifen aus Versehen ihre Verbündeten an. Dann ist der Krieg für Karlsruhe zu Ende, die Leiden seiner Bewohner noch lange nicht. Schon aber beginnen Statistiker, das Chaos zu registrieren: 1754 Tote, 3508 Verwundete und 878 Rauchvergiftete als Opfer der Karlsruher Zivilbevölkerung durch Luftangriffe im zweiten Weltkrieg. Das sind exakte Zahlen. Bis heute aber kennt niemand die genaue Zahl der Männer dieser Stadt, die zwischen der Cyrenaika und dem Polarkreis, zwischen Atlantik und Wolga begraben sind. Kriegsschauplatz Karlsruhe?
Hoffentlich: Nie wieder!

1. August 1914

«Mit dem Andrucken warten, so lange wie nur möglich», hatte der Chefredakteur der «Badischen Presse» angeordnet. Niemand ist im Verlagshaus in der Lammstrasse, der diese Massnahme nicht begreift. Denn jede Sekunde muss die entscheidende Depesche aus Berlin kommen, die Meldung, die bestätigen soll, ob sich Deutschland ab heute im Zustand drohender Kriegsgefahr befindet oder nicht.

Die Taschenuhr in der Hand, sagte der Druckereileiter: «Wir können jetzt nicht mehr länger warten. Die Mittagsausgabe muss raus! Notfalls können wir den Inhalt der Depesche in einem Extrablatt nachziehen.»

Der Chefredakteur stimmt zu. So schickt er die Mittagsausgabe mit dem ungenuten Gefühl, von den aktuellen Ereignissen überholt zu werden, und mit der unverbindlichen Schlagzeile «Vor der Entscheidung» auf die Strasse.

Und – wie geahnt – wenig später, um 13.30 Uhr an diesem Freitag, dem 31. Juli 1914, kommt die Nachricht: Zustand drohender Kriegsgefahr!

Ehe noch das vorbereitete Extrablatt in Druck geht, hallen Trompetensignale und Trommelwirbel durch die Karlsruher Stadtviertel. In den Innenstadtbezirken ist es ein Tambour-Unteroffizier, der einen Leutnant begleitet, in den Aussenstadtbezirken ein Feuerwehrtrompeter und ein Schutzmann, die die «Proklamation» ankünden und verlesen.

Die Redaktion der «Badischen Presse» aber verlor auch weiterhin den Wettlauf mit den Ereignissen, die nun, in überstürzender Fülle aus der Reichshauptstadt gemeldet, jedoch nie passend zum jeweiligen Redaktionsschluss, in Karlsruhe eintrafen. So kam es, dass das «Extrablatt» (Preis 5 Pfg.) grosse Mode wurde und durch seine schnelle übersichtliche Information den regulären Tageszeitungen den Rang ablief.

Der Atem der Weltgeschichte hatte die badische Residenz berührt. Und die Erwachsenen unter den 142'000 Einwohnern von Karlsruhe reagierten an diesem heissen Julitag auf ungewöhnliche, südländische Art: ihr Leben spielte sich fortan auf den Strassen ab. Ein unbändiger Drang nach patriotischer Zusammengehörigkeit förderte die Zusammenrottung Gleichgesinnter.

Jedes vaterländische Bekenntnis, ein Kraftspruch gegen den Feind von morgen, ja schon die blosser Erwähnung des Namens Seiner Majestät oder des Grossherzogs löste ein gemeinsames «Hurra» und die Chorgesänge der «Wacht am Rhein» und des «Deutschlandliedes» aus.

Aber es war nicht allein das Verlangen nach phonetischem Ausdruck, den diese spontane Begeisterung brauchte, vielmehr verlangte sie nach Bewegung. So kam ein seltsamer Brauch auf. Das schnellste Verkehrsmittel im Karlsruhe von 1914 war die Strassenbahn. Ihre Wagen wurden gestürmt von Fahrgästen, die kein anderes Ziel hatten, als ihre Begeisterung spazierenzufahren. Wer etwas mehr Geld besass, mietete mit Freunden eine Pferdroschke und fuhr singend und strohhutschwenkend die Kaiserstrasse auf und ab.

In ihrem Tagebuch vermerkt die 17jährige Schülerin Luise Stetter: «Ich war mit meiner Schwester heute in der Stadt. Ein solches Gedränge von Menschen sieht man in Karlsruhe sonst nur zu Fastnacht. Auf beiden Seiten der Kaiserstrasse wimmelt es von Menschen. Ich bin Feuer und Flamme für Kaiser und Reich!»

Während – auf die Kaiserstrasse zwischen Marktplatz und Hauptpost konzentriert – die Menschen, vom Taumel vaterländischer Euphorie hingerissen, Verbrüderung feiern, geht das stille Leben im ländlichen Rüppurr seinen gewohnten Gang.

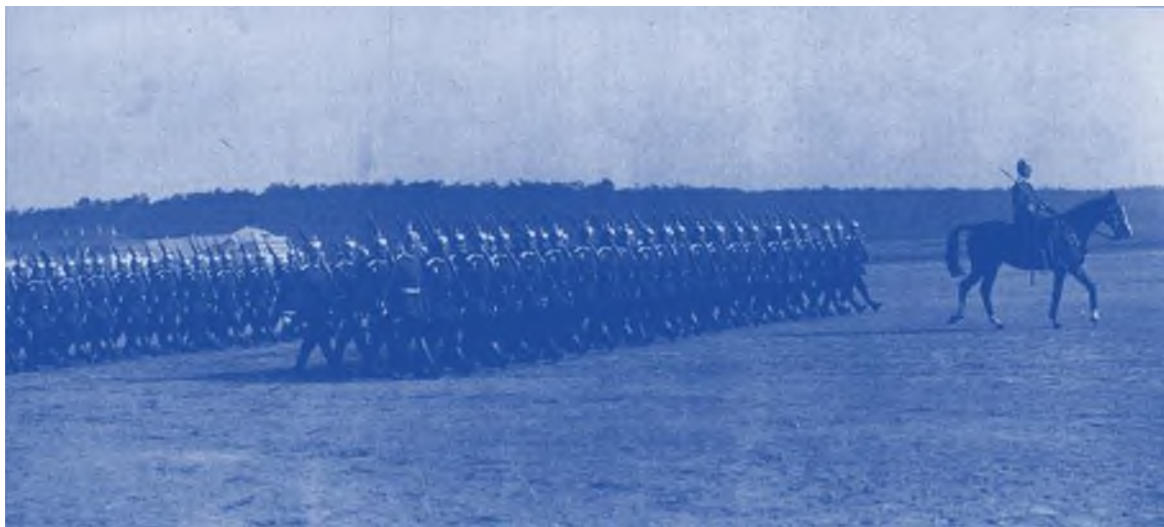
Daran erinnert sich Prof. Karl Baier: «Rüppurr hatte 1914 noch einen ausgeprägt ländlichen Charakter. Da waren die Leute Ende Juli mit den Erntearbeiten beschäftigt und konnten nicht an ferne Dinge denken. Als für den 31. Juli die Kriegsbereitschaft erklärt wurde, brach es wie ein übermächtiges Schicksal über die Menschen herein. Aus unnennbaren Höhen, von unfassbaren Mächten bereitet, war es auf einmal da. In stiller Ergebenheit, jedoch mit ernster Gefasstheit, ja Zuversicht nahmen die Leute das unvorstellbare Ereignis auf. In Rüppurr machten sich die einzelnen Familien daran, ihre seit Tagen draussen liegende Ernte einzubringen. Denn noch waren die jungen Männer da, die in Bälde mit ihrer Einberufung zu rechnen hatten.»



1 Kaiserbesuch 1908: Wilhelm II. (I.) bei seinem Vetter Friedrich II.

2 Aus diesem Anlass paradieren die Leibdragoner vor dem Schloss





3 Regimentsexerzieren der Leibgrenadiere auf dem «Exer» ...



4 ... und in kleiner Formation im Kasernenhof der Moltkestrasse ..

5 ... um bei der Parade als «schimmernde Wehr» zu präsentieren.





6 Zustand drohender Kriegsgefahr verkündet (Durlacher Allee 35)

7 Vor der Artilleriekaserne Gottesau am Tag der Mobilmachung







9 Abschiedsparade der Fahnenkompanie vor dem Schloss

8 Die alten Feldzeichen der Leibgrenadiere,

10 Umjubelt, marschiert die Truppe durch die Kaiserstrasse





11 Friedrich II. verabschiedet sich von Offizieren der Leibgrenadiere.

12 Kriegsfreiwillige werden dem Grossherzog vorgestellt.





13 Als erste Truppe verlassen die Leibdragoner ihre Garnisonsstadt.

14 Am Krankenhaus vorbei zieht das Artillerie-Regiment 50 ins Feld





15 Letztes Antreten der Grenadiere in ihrem Kasernenhof..

16 ... ehe sie im Westbahnhof nach Breisach einwagioniert werden.



An die Wehrpflichtigen Oesterreich-Ungarns!

Teilweise Mobilisierung!

In Oesterreich-Ungarn wurde von Seiner Majestät eine teilweise Mobilisierung angeordnet.

Diejenigen Dienstpflichtigen, welche aus diesem Anlaß einzurücken haben, werden hiervon durch Einberufungskarten verständigt.

Den Einberufenen werden die Reisekosten vergütet.

Zur Erfolgeung des Reisekostenbeitrages haben sich jene Einberufenen, welche nicht über die erforderlichen Reisemittel verfügen, unter Vorweis der Einberufungskarte bei der nächstgelegenen k. u. k. Vertretungsbehörde zu melden.

Den übrigen Einberufenen werden die Reisekosten nach den bestehenden Vergütungssätzen nachträglich ausbezahlt.

Einberufene, deren Wohnsitz der Monarchiegrenze (Einbruchstation) näher gelegen ist als dem Amtssitze der nächstgelegenen k. u. k. Vertretungsbehörde, haben sich direkt an die Einbruchstation zu begeben.

Eine Amnestie für die einberufenen sofort einrückenden Stellungsfüchtlinge und Deserteure wurde erlassen.

Gleiche Amnestie gilt für nicht einberufene, jedoch sofort einrückende Stellungsfüchtlinge und Deserteure.

Karlsruhe, den 27. Juli 1914.

Der k. u. k. österr.-ung. Konsul
Bielefeld.

«Ein einzig Volk von Brüdern» – in diesem erhabenen Gefühl schwelgte die Karlsruher Bürgerschaft. Umschlungen, Hand in Hand, zog sie am Abend des 31. Juli hinaus zu dem «vor der Stadt» liegenden (neuen) Hauptbahnhof, das Grossherzogspaar zu empfangen, das – vom Gebot der Stunde getrieben – seinen Sommeraufenthalt auf der Mainau abgebrochen hatte.

Singend marschierten die Massen durch die Karl-Friedrich-Strasse zum neuen Bahnhof.

In seinem einsamen Hotelzimmer in der «Eintracht» hört der junge Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Frank das nie endende «Lieb' Vaterland, magst ruhig sein...» Befallen von Trauer und Resignation packt er das Manuskript seiner Rede ein, die er an diesem Abend im «Colosseum» halten wollte, seine wohlvorbereitete Rede über die nun sinnlos gewordene Frage «Krieg oder Frieden?»

Mit dem gleichen Jubel, in dem der Vortag verrauscht war, erhob sich der neue Tag, der Samstag, 1. August 1914. Er sollte der allgemeinen Vorstellung vom Krieg, die kaum mehr als ein buntes Schlachtenpanorama von 1870 war, gemalt von Anton von Werner, beschrieben von Walter Bloem, Clara Viebig oder Walter Frenssen, eine erste Korrektur zum Realismus hin bringen. Ausgemottet aus den Bekleidungskammern der Kasernen wurden Waffenröcke, Hosen und Helmüberzüge, die den abrupten Bruch mit der Uniformtradition des 19. Jahrhunderts brachten. Ihre Farbe: Feldgrau. Ein überwältigendes Symbol für ein deutsches Volksheer! Die in den Kammern bereitgelegten neuen Uniformen korrigierten die Vorstellungen über einen modernen Krieg nur vorteilhaft.

Die Angst bewirkte eine andere Korrektur: Während Tausende auf die Bestätigung des Gerüchtes von der Mobilmachung harrten und sich die Zeit mit Hurrarufen und Singen verkürzten, drängten Hunderte in die Schaltherhalle der Sparkasse und hoben ihre Spargelder ab. Restlos, bis auf den letzten Pfennig.

Das war kein Misstrauen an der Siegeszuversicht, sondern der Triumph des Sparstrumpfes («was man hat, das hat man!»). Und auch das war kein Misstrauen an der Siegeszuversicht, dass mit den abgehobenen Geldern Lebensmittelvorräte angelegt wurden. So umfangreich waren Geldabhebungen und Hamsterkäufe, dass Oberbürgermeister Siegrist am Nachmittag des 1. August 1914 eine Sondersitzung des Stadtrates einberufen musste. Beratungsthema: «Massnahmen zur Sicherstellung der Lebensmittelversorgung gegen Hamsterkäufe!»

Beschwichtigend versicherten Stadtparlament und das Ministerium, dass die Ernährung des deutschen Volkes im Falle eines Krieges nicht gefährdet sei.

In aller Stille aber legte die Stadt Vorratslager für Mehl, Fleisch und Hülsenfrüchte an. Das allerdings nur zum Zweck, regulierend auf Preistreibereien einzuwirken.

Aber noch war nicht Krieg an diesem 1. August 1914. Als jedoch am Nachmittag eine Fahrabteilung der Leibdragoner ins Munitionsdepot Killisfeld fuhr, um scharfe Munition zu fassen, gab es nur noch eine Meinung: «Es geht los!»

Noch einmal und gewaltiger als je zuvor rauschte die Woge vaterländischer Begeisterung durch die Strassen, als gegen 18.30 Uhr Extrablätter die Mobilisierung des deutschen Heeres und der Flotte für den kommenden Tag meldeten.



Endlich: Krieg – endlich Erlösung nach so viel zermürendem Warten auf das unausweichliche Ereignis.

Seinen Sommerurlaub im Odenwald abbrechend, fuhr Kurt Freiherr Rüdiger von Coltenberg, Adjutant im 1. Badischen Leibgrenadierregiment Nr. 109, in seine Garnison Karlsruhe zurück, wo er am Abend des 1. August 1914 eintraf: «Durch die dunkelnden Strassen wogte die Menge, erfüllt von vaterländischer Begeisterung. Man fühlte sich erhoben und mitgerissen durch das Empfinden rückhaltloser Gemeinsamkeit von arm und reich, jung und alt, durch das Gefühl, mit allen innerlich verbunden zu sein auf Tod und Leben durch das Schicksal des geliebten Vaterlandes. So eilte ich der Kaserne zu, voll Stolz und Zuversicht.

Auf dem Regimentsbüro war schon alles in voller Arbeit. Die Schreibstuben hatten doppelte Besetzung, unaufhörlich klapperten – bis spät in die Nacht – die Schreibmaschinen, klingelte das Telefon. Ordonnanzen kamen und gingen. Freiwillige drängten auf Annahme, mussten aber fast ausnahmslos vertröstet werden, bis das an Mannschaften überkomplette aktive Regiment die Garnison verlassen hatte.

Leider mussten wir auf den Büros darauf verzichten, an dem grossen Erleben jener Tage teilnehmen zu können: Die Pflicht hielt uns – buchstäblich Tag und Nacht – auf unsere Schreibstuben fest und gestattete uns nur kurze Augenblicke zu erhaschen, die sich vor unseren Bürofenstern abspielten. Hing doch nun alles davon ab, dass Befehle, Anordnungen, Meldungen genau nach der Uhr sich abwickelten, wie sie in jahrelanger stiller Arbeit in den Mobilmachungskalendern niedergelegt und bis auf die letzte Patronentasche durchdacht worden waren.

An den kommenden Tagen glich der Kasernenhof in der Moltkestrasse einem Ameisenhaufen. Dort stand eine Abteilung älterer Reservisten und verpasste – nicht ohne Scherz und Lachen – die Helme, für die sich durchaus kein passender Kopf finden

wollte. Eine andere Abteilung – halb Zivil, halb Militär – empfing die Gewehre, und jeder betrachtete mit Ernst und Sorgfalt den treuen Kameraden, der ihn in den kommenden Kämpfen begleiten sollte.

Eine andere Abteilung marschierte zum Impfen, wieder ein Trupp verpasste die Stiefel – diese für den Infanteristen so wichtige Tätigkeit, von der seine Leistungsfähigkeit bei den Märschen abhing. An anderer Stelle versammelte ein Hauptmann seine kriegsstarke Kompanie, bald ging es hinaus zur letzten Generalprobe: zum gefechtsmässigen Schiessen.

Patronenwagen wurden mit scharfer Munition beladen, Bagagewagen zum Packen bereitgestellt. An den Seiten des Kasernenhofes dampften die Feldküchen, da die Bataillonsküchen schon längst nicht mehr zur Verköstigung der anströmenden Massen ausreichten. Im Exerzierhaus standen in langen Reihen die ausgemusterten Bagagepferde, mit schönem gelbem Lederzeug, und zerstampften den Fussboden, auf dem so mancher Grenadier in die Geheimnisse des langsamen Schrittes eingeweiht worden war.

Und in dieses geschäftige Gewühle ertönten von der Ferne anrückend immer mehr anschwellend, unaufhörlich die ‚Wacht am Rhein‘ – immer wieder neue Kolonnen Reservisten, die in tadelloser Ordnung – jeder mit seinem Köfferchen in der Hand – vom Bahnhof her in die Kaserne marschierten. Vor dem Kasernengitter staute sich schwarz die Menge: alte Kameraden, die sich begrüßten, Angehörige, die schmerzlichen Abschied nahmen, Neugierige, die ergriffen in diese sich sammelnden Massen deutscher, kampfbereiter Männer blickten, Kinder, die begeistert mit einstimmten in die Kriegslieder der Väter und Brüder.»

Wichtig wie alles in jenen Tagen ist die Befehlssprache. Der Korpsbefehl des XIV. (badischen) Armeekorps sagt: «Unsere Feinde haben uns das Schwert in die Hand gedrückt. Wir werden es, dazu gezwungen, gebrauchen – und sollten sich die Wogen des Rheins rot färben! Wir wissen das Herz des deutschen Volkes da, wo die Fahnen der Regimenter wehen. Drauf mit Gott für Kaiser, Fürst und Vaterland!»

Der Ernst der Kriegsvorbereitungen dämpft am Tage der Mobilmachung die allgemeine Begeisterung. Präzis wie ein Uhrwerk läuft der Mobilisierungskalender; dagegen gerät jene Institution, die symbolhaft für deutsche Pünktlichkeit und Akkurateste steht, der Eisenbahnfahrplan, völlig aus den Fugen.

Die ersten Reservisten nehmen die kleinen Strapazen, in überfüllten und scheinbar wahllos verkehrenden Zügen zu fahren, freudig als Opfer auf sich, nicht anders als

die Einquartierung in ausgeräumten Schulzimmern, deren Böden nicht einmal eine Schütte Stroh deckt.

In der Südstadt erleben die Bewohner ein martialisches Schaustück. Zwei Schulmädchen, Frieda Sommer und Wilhelmine Seitz, damals 10 und 12 Jahre alt, haben es beschrieben: «Nach Bekanntgabe der Mobilmachung fuhren den ganzen Tag pferdebespannte Wagen an uns vorbei; beladen mit Degen, Bajonetten und Säbeln, die zum Schleifen in die Hauptwerkstätte der Eisenbahn (heute Bundesbahn-Ausbesserungswerk) gebracht wurden. Uns flössten die blanken Waffen Furcht ein; aber was versteht man mit zehn Jahren davon, was Krieg bedeutet? Unsere Eltern erklärten: stellt euch vor, mit diesen Waffen müssen unsere Soldaten auf andere Menschen losgehen, die ihnen nichts getan haben!»

«Aus den Fenstern der Nebeniusschule», schreibt Wilhelmine Seitz, «verkauften junge Soldaten verstohlen ihr Kommissbrot. Nicht, weil Lebensmittelmangel herrschte, sondern weil sie ihre schmale Löhnung etwas aufbessern wollten, und weil uns Kindern Kommissbrot mit Butter köstlich schmeckte. Auf dem Rasen der Wiesenstrasse (heute Stuttgarter Strasse) exerzierten junge Rekruten. Unsere Mütter sassan am Wiesenrand mit ihrem Strickzeug und waren wie wir Kinder an dem militärischen Schauspiel mächtig interessiert.»

In der Sondersitzung des Stadtrates vom Vortag hatte Oberbürgermeister Dr. Siegrist an die Militärbehörden appelliert, zur Sicherstellung der Lebensmittelversorgung Angehörige des Bäcker- und Metzgerhandwerks von den Einberufungen zurückzu-



stellen. Am Sonntagabend (2. August) erhielten 700 Bäcker aus dem Raum Mannheim-Karlsruhe den Befehl, sich in der Karlsruher Festhalle einzufinden (sie sollten den Feldbäckereien zugeteilt werden). An diese Episode erinnert sich Friedrich Klauss: «Da wir in der Festhalle auf dem nackten Boden übernachten sollten, sagte der Offizier vom Dienst: ‚Ihr seid Bäcker, und Bäcker sind Leute mit Ehre. Ich entlasse euch bis morgen früh und erwarte, dass ihr vollzählig um 4 Uhr wieder zur Stelle seid!‘ Um 4 Uhr waren bis auf einen Mann alle zum Appell in der Festhalle.» Die erste Reservetruppe, die aus Karlsruhe auszog, waren jene 700 Feldbäcker. Von den aktiven Regimentern standen die Leibdragoner am ersten Mobilmachungstag ausmarschbereit. Am Nachmittag dieses Sonntags zu Fuss im offenen Viereck in ihrer Kaserne (Kaiserallee) angetreten, sprach der Regimentskommandeur Oberstleutnant Graf von Gessler ein Treuegelöbnis zur Standarte, bevor Grossherzog Friedrich II., der Chef des Leibdragonerregiments, die Abschiedsparade abnahm. Das Regiment hatte Befehl zum Einwaggonieren für den kommenden Morgen.

Als in der Stadt bekannt wurde, dass die Leibdragoner als erstes Karlsruher Regiment ausrücken würden, umlagerten Tausende die Kaserne in der Kaiserallee. Bürger, die sich an dem prachtvollen Bild kriegsmässiger Kavallerieappelle erbauten, Familienangehörige, die mit einem letzten Blick ihren Sohn oder Vater unter den feldgrauen Reitern suchten. Hier, vor den hohen Staketenzäunen, flossen die ersten Tränen in die allgemeine Begeisterung hinein.

Noch war der Krieg nicht erklärt.

So schrieb die junge Lehramtspraktikantin Emma Betzel an diesem 2. August in ihr Tagebuch: «Sind die Würfel gefallen, oder dürfen wir noch eine schwache Hoffnung haben? Man hört, Frankreich und England leiten eine Demarche in Petersburg ein. Ob Russland noch zurückkann und will? Frankreich, sagen die Leute, will den Krieg nicht, aber Deutschland scheint ihn angeblich für günstig zu halten. Alle sagen: Wir sind gut gerüstet, jetzt gilt es, die richtige Zeit zu nützen!»

Die ruhelose Spannung der letzten Tage hält die Bevölkerung in ihrem Bann. Sie bestimmt den nun völlig veränderten Lebensrhythmus der Residenzbewohner. Nicht mehr die Uhr, die Ereignisse bestimmen den Tagesablauf in Karlsruhe. So stehen sie schon zu Tausenden zu der ungewöhnlichen Morgenstunde um 6 Uhr früh zu beiden Seiten der Kaiserallee und der Kaiserstrasse, um ihren Leibdragonern den Abschiedsgruss zu entbieten.

An die Einwohnerschaft von Karlsruhe

ergeht die dringende Bitte, deutsches Papiergeld im Zahlungsverkehr willig und unbedenklich anzunehmen; es besitzt die gleiche Zahlungskraft wie Gold und Silber, seine Entwertung ist gänzlich ausgeschlossen.

An den hauptsächlichsten Nahrungsmitteln, insbesondere an Getreide, Mehl, Fleisch und Milch, sind genügend Vorräte vorhanden, so daß die Versorgung der Militär- und Zivilbevölkerung hinreichend gesichert erscheint. Irgend ein Grund zur Besorgnis in dieser Beziehung liegt also nicht vor, auch wenn die Zufuhr von England abgeschnitten oder beeinträchtigt werden sollte.

Vor überstürzten Einkäufen seitens des Publikums ist dringend zu warnen. Durch besonnene Ruhe läßt sich unangemessenen Preissteigerungen begegnen.

Im Hinblick auf den Ernst der Lage, in die Deutschland gekommen ist, werden bis auf weiteres Montags, Mittwochs und Freitags von 11 bis 12 Uhr Mitglieder des Kollegiums der Handelskammer im Bureau der Kammer anwesend sein, um Interessenten in auftauchenden wichtigen Fragen zu beraten. Im übrigen ist auch fernerhin das Sekretariat der Handelskammer jederzeit zur Entgegennahme von Wünschen und zur Erteilung von Auskünften bereit.

Karlsruhe, den 5. August 1914.

Die Handelskammer für die Kreise Karlsruhe und Baden.

Die Lanzen in der Rechten, die Karabiner in Segeltuchhüllen an den Sätteln hängend, rückt Eskadron um Eskadron aus dem Kasernentor. Es ist ein bezwingendes Bild, diese kriegsmässig ausziehenden Formationen zu sehen, bezwingend nicht zuletzt durch den Anblick der mit sagenhafter Gründlichkeit vorbereiteten Materialausstattung. Da ist alles bis ins kleinste perfektioniert, musterhaft vom letzten Sohlennagel an den neuen Reitstiefeln bis zum Reservehufeisen in den Packtaschen.

Das leise Knarren des Lederzeugs, das Getrappel der Hufe geht unter im Jubel der Massen. Je näher sich die Truppe dem Mühlburger Tor nähert, um so gedämpfter wird der Hufschlag auf dem Granitpflaster. Die Pferde gehen auf einem Teppich aus Blumen dieses Sommers. Die straffen Formationen geraten durcheinander, Männer und Frauen sind in die Reihen der Reiter eingedrungen, dem Sohn, dem Manne, dem Freund ein letztes Mal die Hand zu drücken.

Die rührenden Szenen des Abschieds wiederholen sich an den Bahnhöfen. Die 1. Eskadron des Leibdragonerregiments mit dem Regimentsstab wird auf dem Güterbahnhof in der Kriegsstrasse verladen, die 2. Eskadron und der Stab der 28. Kavalleriebrigade auf dem Westbahnhof und später die 4. und 5. Eskadron auf dem Güterbahnhof. Nur die Offiziere kennen den Marschbefehl des Regiments mit dem Ziel Diedenhofen bei Metz. Aber alle wissen in diesen Morgenstunden des 3. August, dass das Deutsche Reich den Krieg an Frankreich erklärt hat.

Über die Abfahrt der Leibdragoner aus ihrer alten Garnison schrieb einer, der mit ausrückte, Rittmeister Frhr. von Rosen: «Unter Hurrarufen setzten sich die Züge in Bewegung. Bei Germersheim geht es über den Rhein. Noch einmal zeigt uns Sommersonnenschein Rebhügel und reichbestandene Felder der Pfalz, die – schon verlassen von ihren Bestellern – Frauen, Greisen, Kindern überantwortet sind. Sie winken den vielen, vielen Zügen unablässig zu, die alle die Pfalz nach Westen durchfahren. Dann folgt lothringisches Land, an dessen Westgrenze spät in der Nacht die Eskadrons in Diedenhofen ausgeladen werden und zum erstenmal Kriegsunterkunft in den Räumen einer Brauerei und in einem Exerzierhaus beziehen!»

Wie gesagt: die vaterländische Begeisterung jener Tage verlangte nicht allein nach phonetischem Ausdruck, sie verlangte auch – Taten. Was aber tun, wenn es nichts gibt, patriotischen Tatendrang abzureagieren? So entlud sich ein Teil der aufgestauten Hysterie in der «Jagd nach Spionen»⁷. Kinderscharen stürmten das Bezirksamt am Marktplatz und alarmierten mit immer neuen Gruselmeldungen die Polizei. Ganz

Erklärung.

Verschiedenen Gerüchten, ich sei der Beihilfe zur Spionage schuldig, trete ich mit aller Entschiedenheit entgegen und werde jeden, der ein solches Gerücht verbreitet, unnach-sichtlich wegen Beleidigung von jetzt ab verfolgen.

Der seit 5½ Jahren in Karlsruhe ansässige deutsch-russische Freiherr v. d. Pahlen hat bei mir seit einiger Zeit gegen die übliche, nicht etwa höhere Vergütung vor Kriegs-ausbruch zwei möblierte Zimmer gemietet gehabt; schon bevor jemand an irgend einen Krieg mit Rußland dachte, hatte ich wegen Differenzen anderer Natur gekündigt gehabt. Freiherr v. d. Pahlen gilt jetzt als der Spionage für Rußland verdächtig, offenbar infolge plötzlichen Verschwindens. Vorher hatte niemand eine Ahnung, was v. d. Pahlen war; derselbe verkehrte in ersten Karlsruher Kreisen, die sicher national sind. Ich konnte nicht ahnen, daß der deutsch-russische Freiherr, der aus der deutschen Bevölkerung der deutschen russischen Provinz Estland stammt und der mit mir nie über Privatsachen sprach, der Gemeinheit einer Spionage fähig war. Freiherr v. d. Pahlen ist plötzlich abgereist, mir gab er an, er sei einberufen, werde aber wiederkommen, seine Sachen solle ich zu einem mir benannten Hochschulprofessor schaffen, und ging; hätte ich das geringste geahnt, hätte ich sicherlich sofortige Verhaftung veranlaßt.

Auf anonyme Anzeige hin wurde ich zwar vorläufig festgenommen, aber alsbald wieder entlassen, da sich meine völlige Unschuld herausstellte.

Meine Bekannten und Geschäftsfreunde werden mich nicht der Gemeinheit fähig halten, an einer Spionage teilzunehmen.

Ich weise darauf hin, daß ich gleichzeitig an verschiedene, gut deutsche Studenten vermietet hatte, die nichts bemerkten und die ich sicherlich bei schlechtem Gewissen nicht ins Haus genommen hätte.

Ich hatte mich zum Landsturm gemeldet, bevor noch jemand gegen mich einen Verdacht aussprach und früher, als ich hierzu verpflichtet war.

Auch hatte ich sofort mit Kriegsausbruch die hierdurch leer gewordenen möblierten Zimmer freiwillig für Einquartierungen der Kommission unentgeltlich angeboten.

Karlsruhe, den 6. August 1914.

Ludwig Feldmann.

genau hatten sie gesehen, wie ein als Frau verkleideter Spion Gift in die Brunnen des Karlsruher Wasserwerks im Durlacher Wald gegossen hatte.

Und es gab niemanden in Karlsruhe, der solche und ähnliche Lächerlichkeiten, Phantastereien überhitzter Hirne, nicht todernst nahm. Polizeibeamte sperrten die Umgebung des Wasserwerkes ab. Die Stadtverwaltung ordnete eine chemische Untersuchung des Karlsruher Trinkwassers an.

In Sonderdrucken und im redaktionellen Teil der Zeitungen veröffentlichte Prof. Rupp von der Technischen Hochschule das Ergebnis seiner Analysen:

«Wir garantieren die völlige Reinheit des Trinkwassers!» Trotzdem blieb die Bevölkerung skeptisch.

Denn an der allgemeinen «Spionenjagd» beteiligten sich nicht nur Kinder, sondern zunehmend mehr die Erwachsenen. Rudolf Lindner erinnert sich: «Leute mit ausländischem Aussehen wurden als Spione verfolgt. Viele ausländische Kaffeehausmusiker erlebten ihr blaues Wunder. Die Kapelle im ‚Café Odeon‘ musste alle halbe Stunde die ‚Wacht am Rhein‘ und ‚O Deutschland hoch in Ehren‘ spielen!»

Das seinerzeit überaus beliebte «Café Odeon» (heute steht dort das Gebäude der Kaufhalle) schien das Hauptquartier der «Spione» gewesen zu sein. Die Jagd nach ihnen schildert Franz Pfistner: «Überall wurden nun Militärpatrouillen gesehen, die jeweils von einem Offizier geführt wurden. Sie sollten nach russischen Spionen suchen. Ich war Zeuge, wie Soldaten den Einstiegdeckel zur Kanalisation beseitigten, um dort nach Spionen zu suchen. Dann wurde bekannt, dass im ‚Café Odeon‘ ein Spion gesehen wurde, und tatsächlich brachte eine Patrouille einen jungen Mann heraus. Nur weil er einen Vollbart trug, war er als Spion verdächtigt worden. Ebenso wollte man auf den Karlsruher Dächern Spione gesehen haben. Die Angst vor etwai- gen Sprengungen und anderen Sabotageakten beherrschte die Stadt.»

Dass der Landsturm schon aufgeboten war und die öffentlichen Anlagen – Brücken, Fabriken, Bahnanlagen usw. – zuverlässig sicherte, beruhigte die von der Spionen- furcht behexte Bevölkerung keineswegs.

Eines der unsinnigsten Gerüchte verdächtigte ausgerechnet den selbstlosesten Berufsstand, den der Krankenschwester. Seit auf der Kaiserstrasse zwei als Krankenschwestern verkleidete Serben «gesehen» worden waren, von denen «eine sogar zwei Bomben in der Handtasche bei sich trug», beargwöhnten die Karlsruher alle Mädchen und Frauen in Schwestertracht.

Der damals 16jährige Alfred Ringwald erinnert sich einer Szene, die sich am Nach- mittag des 3. August auf der Kaiserstrasse abspielte: «Auf der Nordseite der Kai- serstrasse ging eine nach der damaligen Mode gekleidete junge Frau in Richtung zum Marktplatz. Sie trug einen der weitausladenden Hüte, der mit einem violettfarbenen Schleier am Kinn zusammengebunden war. Plötzlich schriegen einige barfüssige Gas- senbuben: ‚Reisst ihr den Schleier herunter, sie ist eine Spionin! Alle Spione an den Galgen!‘ Die junge Frau (wie sich später herausstellte, die Tochter eines Beamten aus der Weststadt) flüchtete nahe der Lammstrasse in ein Ladengeschäft. Im Nu be- lagerte eine riesige Menschenmenge das Geschäft und drohte es zu zertrümmern,

wenn die Spionin nicht ausgeliefert werde. Schutzleute griffen ein und bereiteten dem wilden Spuk ein rasches Ende.»

Kein Unsinn konnte gross genug und keine Lüge schamlos genug sein, um nicht geglaubt zu werden. Ernstzunehmende Leute kolportierten am Abend dieses «verhexten Montag»: «Haben Sie schon gehört, im Hof der Gewerbeschule sind fünf russische Spione standrechtlich erschossen worden!» Und dieses haltlose Gerücht wurde geglaubt, obgleich jeder wusste, dass die Gewerbeschule bis unters Dach mit jungen Reservisten belegt war.

Unter dem unmittelbaren Eindruck der «Hexenjagd» und nicht den geringsten Zweifel an den gehörten und erzählten «Spionenverhaftungen» aufkommen lassend, schrieb ein junges Mädchen, Emmi Betzel, in ihr Tagebuch: «Eine tolle Spionenjagd hat in Karlsruhe eingesetzt. Russen, die sich als Damen, als Schwestern verkleideten, wurden gefasst und ins Bezirksamt eingeliefert. Draussen bei Maxau wurden zwei Personen mit Auto gefasst, die unter der Autopritsche 16 bis 20 Bomben hatten, um die Brücke in die Luft zu sprengen. Mit schussbereiten Gewehren führten Soldaten die Verhafteten ins Bezirksamt am Marktplatz.»

Seit zwei Tagen bereits melden sich ununterbrochen junge Karlsruher Bürger auf den



**Die beste Liebesgabe für unsere
wackeren Soldaten im Felde**

ist 1 Karton mit 25, 50 oder 100 Dosen **Dr. Jeitter's Praeservativ-Cream**. Unentbehrlich für jeden Soldaten zur Fußpflege, gegen Fußschweiß, Wund- und Blasenlaufen der Füße und anderer Körperteile (Wolfgehen, Durchreiten), Scheuerstellen, Geschirr- und Satteldruck etc. bei Tieren. Zu haben in Kart. à 25 Dosen Mk. 5.20, 50 Dosen Mk. 10.—, 100 Dosen Mk. 19.50 in den einschlägigen Geschäften oder direkt von der Firma **Sabolwerke Durlach, Dr. Jeitter & Co., Durlach.**

Kasernenschreibstuben, um als Kriegsfreiwillige in ein Regiment einzutreten. Am Dienstag, dem 4. August 1914 (an diesem Tag erklärte England den Krieg an Deutschland, und der Kaiser erneuerte den Orden des Eisernen Kreuzes), gleicht der Andrang der Freiwilligen einem regelrechten «Sturm auf die Kasernen». Wenn dieser Krieg – sagen sich die jungen Leute – bis Weihnachten vorbei ist (und daran zweifelt niemand, besonders nicht nach den eben einlaufenden ersten Siegesnachrichten) und man war nicht dabei, das wäre eine Schande ohnegleichen. In Gruppen zu Hunderten ziehen junge Arbeiter, Schüler, Studenten, Handwerker und Beamte von Kaserne zu Kaserne. Wer bei den Grenadieren nicht ankommt, versucht es bei den Dragonern oder bei der Artillerie. Zwar sind die Aussichten (für Nichtspezialisten) rar, beim Telegraphen-Bataillon angenommen zu werden, aber der Versuch ist zumindest nicht strafbar.

Und wenn alle Stränge reissen, gibt es noch in Durlach den 14er Train. Diese durch Witze und harmlose Spottlieder stets etwas von oben herab angesehene Nachschubeinheit ist plötzlich zum Magnet und zur letzten Hoffnung all derer geworden, die aus irgendeinem Grunde von anderen Waffengattungen abgelehnt worden waren. Eine wahre Wallfahrt kriegsbegeisterter Freiwilliger setzt nach Durlach ein. Angesichts dieses Riesenangebots aber ist selbst der Train wählerisch geworden.

Was bleibt jedoch einem Jüngling, der zu den Waffen drängt und in seiner Heimatstadt – die weiss Gott nicht eine der kleinsten Garnisonstädte ist – keine Chancen hat? Er fährt die badischen Garnisonen ab von Mannheim bis Konstanz – und wenn er dabei keinen Erfolg hat, dann gibt es noch die angrenzenden Königreiche und Grossherzogtümer, die bekanntlich auch Truppen stationiert haben. Einer dieser unermüdlichen Kriegsfreiwilligen, Willi Erb, der das Pech hat, noch nicht 17 Jahre alt zu sein, reiste noch von Kaserne zu Kaserne, als der berühmte «Wenn-die-Blätter-fallen»-Termin längst vorbei ist, bis er endlich 1915(!) in einem bayerischen Regiment angenommen wird.

Etwas mehr Glück hat der Kriegsfreiwillige Emil Maier; er besitzt das «Gardemass», ist aber erst 15 Jahre alt. Er tut das Unvorstellbare: er fälscht kühn seine Geburtsurkunde von 1899 auf 1897 und wird «Leibgrenadier». Erst 1917 wurde der «Schwindel» entdeckt – und grosszügig verziehen.

Aufregend waren auch die Erlebnisse des damaligen Kriegsfreiwilligen (späteren Rechtsanwalts und Stadtrats) Dr. Otto Figlestahler. Damals Untersekundaner des Humboldtgymnasiums, erinnert er sich an die ersten Augusttage 1914: «Mein Klassenlehrer und Bibliothekar, Prof. Dr. Weizenecker, Reserveoffizier und Patriot, nahm

Aufruf.

Durch die Einberufung aller Wehrpflichtigen zum Kriegsdienst sind zahlreiche beschlossene Familien ihrer Ernährer beraubt. Die vom Reiche gewährte Unterstützung wird in vielen Fällen, namentlich bei großer Kinderzahl, Krankheit einzelner Familienglieder usw. nicht ausreichen. Um solche Familien nicht der gefühligen Armenunterstützung anheim fallen zu lassen, soll ihnen im Wege der freiwilligen Fürsorge Hilfe geleistet werden. Dies ist Pflicht derjenigen, die nicht die Möglichkeit haben, die Sicherheit und Ehre unseres Vaterlandes mit bewaffneter Hand zu verteidigen.

Wir richten daher an unsere in der Heimat verbleibenden Mitbürger, insbesondere an die begüterten unter ihnen, die dringende Bitte, uns freiwillige Gaben für die Unterstützung bedürftiger Familien unserer im Felde stehenden Mitbürger zuzuwenden. Jede Gabe ist willkommen. Sie können in einmaligem Betrage oder in monatlichen Teilbeträgen eingezahlt werden.

Zur Empfangnahme ist die Abteilung B der Stadtkasse (Wohltätigkeitskasse, Rathaus, Eingang Orbel-Strasse, Zimmer Nr. 29) beauftragt. Außerdem nehmen der Oberbürgermeister, die Bürgermeister, sämtliche Stadträte und Stadtverordnete sowie die Banken solche Gaben gerne entgegen.

Die Zuweisung der Gaben wird im Einvernehmen mit dem Roten Kreuz geschehen.
Karlsruhe, den 5. August 1914.

Der Stadtrat:

Siegrist.

Sacher.

Belanntmachung.

Die Karlsruher Milchversorgung betr.

Durch den bevorstehenden Abtransport der Truppen wird der Verkehr und damit auch der Bezug von Lebensmitteln, insbesondere der Milch auf einzelnen Bahnstrecken bedeutend eingeschränkt und teilweise sogar vollständig unterbunden werden. Wie lange diese Störungen anhalten werden, ist unbestimmt. Um einer etwaigen Milchnot in der Stadt zu begegnen, ist von Seiten der Stadtverwaltung ein teilweiser Bezug der Milch mit Automobilen und Fuhrwerken von auswärts bereits organisiert worden. Trotzdem richten wir an die hiesige Bevölkerung die Bitte, vom nächsten Samstag ab den Bedarf an Milch nach Möglichkeit einzuschränken und die vorhandenen Milchmengen in erster Linie den Kindern und Kranken zur Verfügung zu stellen.

Karlsruhe, den 5. August 1914.

Der Stadtrat.

uns tüchtig vor und appellierte ernstlich an unser vaterländisches Gewissen, als wir mit hochrotem Kopf und überbetonter Selbstgefälligkeit bei ihm erschienen, um uns nochmals bei ihm zu bedanken.

Anderntags reifte auch in mir im Zuge einer überall angeschlagenen Proklamation an das deutsche Volk der Entschluss, mich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden. Meine Eltern, hierüber entsetzt, versuchten mir dies auszureden, in der Hoffnung, dass sich diese ‚Anwandlung‘ wieder legen würde. Meine sechs jüngeren Geschwister bestaunten meinen Entschluss und bestärkten mich darin. Am 2. August 1914 begab ich mich kurz entschlossen nach der Kaserne des Grossherzogs Leib-Feld-

Art.-Rgt. Nr. 14 in Gottesau (sie war vom Elternhaus in der Augartenstrasse die nächstliegende, an der wir beim Sonntagsausflug in das Schützenhaus vorbeizogen), wurde dort nach langem Palaver mit dem wachhabenden Unteroffizier zum Offizier vom Dienst begleitet, wo man sich den Kopf darüber zerbrach, was mit mir überhaupt geschehen könnte. Ich hörte dort so nebenbei die ärgerlichen Worte eines schnauzbärtigen Wachtmeisters: ‚Der Bub kann ja nicht einmal einen Lafettenschwanz heben!‘

Die Folge war schliesslich, dass ich wieder zum Wachtor hinausbugsiert wurde mit dem Bescheid: ‚Du bist noch keine 17 Jahre alt, Leute darunter dürfen wir nur annehmen, wenn die schriftliche Einwilligung des Vaters vorliegt. Überlege es dir ja gründlich und komme, wenn du es dennoch willst, am besten mit deinem Vater wieder!‘ Zu Hause angekommen, gab es nach einem erleichterten Aufatmen eine heftige Auseinandersetzung unter den Eltern, weil meine Mutter heulte und tobte, schliesslich vorgab, sich noch ein Leid anzutun. Als mein Vater zur Erkenntnis kam, dass ich mich durch nichts mehr umstimmen liess, nahm er mich an der Hand und setzte schliesslich bei dem wachhabenden Offizier meine Annahme als Kriegsfreiwilliger, wie immer wieder betont wurde, der jüngste von Karlsruhe, durch.»

Wie viele kleine Tricks und Kniffe zu beachten waren, um endlich die ersehnte Uniform zu bekommen, schildert Karl Cermak. Schauplatz seiner Schilderung ist die Grenadierkaserne in Karlsruhe:

«Tausende standen jeden Morgen vor den Kasernen, sie wurden nicht mal eingelassen, sie konnten auch nicht verkraftet werden. Für sie war im Räderwerk des Generalstabs kein Platz gelassen worden. Aber verpuffen wollte und konnte man höherorts diese Begeisterung nicht lassen. Am 4. August 1914 schlug unsere Stunde, wir wurden eingelassen in die Kaserne, mussten uns in Reih und Glied aufstellen, dem Feldwebel, den ich kannte, wird das militärische Herz geblutet haben bei dieser Aufstellung.

Und dieser eine Feldwebel nahm die Musterung vor; er ging die Reihen entlang, nickte dem zu und wieder einem und wieder einem. Die durften rechts raus und waren angenommen. 1‘200 Mann waren von einem Manne – eben diesem Feldwebel – innerhalb einer einzigen Stunde gemustert und als Kriegsfreiwillige angenommen worden. (Mir hatte er tags zuvor gesagt: ‚Trete ohne Brille an!‘ Diesen Rat hatten auch andere befolgt, denn nach Tagen hatten viele eine Brille auf. So viele, dass ich später während der Ausbildungszeit beim Rückmarsch vom Exerzierplatz hörte, wie ein kleines Mädchen fragte: ‚Babbe, was sin den des für Soldate mit lauter Brille?’).»

Von der Einberufung der Reservisten und Landwehrangehörigen gibt Prof. Karl Baier, Rüppurr, ein anschauliches Bild:

«In aller Stille und Ordnung machten sich Reservisten und Landwehrleute zur Abreise fertig, die in wenigen Tagen anzutreten war. Die mannhafte Sicherheit, die äussere und innere Ruhe, die von diesen alten Soldaten ausging, strahlte so viel Vertrauen und Zuversicht aus, dass man darüber alles vergessen konnte, was als ernste Vorahnung schon in den Gemütern wach sein mochte. Und als der Tag der Abreise gekommen war, gab es ohne viele Worte kurzen, herzlichen Abschied von den Angehörigen; überall auf ihrem Weg riefen ihnen Bekannte und Freunde gute Wünsche zu. In wohlgeordneten Gruppen zogen nun die Männer ihrer neuen Aufgabe, einem unbekanntem Schicksal entgegen. Was sie zuinnerst bewegte und erfüllte, drückten die Worte des Liedes aus, das sie in früheren Jahren oft wie ein anderes Soldatenlied gesungen haben mochten, das aber in dieser entscheidenden Stunde wie ein feierliches Bekenntnis klang:

Und ruft das Vaterland uns wieder
Als Reservist, als Landwehrmann,
So legen wir die Arbeit nieder
Und folgen deinen Fahnen dann.

Sinnend schaute mancher den Davonmarschierenden nach, und jedes der Zurückbleibenden konnte da einen Hauch von der Grösse des geschichtlichen Augenblicks verspüren. So wie diese Gruppen bekundeten im ganzen Deutschen Reich Millionen in diesen Tagen ihre tätige Liebe zum Vaterland. Es war eine einmalig hohe, verheissungsvolle Zeit. Das innere Geschehen in ihr gehört zu dem wertvollsten, unauslöschlichen Erleben, das sich den damaligen Deutschen mitteilte. Für manchen Miterlebenden besteht es wie ein ragendes Denkmal über der Flut der seitherigen Ereignisse weiter.

So machtvoll hatte der beginnende Krieg sein erstes Wort gesprochen. Bald folgten andere. Den Älteren es nachzutun, meldeten sich zahlreiche junge Leute – darunter mehrere noch im Knabenalter stehende – freiwillig für den Kriegsdienst. Solche, die bei der Frühjahrmusterung noch nicht für tauglich befunden worden waren, wurden jetzt zumeist als waffenfähig erkannt; bald zogen auch sie in die Kasernen ein. Und noch eine wichtige Musterung anderer Art folgte. In den Rüppurrer bäuerlichen Betrieben standen über 60 Arbeitspferde. Auch sie wurden erneut für den Fuhrdienst

im Felde ausgemustert; und manches schöne Gespann verliess in den folgenden Tagen seinen heimischen Stall. Denn noch wurde fast der ganze Fahrzeugtransport mit Pferden bestritten.»

Als ehemaliger Angehöriger des Artillerie-Rgt. 50 (28. Inf.-Div.), das im Schloss Gottesaue stationiert war, erinnert sich Karl Baumann an den 4. August 1914: «Bei denkenden Menschen war die Begeisterung nicht überwältigend, weil die Vorahnungen diese in Sorgen verwandelten. Als junger Reservist von 23 Jahren musste ich am dritten Mobilmachungstag (4. August) in Gottesaue einrücken. Auf meinem Weg (eine Abteilung wurde nach Knielingen verlegt) von Gottesaue nach Knielingen standen viele Menschen winkend, aber auch weinend an den Strassenrändern. In der ländlichen Gemeinde Knielingen war die Hurra-Stimmung nicht gross, weil ja nicht nur die Männer, sondern auch die für die Landwirtschaft unentbehrlichen Pferde ‚eingezogen‘ wurden. Der einzige Kriegslustige in unserer Batterie war unser Hauptmann von Leppel, der die ganze Zeit über mit seiner Pistole herumrannte und rief: ‚Nichts wie ran an den Feind!‘.» Kennzeichnend für die ersten Augusttage 1914 und erhaben über jede spätere Kritik steht der Opfermut von Millionen junger Menschen: der Kriegsfreiwilligen! Er soll so weit gegangen sein – wie es ein «Tagesgespräch» in Karlsruhe schilderte –, dass der Sohn einer angesehenen Familie nach endlosen, zermürbenden Versuchen, als Kriegsfreiwilliger angenommen zu werden, den Verstand verloren hat. Verzweifelt über die vielfache Ablehnung, die er an den Kasernentoren erfahren hat, soll er sich in sein Zimmer eingeschlossen und erschossen haben. Die Statistik der Stadt verzeichnet für den Monat August 1914 zwar drei Selbstmorde. Ob darunter der obengenannte Fall gezählt wurde, ja, ob er sich überhaupt so ereignet hat, ist jedoch nicht mehr festzustellen.

Zwei Tage nach der Kriegserklärung an Frankreich und den ersten Siegesmeldungen der deutschen Armeen aus Belgien hat sich das Bild der Stadt Karlsruhe merklich gewandelt. Die Residenz ist Etappenstadt geworden. Der Betrieb auf den Strassen zeigt es deutlich. Anstelle der einberufenen Strassenbahnschaffner und Wagenführer haben Studenten (meist angehende Ingenieure) den Dienst übernommen. Ihren Lohn haben diese jungen Leute freiwillig für die Verwundetenpflege zur Verfügung gestellt.

Ein Aufruf der Grossherzogin-Witwe Luise, der Schirmherrin und Leiterin des Roten Kreuzes, fordert Frauen und Mädchen, vor allem aber Medizinstudenten (ab dem 6. Semester) zum Hilfsdienst in der Kranken- und Verwundetenbetreuung auf.

Flottenbund Deutscher Frauen Karlsruhe.

Um eine Zersplitterung der Hilfstätigkeit zu vermeiden, hat sich die Ortsgruppe des Flottenbundes Deutscher Frauen dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt. Die bei der Ortsgruppe eingehenden freiwilligen Gaben werden dem Roten Kreuz übergeben werden. Wir bitten die Mitglieder, ihre Gaben an die durch Anschläge kenntlich gemachten Sammelstellen abzugeben.

Jede, auch die kleinste Gabe, ist herzlich willkommen.

Der Vorstand:

Frau Minister Rheinboldt.

Ein Gnadenerlass des Grossherzogs befreit Kriegsteilnehmer (unter gewissen Bedingungen) von zivilgerichtlichen Strafen. Die Stadtverwaltung bewilligt die Befreiung vom Eheaufgebot. Massentrauungen finden in den Kirchen statt. Das Standesamt registriert 150 Nottrauungen in drei Tagen. Gigantisch sind die Leistungen der Stadtverwaltung angewachsen und müssen bewältigt werden, obwohl von 1'028 Beamten 479, von 1'456 Arbeitern 597 einrücken mussten. Ganz ähnlich ist die Lage bei der Post und vor allem bei der Bahn.

Am Morgen des 5. August 1914 aber bietet sich den Karlsruhern ein ungewöhnliches Bild der wachsenden Kriegsbereitschaft. Der Anblick von Pferdemonstrationen, die auf Kasernenhöfen und öffentlichen Plätzen in Karlsruhe und Durlach fast täglich durchgeführt werden, ist längst nichts Neues mehr. Aber an diesem Morgen rollen aus allen Stadtteilen die vollgummibereiften – mit der berühmten Kulissen (Aussen)-Schaltung versehenen – Personen- und Lastkraftwagen zur «Vehikel-Musterung» auf den Gutenbergplatz. Besitzer von privaten Personenkraftwagen (es sind rund 300) haben die Möglichkeit, als Wehrpflichtige oder Reservisten zusammen mit ihrem Fahrzeug ein-

gezogen zu werden. Die Heeresleitung gedenkt sie als Fahrer von hohen Offizieren oder als sog. «Automobil-Rekognoszierer» (= Mot.-Aufklärer) einzusetzen. «Kavaliersoldaten» nennen die Karlsruher jene ersten «Freiwilligen mit eigenem Wagen». Frau Emmi Betzel geb. von der Stein erinnert sich noch gut an diesen Tag. In ihrem Tagebuch steht unter dem Datum Mittwoch, 5. August 1914: «Heute war Autoaushebung auf dem Gutenbergplatz. Gerüchte kommen auf, dass in Paris die Anarchie herrsche. Aber auch bei uns geht es bunt zu. Metzger und Bäcker schicken kein Fleisch und keine Brötchen mehr frei Haus. Alles muss gegen Barzahlung in den Läden geholt werden. Die Eiswagen (Wagen zur Beförderung von Stangeneis) werden nicht mehr von Pferden, sondern von Menschen gezogen. Ein Ei kostet nun 12 Pfg., ein halbes Pfund Butter 75 Pfg. Das Einzige, was bis jetzt noch billig ist: Obst!» Karlsruhe, Etappenstadt im Aufmarschgebiet, erlebte nun zunehmend mehr den Ein- und Durchmarsch fremder Regimenter. Hessische, bayerische und württembergische Truppen auf dem Weg zur Front machten in den zu Hilfskasernen umgewandelten Schulen kurze Rast vor dem Weiterziehen. An diese Soldaten und besonders an ein Lied, das sie sangen, ein in Karlsruhe bis dahin unbekanntes Lied, erinnert sich Frau Hilde Assmuth: «Ich war damals noch nicht ganze zehn Jahre alt. Meine Eltern wohnten in der Schützenstrasse, nahe der Ettlinger Strasse. Immer, wenn wir Kinder den Gesang von Soldaten hörten, rannten wir zur Ettlinger Strasse. Da kamen deutsche Truppen anmarschiert und sangen, was einen besonderen Eindruck auf mich machte, das Lied:

„So leb denn wohl, wir müssen Abschied nehmen.
Die Kugel wird ins Flintenrohr gesteckt,
und unser allerschönstes junges Leben
wird jetzt im Krieg wohl auf das Schlachtfeld hingestreckt.
So lebt denn wohl, ihr Eltern und Geschwister,
zum letzten Male reich' ich euch die Hand,
und sehen wir einander niemals wieder,
so hoffen wir auf jenes bess're Land.
Kanonen Donner sausen durch die Lüfte,
die Bayonette sind schon aufgesteckt.
Die Siegesfahne flattert durch die Lüfte,
mit Pulverdampf ist unser Haupt bedeckt'.»

Eine alte Karlsruherin, Fräulein Michelis, schreibt, dass ihr von allen Liedern jener Tage das am besten gefallen habe (der Text ist ihr entfallen), welches mit dem erhe-

Aufruf.

Der Krieg ändert nichts an bürgerlichen Rechtsverpflichtungen; alle Verträge und Verbindlichkeiten sind einzuhalten und zu erfüllen.

Unter der Not der Zeit haben auch die kaufmännischen Geschäfte schwer zu leiden. An das gesamte Publikum, vor allem an die wohlsituierten Kreise, ergeht das dringende Ersuchen, unbezahlte Rechnungen möglichst ungefäumt zu begleichen und einen Kredit von den Kaufleuten, die jetzt ihrerseits alles sofort, meist sogar im voraus bar bezahlen müssen, nicht mehr in Anspruch zu nehmen. Der Zahlungsfähige, der seine Gläubiger warten läßt und sein Geld ängstlich zurückhält, verletzt in gegenwärtiger Zeit seine Pflicht dem Gemeinwohl und dem Vaterlande gegenüber. Im Interesse unseres gesamten Wirtschaftslebens und insbesondere, um unsern kaufmännischen Mittelstand vor unheilbaren Schädigungen zu bewahren, ist Barzahlung und gewissenhafte, rechtzeitige Erfüllung fälliger Verbindlichkeiten dringend erforderlich und unabweislich.

Karlsruhe, den 14. August 1914.

Die Handelskammer.

Handwerkskammer Karlsruhe.

Tausende von Vätern aus dem Handwerkerstand sind in den Krieg gezogen und sind ihren Familien mitten aus dem Geschäft entrissen worden. Ersreulicherweise regen sich überall milde Hände zur Linderung der gewerblichen und leiblichen Not. Schwerer noch als andere Schichten der Bevölkerung hat der Handwerkerstand unter den jetzigen Verhältnissen zu leiden, da Lieferanten und sonstige Gläubiger auf Zahlung drängen und nur gegen bar die Rohprodukte zu erhalten sind, während der Betrieb wegen fehlender Aufträge vielfach ruht. Wir richten daher an das Publikum die dringende Bitte, die Forderungen der Handwerker alsbald zu begleichen.

Weiter bitten wir, unsern Handwerksmeistern und insbesondere den Geschäften, aus welchen heraus der Mann zur Fahne gerufen worden ist, Arbeiten und Lieferungen übertragen zu wollen, damit die Familien und deren Geschäft vor dem Untergang bewahrt bleiben.

Der Vorsitzende:
Frennann.

Der Sekretär:
Dr. Loth.

benden Refrain endete: «... Mädchen, eure Ehre schützen die Gewehre!» Allein dieses Lied habe ihren Entschluss gefördert, unverzüglich als Krankenschwester beim Roten Kreuz einzutreten.

Die fanatische Hurra-Stimmung dieser Tage vermochte selbst einen so klugen wie disziplinierten Mann wie den weit über Baden hinaus bekannten Karlsruher Dichter Heinrich Vierordt zu diesen Versen hinzureissen:

«O, Deutschland, jetzt hasse mit eisigem Blut,
Hinschlachte Millionen der teuflischen Brut,
Und türmen sich berghoch in Wolken hinein
Das rauchende Fleisch und das Menschengewebein!
O, Deutschland, jetzt hasse: Geharnischt in Erz:
Jedem Feind einen Bajonettstoss ins Herz:
Nimm keinen gefangen! Mach jeden gleich stumm!
Schaff zur Wüste den Gürtel der Länder ringsum!»

Monströse Scheusslichkeiten wie diese fielen 1914 weder auf noch aus dem Rahmen, denn noch blutrünstigere, noch primitivere Machwerke waren im Umlauf. Chauvinistische «Wortmacher des Krieges» aber gab es jedoch nicht nur in Deutschland.

Als junge freiwillige Krankenschwester in den Städtischen Krankenanstalten eingesetzt, erlebte eine heute 71jährige Karlsruherin den Ausmarsch des Fussartillerie-Regiments 14 durch die Moltkestrasse (es handelt sich hier nicht um den endgültigen Auszug der 14er, sondern nur um eine Teilverlegung der Batterien in die Umgebung von Karlsruhe): «Wir Mädchen hatten beim Roten Kreuz unsere theoretische und praktische Helferinnenprüfung abgelegt, und jede fühlte sich vorbereitet für kommende grosse Aufgaben. Dann aber kam die erste Nachtwache. Wir konnten kaum mehr tun, als den Arzt holen oder einen Sanitäter rufen, wenn es einem der uns anvertrauten rund 100 verletzten oder erkrankten Soldaten schlecht erging. Am 5. August, es mochte so gegen 4 Uhr morgens gewesen sein, hörte ich leise Musik aus der Feme. Ich ging ans Fenster, und wahrlich: es bot sich mir ein unvergessliches Bild. Auf blumengeschmückten Pferden, von reitenden Bläsern begleitet, zog das Artillerieregiment die Moltkestrasse herauf. Kinder und Frauen rechts und links der Gruppe der im Schritt gehenden Rosse. Da klang ein wohlbekanntes Lied zu unseren Fenstern herauf: ‚Im Feld des Morgens früh, eh’ noch die Nebel sanken.. / Als die letzte Strophe verklungen war, da endlich konnte ein Tränenstrom das Weh des ahnungsschweren Herzens eines jungen Schwesterleins lindern.»

Von einem aufregenden Kindheitserlebnis in jenen Tagen berichtet Karl Schäfer: «August 1914! Die ereignisvollen Tage blieben hellwach in meinen Kindheitserinnerungen haften. Ich wurde in jenem Monat sechs Jahre alt. Das Essen aus der Gulaschkanone von den in der Südenschule einquartierten Soldaten schmeckte besser als am heimischen Tisch, und manche Zigarre aus Vaters Kiste wechselte den Besitzer.

Auf einem der täglichen Kinderschulgänge von der Nokk- zur Augustastraße, wo wir stets zu zweit waren, sahen wir eines Morgens von Weitem in der Karlstraße einen Menschaufmarsch. Trotz der Warnrufe der Kinderschulschwester eilten wir vorbei bis zur Karlstraße und sahen dort, vor der Hilda-Apotheke stehend, die ersten gefangenen Franzosen kommen. Alles vergessend marschierten wir am Strassenrand, teils neugierig, teils ängstlich, mit. Die Gefangenen – so 30 an der Zahl –, zum Teil noch mit roten Käppis und roten Hosen, wurden im Bannwald in einer Baracke untergebracht. Wir standen noch lange Stunden vor dem Drahtzaun.

Als wir aufbrachen, kannten wir den Heimweg nicht mehr. Die Gegend war fremd und unerforschtes Gebiet für uns. Ziellos irrten wir der Innenstadt entgegen, nicht wissend, wo wir uns befanden. Auch hatten wir keinen Mut, uns einer Person anzuvertrauen. Es dämmerte bereits, als ich aus der Entfernung das Hotel Germania entdeckte, das ich von meinem sonntäglichen Kirchgang zur Stadtkirche her kannte. Nun war für mich der Heimweg klar. Mein Leidensgenosse trennte sich von mir und wurde am Alten Bahnhof von der zwischenzeitlich alarmierten Polizei aufgegriffen.

Beim Aufgang zur Hirschbrücke lief ich meinem suchenden Vater in die Hände und war froh, wieder geborgen zu sein. An diesem Abend erlitt ich die erste militärische Niederlage' meines Lebens!»

Das Bild der «Etappenstadt Karlsruhe» steht dem damals neunjährigen (heutigen Dipl.-Ing) Heinrich Barth plastisch im Gedächtnis. Er schreibt: «Durch die Strassen marschierten immer und immer wieder Abteilungen von Soldaten, die entweder durch Spielmännzüge begleitet waren oder aber aus frischer Brust all die Lieder der damaligen Zeit sangen. Wir Buben marschierten fleissig neben ihnen mit, und wie stolz war man, wenn man einem Soldaten das Gewehr tragen durfte. Auf dem Bahnhof war grosser Zugverkehr, und auf den Güterwagen, in denen winkende und lachende Soldaten fuhren, sah man die ulkigsten Zeichnungen mit Kreide aufgemalt. Man hörte Liedverse wie ‚Siegreich wollen wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapf'rer Held' oder gar ‚Russland muss noch badisch werden, eher geh'n wir net nach Haus!' Und da haben wir Buben aus voller Kehle mitgesungen. Auch nachts, so er-

innere ich mich, zog gelegentlich eine Kompanie durch die Kaiserstrasse, wohl zum Abtransport am Bahnhof, voran der Hauptmann zu Pferd, singend, lachend und mit Blumen geschmückt.

Es war eine Zeit voll innerer Gespanntheit, in der sich die Menschen durch den Kriegsausbruch nicht nur verängstigt, sondern gleichzeitig auch irgendwie befreit und gelöster vorkamen. Natürlich habe ich dafür als Neunjähriger zwar wohl ein gewisses Gefühl, aber kein Verständnis gehabt, worin wohl diese Beengtheit der Erwachsenen gelegen sein mag. Meine Sorge war zunächst damals die, wie das wohl werden wird, wenn Russland unserem Badnerland einverleibt würde, und ob man dort dann wohl auch unsere gelb-rot-gelbe Fahne haben wird!»

Während in allen Karlsruher Familien unter dem Schein von Gas- und Petroleumlampen Kragenbinden zugeschnitten, Tressen und Litzen an- und aufgenäht wurden, war die hohe Zeit der «Lokal-Barden» angebrochen.

So entstand in Karlsruhe «Der deutschen Helden Kriegslied», ein Marschlied für die deutsche Armee, im Original dem 1. Badischen Leibgrenadierregiment Nr. 109 vom Verfasser gewidmet. Strophe 1:

«Der Kaiser hat gerufen sein Volk zum heil'gen Krieg.
Nun greift zum deutschen Schwerte und streitet bis zum Sieg.
Gar gross ist uns'rer Feinde Schar in Nord, Süd, Ost und West,
drum, all ihr deutschen Brüder, seid einig, treu und fest!»
Und hier die 6. und letzte Strophe:
«Auf! Auf nun, Kameraden! Auf! In den Kampf hinein!
Ob Russen, ob Franzosen, wir schlagen feste drein!
Ob England Gift und Galle speit, ob Feinde immer mehr,
Wir Deutsche werden siegen. Hoch, Deutschlands Heldenheer!»

Als die wichtigsten Ereignisse vom Donnerstag, den 6. August 1914, verzeichnet die Karlsruher Lokalchronik: «Die Milchzufuhr nach Karlsruhe ist durch den neuorganisierten Einsatz von Automobilen und Fuhrwerken sichergestellt. – Die Stadtverwaltung erlässt eine Preisregulierung für die wichtigsten Lebensmittel. – Erster Aufruf zu einer Liebesgaben-Sammlung für die durchziehenden Soldaten. – Die hiesigen Geschäftsleute werden ersucht, Waren mit ausländischen Inschriften aus ihren Läden verschwinden zu lassen.» Und dann folgt der nachdenklich stimmende Satz: «In der Residenz ist wieder etwas Besonnenheit eingekehrt.» Beachtenswert: die vorsichtige Einschränkung «etwas». Zwar läuten täglich die Glocken aller Karlsruher Kirchen,

wenn der Telegraph neue Siegesdepeschen meldet, gleichzeitig aber meldet eine ganz neue Form der Publikation die Zahl der Opfer dieser Siege, die Verlustliste. Und in denselben Waggon, mit denen Tage zuvor jubelnde Soldaten an die Front gefahren worden waren, treffen mit verbluteten Verbänden die ersten Verwundeten in Karlsruhe ein.

«So kann es nicht weitergehen», hiess eine vielgebrauchte Redensart in den letzten Juli- und ersten Augusttagen 1914. Was es mit dieser Rede auf sich hatte, was nicht mehr so weitergehen konnte, diese Frage nach dem Stimmungsgehalt jener Zeit beantwortet Frau Eva Allendorf: «So kann es nicht weitergehen. Diesen Ausspruch hörten wir damals Jungen von älteren und alten Menschen. Aber warum es ‚so‘ nicht weitergehen könne, darüber machten wir uns keine Gedanken und konnten diesen Ausspruch auch nicht begreifen. Wir gingen zur Schule, in ein Geschäft, Büro oder zu einer Behörde. Das Geld war knapp, aber es reichte immer. Die Welt war schön, damit meinten wir Karlsruhe. Wir liebten unsere Heimat und unseren Grossherzog. Wir durchwanderten den Schwarzwald, tanzten in der Festhalle, erfreuten uns an den Stadtgartenkonzerten und an den herrlichen Feuerwerken auf dem Stadtgartensee. Wir gingen in die Maiandacht und hinterher nicht gleich nach Haus. Unser Tempel war das Hoftheater. Wir erlebten den Ring und unzählige Opern. Wir jubelten der Beatrix Lauder-Cottlar zu, wenn sie das Theater verliess.

Neben dem Stadtgarten stand das Operettentheater. Gegen die heutigen Bauten gesehen, war es eine Bretterbude. Aber die Operetten waren herrlich, mit viel Improvisation und Lokalwitz (Sie Mondkalb – Kalb ja, aber Mond verbitt ich mir, usw.). Wir hatten kein Cocktailkleid, trugen unsere Sachen jahrelang, es musste für die Aussteuer gespart werden. Für uns junge Leute war alles gut und schön. Aber immer wieder hörten wir, ‚so kann es nicht weitergehen‘. Die Röcke waren zu kurz, die Hüte zu gross, die Jugend ging nicht mehr genügend zur Kirche, war zu vergnügungssüchtig.

Bis es eines Tages wirklich nicht mehr ‚so‘ weiter ging. Der Krieg brach aus. Krieg? Wer erfasste schon von uns damals die Bedeutung dieses Wortes! Und es hat lange gedauert, bis man begriff, was es bedeutet.

Wir sangen vor dem Schloss das Deutschlandlied. Am Abend sangen wir im Hof Vaterlandslieder. Erstens sangen wir gern, und dann waren die so schön traurig. ‚In dem grossen Wartesaal, Schatz, da siehst du mich zum allerletztenmal‘. Ja, wie viele sah man da wirklich zum allerletztenmal. Es herrschte damals in Karlsruhe eine Stimmung, die lässt sich nicht in Worte fassen.»

Frau Clara Meier-Hanser, damals eine junge Lehrerin, die gerade ihr pädagogisches Studium beendet hatte, deutet das Schlagwort so: «So kann es nicht weitergehen, hiess die allgemeine Parole. Ich glaube nicht, dass diese Worte einen Überdruß an den vorausgegangenen 43 Friedensjahren ausdrücken sollten. Die Parteien bekämpften sich, gewisse nationalistische Kreise wollten ein grösseres Deutschland; der Kaiser hielt unüberlegte, nationale Reden und rasselte mit dem Säbel. Die führenden Staatsmänner waren zum Teil servil und unfähig. Die sozialen Zustände waren noch sehr übel. Ein junger Franzose sagte vor dem Kriege zu meinem Bruder: ‚Moi, je suis un citoyen, vous-êtes des sujets‘. Vielleicht lässt sich daraus das mysteriöse ‚So kann es nicht weitergehen‘ erklären!»

Eine weitere Erklärung gibt Dr. Otto Ebbecke: «Um auf die Fragen über die damals unergründliche Stimmung und das Denken der Menschen eingehen bzw. sie verstehen und beantworten zu können, ist es notwendig, sich mit den Ursachen des Ersten Weltkrieges kurz zu befassen. Der vorausgegangenen 43 Friedensjahre war man bestimmt nicht überdrüssig, auch sprach wohl kein vernünftiger Mensch davon, dass die ‚schimmernde Wehr‘ endlich mal zuschlagen sollte. Ebenso wenig war natürlich der Mord von Sarajewo Ursache des Ersten Weltkrieges, sondern nur die Auslösung eines schon jahrelang schwelenden Konfliktes.

Den Ausdehnungsbestrebungen des seit Ende des 19. Jahrhunderts immer stärker werdenden Panlawismus stand der österreich-ungarische Nationalitätenstaat im Wege. Dazu kam, was man nicht vergessen darf, bis 1870 die europäische Vormachtstellung Frankreichs, die durch den Krieg 1870/71 gebrochen worden war. Dies konnte Frankreich jedoch nie verschmerzen, zumal noch der Verlust Elsass-Lothringens hinzukam. Nachdem nach Bismarcks Entlassung auch der Rückversicherungsvertrag mit Russland nicht mehr erneuert worden war, kam es zu einer Annäherung Frankreich-Russland, die mit der 1913 erfolgten Wahl Poincarés zum Präsidenten ihren Höhepunkt erreichte. Frankreich unterstützte Russland mit Riesenanleihen zum Ausbau seiner Rüstungen. Die Gefahr der ‚Einkreisung‘ Deutschlands nicht rechtzeitig erkannt zu haben, war ein verhängnisvoller Fehler deutscher Politik. Eduard VII. schloss mit Frankreich 1904 die ‚Entente cordiale‘ und stellte sich 1906 bei den Auseinandersetzungen um Marokko ganz auf die Seite Frankreichs. 1907 verständigten sich England und Russland über ihre Einflusszonen in Asien, so dass die Triple-Entente vollendet war.

Deutschland war in den 43 Friedensjahren zu einem wirtschaftlich starken und füh-

renden Staat geworden; namentlich auf den Gebieten der Chemie und der Elektrotechnik waren seine Leistungen unübertroffen. Auch diese Tatsachen erzeugten Neid und Eifersucht in der übrigen Welt, und ohne grosse Kenntnis der historischen Entwicklungen und Zusammenhänge fühlte im Juli 1914 selbst der einfachste Mann, dass ein von russischen, französischen und englischen Politikern planmässig herbeigeführter Krieg für Deutschland unausbleiblich geworden war. Daher auch das plötzlich erwachte Zusammengehörigkeitsgefühl, das das damalige Denken der Menschen beherrschte.» Soweit die Deutungen von Zeitgenossen.

Am Abend des 6. August lagerten rund um Karlsruhe, vornehmlich in den Dörfern der Hardt, die nach dem Mob-Kalender ergänzten Teile eines der traditionsreichsten Karlsruher Regimenter, des Feldartillerie-Regiments Grossherzog (1. Badisches) Nr. 14. Wie sich die letzten Vorbereitungen zum Ausmarsch dieser Formation vollzogen, davon berichten «die Aufzeichnungen des Karlsruher Feldartilleristen F. H.»: «Mobilmachung, das bedeutete für uns, dass mit diesem Tag die Arbeiten zur kriegsmässigen Ergänzung und Ausrüstung nach einem genauen Zeitplan anlaufen und am 6. Mobilmachungstag beendet sein mussten.

Wie im Frieden schon vorgesehen, konnte von den drei Batterien einer Abteilung jeweils nur eine ihre Mobilmachung in der Kaserne durchführen, die beiden anderen mussten wegen Platzmangels nach dem Eintreffen der ersten Ergänzungsmannschaften und Pferde schon am 2. Mobilmachungstage die Kaserne verlassen, um in umliegenden Ortschaften – wie z.B. in Blankenloch – die Mobilmachung zu beenden. Sechs Tage insgesamt waren für diese Riesenarbeit vorgesehen; ganz planmässig vollzog sich die Ergänzung des Truppenkörpers auf Kriegsstärke, bis es möglich wurde, durch einen kurzen Übungsmarsch am 6. Mobilmachungstage gewissermassen die Generalprobe zu bestehen. Nie kann ich bei einer Bahnfahrt zwischen Hagsfeld und Blankenloch den Blick von jener Stelle wenden, an der ich meine kriegsstarke Batterie zum erstenmal mit allen ihren 17 Fahrzeugen auf einem Stoppelfeld in Stellung gehen liess, um zu erproben, ob man so in den Krieg ziehen könnte.

Diese 17 Fahrzeuge (6 Geschütze, 1 Beobachtungs-, 6 Munitions-, 2 Vorrats-, 1 Lebensmittel- und 1 Futterwagen) bildeten die sogenannte kriegsstarke Batterie, welche im Gegensatz zur Friedensbatterie fast die doppelte Anzahl an Mannschaften und Pferden aufwies.

Die Einteilung dieser taktischen Einheit bedingt eine sorgfältige Auswahl von Unterführern der verschiedenen Unterabteilungen, um sie durch einheitlichen Oberbefehl

sicher ihren einzelnen Verwendungszwecken einzuordnen. Den Hauptteil der Batterie bildeten die 6 Geschütze mit dem Beobachtungswagen, ihnen folgten die 6 Munitionswagen, die sogenannte Staffel, unter einem Führer und schliesslich die restlichen Fahrzeuge als Bagage gleichfalls unter einem gewandten Führer.

Die Hauptsorge des an der Spitze reitenden Batteriechefs blieb stets der geschlossene Zusammenhalt der 6 Geschütze, ein Zustand, der bei flüchtiger Rückschau aus dem Sattel nicht immer leicht zu erkennen war. Ich habe aus diesem Grunde den einzigen Schimmel, der mir unter den Ergänzungspferden zugewiesen worden war, in das Gespann des ersten Munitionswagens eingereiht, so dass ich bei seiner schnellen Erkennbarkeit beim Umdrehen im Sattel sofort feststellen konnte, dass wenigstens die 6 Geschütze hinter mir folgten. Diese ‚Erfindung‘ hat mich in späteren schwierigen Lagen oft angenehm beruhigt.

In der Nacht vom 6./7. Mobilmachungstage erfolgte alsdann die Verladung an der Gottesauer Rampe zum Transport landaufwärts ins Versammlungsgebiet am Kaiserstuhl.»

Wie bei der Artillerie waren auch die Vorbereitungen zum Ausmarsch des Leibgrenadierregiments abgeschlossen. Die «Badische Garde» hatte bisher jede Meldung von Kriegsfreiwilligen strikt abgelehnt. «Am Eingang zur Grenadierkaserne in der Moltkestrasse prangte das unübersehbare Schild mit der Aufschrift: Freiwillige werden erst am 8. August angenommen!» Inzwischen waren die Vorbereitungen des «Karlsruher Hausregiments» zum Ausmarsch, das Programm, das am 7. August vormittags mit der feierlichen Einholung der Regimentsfahne im Schloss beginnen sollte, jedem Bürger der Stadt bekannt geworden. Was die Gärten an Blumen hergaben, wurde in emsiger Heimarbeit in allen Wohnungen zu festlichen Gebinden geschnürt. In einem Meer von Blumen sollte sich der Abschied der Bürgerschaft von «ihren Soldaten» vollziehen.

In diese bange und zugleich freudige Erwartung hinein platzte (ein letzter Ausläufer jener Massenhysterie, die zur «Spionenjagd» geführt hatte) das Gerücht: die Stadt Mülhausen im Elsass ist von französischen Truppen erobert worden. Darüber berichtet Franz Pfister: «Auf den Strassen flüsterten sich die Leute zu, Mülhausen sei erobert, und die deutschen Bewohner gingen fluchtartig über den Rhein zurück. Diese Parole verursachte besonders in Mühlburg grosse Aufregung. Man sah die Franzosen

1914: Gedenkblatt für die Hinterbliebenen gefallener Soldaten ►

Wir sollen auch unser Leben
für die Brüder lassen

1. Joh. 5. 15.



Zum Gedächtnis des
Er starb fürs Vaterland
am



schon in Karlsruhe. Die ganze Nacht über standen Gruppen von Menschen auf der Rheinstrasse, diskutierten dieses unfassbare Ereignis und brachten es mit dem bevorstehenden Ausmarsch der Leibgrenadiere in Verbindung!»

Wie es sonst am Tage vor dem Ausmarsch der Leibgrenadiere in Karlsruhe zugeing, schilderte der damals 12jährige Werner Wolfoerster:

«Wir Buben hatten uns – abgesehen davon, dass wir die ein- und ausrückenden Truppen mitmarschierend begleiteten, dass wir in der nahen Südenschule den dort einquartierten Ökonomieh Handwerkern (Schneider und Schuhmacher) kleine Besorgungen machten und dafür ‚Kommiss‘ bekamen – sofort beim Roten Kreuz gemeldet und führten für dieses Botengänge und sonstige kleine Hilfsdienste aus, worauf wir mächtig stolz waren. Nebenbei spielten wir natürlich ‚Soldäterles‘. Bald zogen auch schon gegenüber unserer Wohnung im Neuen Vincentiushaus die ersten Verwundeten ein – es mögen zuerst wohl Kranke, bald aber auch Kriegsverletzte gewesen sein, denen wir mit Eifer Zigaretten und Tabak besorgten, Briefe zum Kasten brachten usw.

Mein Vater, persönlich kriegsdienstuntauglich, zeigte seine Begeisterung wie damals die meisten Karlsruher dadurch, dass er bei jeder Siegesmeldung die Fahnen an unserem Balkon heraushängte. Da er aber vermutlich der Meinung war, man sähe in Karlsruhe schon genügend schwarz-weiss-rote und gelb-rot-gelbe Fahnen, so zeigte er eine schwarz-weiße (wir waren Rheinländer, also Musspreussen) und eine schwarz-gelbe (die österreichische Waffenbrüderschaft). Weiterhin bekam unser grosses Schutzengelbild im Wohnzimmer einen neuen Inhalt: einen grossen Druck, den Kaiser mit Generalfeldmarschall von Hindenburg und Feldmarschall Mackensen darstellend. An unsere Wohnungstür kam ein Schild, das damals in Karlsruhe von Hausierern vertrieben wurde:

Grüss Gott sei unser deutscher Gruss,
adieu lass weg beim Scheiden;
auf Wiedersehn dir dienen muss,
das Fremdwort zu vermeiden!
Verzeihung zur Entschuld'gung sprich,
anstatt Pardon – dann lob ich dich!
Gott mit Deuschland!

Ich weiss noch gut, es hiess ‚Deuschland‘, und ich glaube, dieser Druckfehler beeindruckte uns schon damals am meisten an diesem Plakat.

Ein besonderer Anziehungspunkt für uns Karlsruher Buben war damals auch ein klei-

nes Lädchen mit einem schmalen Schaufenster in der Herrenstrasse zwischen Karlstor und Amalienstrasse (jetzt gegenüber dem Bundesgerichtshof). Da verkaufte Herr Brettschneider seine Zinnsoldaten, und zwar aus allen Nationen. Dabei sagte er beim Verkauf der Soldaten der feindlichen Nationalitäten jeweils einen Spruch, dessen Geschmacklosigkeit wir Kinder uns damals natürlich nicht bewusst waren:

Jeder Schuss – ein Russ’,
jeder Stoss – ein Franzos’,
jeder Klaps – ein Japs,
auch die Serben – müssen sterben ... usw.

Bald waren vor dem Karlsruher Schloss die ersten erbeuteten Geschütze samt Protzen aufgestellt, die wir Kinder voller Scheu und Gruseln bewunderten, nicht ohne aber aus den Protzen ein wenig Haferstroh zu stibitzen und es daheim der inzwischen angelegten ‚Kriegssammlung‘, die u. a. auch die später eingeführten Brot- und sonstigen Lebensmittelmarken, und noch später auch Bombensplitter‘ erhielt, mit dem Schildchen ‚Hafer aus erbeuteten französischen Kanonen (!)‘ einzu verleiben.»

Und Frau Luise Fuchs-Bayer (1914 gerade 22 Jahre alt) erinnert sich: «Mein Grossvater war Leibkutscher bei der Grossherzogin Luise, und meine Begeisterung für Grossherzog und Badnerland waren gewaltig. In den ersten Kriegstagen ging ich Abend für Abend gegen 23 Uhr mit einer grossen Kanne schwarzen Tees mit Zitrone beladen an den Rangierbahnhof am Durlacher Wald (wir wohnten damals in der Augartenstrasse 40 bei der Bäckerei Seeger, und die Bäckersfrau stellte den Tee zur Verfügung), um mit diesem Getränk die vielen durchfahrenden Soldaten zu erfrischen, an die niemand dachte, da sich alles auf den normalen Bahnhof konzentrierte. Angst hatte ich keine, wenn ich so unterwegs war. Es waren am Bahngelände auch überall Posten aufgestellt, und ich hatte einen Ausweis vom Militär bekommen.»

Karlsruhes «grosser Tag» begann am Vormittag des 7. August mit der Abschiedsparade der Leibgrenadiere. Zwei berufene Zeitgenossen, der inzwischen verstorbene damalige Kommandeur des Leibgrenadier-Regiments, Oberst Wilhelm von Beczwarzowsky, und der Redakteur Richard Volderauer, beschrieben die Szenen vor dem Residenzschloss und auf dem «Exer» – wie in Karlsruhe der grosse Exerzierplatz hinter dem Städtischen Krankenhaus genannt wurde – für die Nachwelt:

«Es war ein schöner Sommertag, der 7. August, an dem sich der Grossherzog von

seinen badischen Leibgnadien verabschiedete. Unter klingendem Spiel, begleitet von Tausenden von Menschen, zog die 8. Kompanie (geführt von Hauptmann Georg von Livonius) zum Schloss, die alten, ruhmreichen Fahnen des Regiments zu holen, die schon Väter und Grossvätern vorangeweht hatten. Es war ein ergreifender Augenblick. Vor dem Schloss stand unter präsentiertem Gewehr die Kompanie, derweilen im Fahnenzimmer die Feldzeichen geholt wurden. Als die Kompanie mit fliegenden Fahnen abmarschierte, da stand unter dem Schlossportal eine greise Fürstin – Grossherzogin Luise – und schaute den Soldaten mit wehmutvollem Herzen nach wie eine Mutter, die von den in die Ferne ziehenden Kindern Abschied nimmt.

Auf dem Karlsruher Exerzierplatz hatte um die Mittagsstunde das stolze Regiment im offenen Viereck Aufstellung genommen. Weithin glitzerten die aufgepflanzten Seitengewehre der Bataillone in der heissen Augustsonne. Gleich einer stählernen Mauer stand das Regiment da, und vom Regimentskommandeur bis zum jüngsten Soldaten war jeder einzelne stolz, diesen herrlichen Augenblick miterleben zu dürfen. Für viele, die in der Blüte ihrer Jahre in strotzender Manneskraft in den Reihen des Regiments standen, war es der letzte Abschied im Leben.

Kommandorufe ertönten über den Platz. Bewegung kam in die Zuschauer. Im offenen Zweispänner fuhr Grossherzog Friedrich an. Sofort schritt der Landesfürst die Front des Regiments ab, und sein kerniges ‚Guten Morgen, Grenadiere!‘ wurde von den Soldaten mit der tausendstimmigen Antwort ‚Guten Morgen, Königliche Hoheit!‘ erwidert.

Und nun stand die schlanke Gestalt des Landesfürsten in der Mitte des Vierecks, mit fester Stimme sprach er zu den Grenadieren von der ruhmreichen Geschichte des Regiments und dessen heldenhaften Taten vor 44 Jahren und fuhr dann dort:

‚Der Kaiser ruft; das Vaterland ist in Gefahr! Ich bin überzeugt, dass ihr, das aktive Regiment, in jeder Beziehung in die Fussstapfen eurer Väter eintretet und dass das Regiment sich so treu und vortrefflich bewähren wird wie in jener grossen Zeit, unter den Augen meines geliebten Vaters, von dem euch diese Feldzeichen verliehen wurden, so tapfer und unwiderstehlich, wie unter der glorreichen Führung unseres Heldenkaisers Wilhelm I.

Ehe ihr aber nun hinauszieht, ist es mir ein Herzensbedürfnis, euch ein ‚Gott geleite euch‘ zuzurufen. Gottes mächtiger Schutz für dieses herrliche Regiment; Gottes Segen für unsere teuem Feldzeichen! Mögen sie euch von Sieg zu Sieg voranleuchten, wie bei unseren Vorfahren . . .‘

In den Kämpfen im Süd-Elsaß starben den Heldentod folgende Offiziere:

am 9. August:

Major v. Hertell,

Kommandeur des II. Bataillons,

Leutnant der Reserve Müller;

am 13. August:

**Oberleutnant Graf zu Sayn-
Wittgenstein-Berleburg,**

Leutnant der Reserve Roller,

Lt. Frhr. von Babo (Gerhard),

Leutnant der Reserve Koch.

Die gefallenen Kameraden werden durch ihre bis in den Tod getreue Pflichterfüllung ein leuchtendes Vorbild für das Regiment bleiben.

Ehre ihrem Andenken.

von Beczwarzowsky

Oberst und Kommandeur des 1. Bad. Leib-
Grenadier-Regiments Nr. 109.

Während sich die Fahnen senkten, klang brausend der Hurraruf aus Tausenden von Kehlen über den Exerzierplatz. Es war ein unvergesslicher Anblick, als das Regiment unter den Klängen der Nationalhymne (Heil dir im Siegerkranz!) präsentierte.

Der Kommandeur des Regiments, Oberst von Beczwarzowsky, erwiderte hierauf: „Euer Königliche Hoheit wollen unseren untertänigsten Dank für die hochherzigen, herrlichen Worte entgegennehmen, welche Königliche Hoheit uns mitgegeben haben in den bevorstehenden Kampf. Wir danken aber auch tiefbewegt für die vielen Beweise treuer Fürsorge, die das Regiment, solange es Leibregiment zu sein die Ehre hat, allezeit von dem Grossherzoglichen Hause erhielt.

Grenadiere, in dieser heiligen Stunde sagen wir mit tiefem Gefühl Lebewohl dem Vaterland und unserem geliebten Grossherzog, Treue bis in den Tod! So führen wir unsere Feldzeichen mit hinaus in den Kampf. Heran an den Feind! Mit diesen Gedanken bringen wir Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog unseren Abschiedsgruss: Seine Königliche Hoheit Grossherzog Friedrich II., hurra! .. /

Der Säbel des Kommandeurs blitzte hoch im Sonnenschein. Die Kapelle spielte die badische Fürstenhymne, und ein dreifaches Hurra dem Regimentschef durchbrauste die Luft und wurde von dem zahlreich erschienenen Publikum freudig aufgenommen. Die Fahnen senkten sich zur letzten Huldigung.

Und dann rückten die Kompanien unter klingendem Spiel zur Kaserne ab, während der Grossherzog das Offizierkorps noch einmal um sich versammelte und jedem Einzelnen unter Händedruck Lebewohl sagte, vielen davon das letzte Lebewohl...

Die Abschiedsparade der Karlsruher Leibgrenadiere sollte in die deutsche Literatur eingehen. Das kam so: Zur Verabschiedung des Karlsruher Hausregiments mussten die kleinen Nachbarn der Grenadiere in der Moltkestrasse, das Kadettenkorps, antreten, um die erhebende Feier mitzuerleben. Unter diesen Knaben in Uniform stand der zwölfjährige Kadett Ernst von Salomon. Seine Darstellung vom letzten Appell der Grenadiere auf dem Karlsruher Exerzierplatz ist eine der grossen Passagen in seinem Roman «Die Kadetten» (Rowohlt Verlag):

«Die Sonne, die nun über dem Hartwald stand, hatte den Boden des grossen Exerzierplatzes ausgedörrt. So glänzte das Gras des Platzes grau, und eine zarte Staubschicht hatte selbst die Blätter der Bäume bedeckt. Kaum war der Waldstreif zu sehen,



17 Erste Siegestrophäen: Französische Kanonen und Munitionswagen.

18 Landsturmsoldaten haben die Schloss-Wache übernommen.





19 Das neue Gesicht des Krieges : Fliegerangriff vom 15. Juni 1915 ...

20 ... Bombentreffer Augustastraße (oben) und Artilleriekaserne.





21 Eines der ersten Bombenopfer: Gefallen in der Karl-Friedr.-Strasse.

23 Die Karlsruher Festhalle als Lazarett für Verwundete.

22 Von Bombensplittern zerrissen: Ein Pferd auf dem Rondellplatz.









24 Bombenschäden im Lebensbedürfnisverein in der Roonstrasse,

25 Kindersuchen vor dem Bahndamm (Stuttg. Strasse) nach Splintern





26 Revierschutzmann mit Warnsignalbombe.



27 Eine Warnbombe detoniert vor der Christuskirche.

30 Am 15.6.1915 fotografiert: Bomben fallen auf den Güterbahnhof.

28 Zerbombter Dachstuhl in der Boeckhstrasse.

29 Noch sind Trümmer eine Sensation.





der den Platz dort hinten dunkel abgrenzte, und die Gebäude der Telegraphen- und die der Leibgrenadierkaserne verschwammen fast im zitternd gedämpften Licht. Aber in der Ecke des weiten Platzes, welche durch die rechtwinklig zueinanderstehenden Kasernen gebildet war, verstärkte sich das Grau, in einer genau abgegrenzten quadratischen Fläche vertiefte es sich. Dort stand das Regiment im Karree.

Wir (die Kadetten) marschierten in Gruppenkolonne hinzu und schwenkten ein, die offene Front zu schliessen.

In der Mitte sass der Oberst zu Pferde, und der Gaul drehte uns den Schwanz zu, mit dem er zuweilen heftig nach den Fliegen peitschte. Ich vermeinte das neue, gelbe Lederzeug knarren zu hören. Der Oberst hatte sich ein wenig im Sattel hochgerichtet und sprach, und manchmal, wenn er an einen Satz kam, den er mit verstärkter Stimme sprechen musste, so dass selbst wir undeutlich einige Trümmer verstanden, hob er sich auch in den Steigbügel. Vor ihm stand das Regiment Gewehr bei Fuss, vier kriegsstarke Bataillone, tiefer gegliedert, das Bataillon zu tausend Mann, und am linken Flügel die Wagen der Maschinengewehrkompanie. Vier gewaltige Kaders, festgeschlossen und grau, Mann an Mann unter Tornister und Pikkeltaube, so stand das Regiment, und nichts rührte sich als zuweilen das Tuch der Fahne im leisen Wind.

Der Oberst sprach nicht lange, und seine Stimme war rau und die Worte abgehackt. Das Hurra auf den Kaiser krächzte er mit der letzten Anstrengung, und ihm orgelte mit unbeschreiblicher Gewalt dreimal die Antwort des Regiments entgegen. Dann schwenkten die Flügel zurück, wir brachen in Gruppen rechts ab und marschierten, der Oberst im Trab an uns vorbei, zur Kasernenmauer, dort Aufstellung zu nehmen. Dicht vor mir stand der Oberst, hinter ihm der Adjutant, das Regiment stand weit in Kompaniekolonne.

Einen Augenblick lang war alles still. Nur der Gaul des Obersten warf den Kopf hoch, und die Kinnkette klirrte. Wir standen stramm und hatten die Augen links. Unbeweglich verharrte die breite Front des Regiments. Plötzlich knallten Kommandos, rauchend krachten die Gewehre hoch. Mit einem dumpfen Paukenschlag setzte die Musik ein.

Jetzt war die Luft vom Dröhnen erfüllt. Es war, als habe sich ein Gewitter auf den Boden gelagert, und zuweilen zuckten die Blitze der Trompeten und Klarinetten aus der grauen Wolke. Von der dunklen Masse löste sich das Musikkorps ab, nun scholl das Becken in den Paukenschlag, das Wirbeln der Trommeln, und die hohen, feurigen Töne verbanden sich zu einer wilden, gehemnten, todesmutigen Melodie. Die Sonne

prallte an die funkelnden Instrumente, mit dem Schlag der Pauke fiel der Marschtritt zusammen, und uns wehte der heisse Luftzug der Musik an Brust und Gesicht, als habe eine übermächtige Hand den Wind in eine Faust geballt und wüfde ihn uns gewaltig zu, durch uns hindurch, an die hohe Mauer der Kaserne, und es prallte zurück, die tolle, mit allen Spannungen geladene Mischung aus Luft und Musik, aus Mut und Drohung und Gefahr.

War nicht auch Jubel in der Melodie? Hohn und Kraft und auch Jubel, und ein Geschmetter, das keinen Raum mehr liess für die kleinen Gefühle, keinen Raum für Gedanken, keinen für das Vorher und Nachher, und nur für eine Bereitschaft, die nichts mehr zu fürchten erlaubte. Jetzt schwenkte das Musikkorps ein. Jetzt schollen noch einmal die Kommandos, die erste Kompanie trat an.

Der Oberst hob die Hand an den Helm. Das Regiment trat auf der Stelle, viertausend Beine hoben sich auf einen Zug und stiessen wieder auf den Boden, frei weg, die erste Kompanie schnellte los, die Beine wie an der Schnur gezogen vor und hieb sie nieder auf Gras und Grund, achtzig Zentimeter Spanne von Fuss zu Fuss – die Fahne kommt heran. Da ist die Fahne, weisse Seide, schwarzes Kreuz, und Bänder an der Stange, zwei Offiziere mit gezogenem Degen flankieren sie. Die Fahne vorbei, die Augen starren ihr nach, die Herzen reisst sie hinter sich, und hinter sich das Regiment, das vom Platz aus hinausmarschirt in die Stadt, und von der Stadt in den Zug und vom Zug in das Feld, an den Feind.

Da ist die erste Kompanie. Der rechte Flügeloffizier, Zugführer vom ersten Zug, das ist der Leutnant von Alt-Sutterheim. Hoch schnellt der Degen, blitzt und senkt sich tief zur Erde; die Erde stäubt vom hundertfältigen Schritt, die Erde dröhnt und stöhnt, zweihundertfünfzig Mann vorbei, Tuchföhlung, Vordermann, zweihundertfünfzig Gewehre auf den Schultern, eine schnurgerade Reihe von Strichen über einem schnurgeraden Strich von Helmen, Schultern, Tornistern, zweihundertfünfzig Beine reissen in grausamem, unaufhaltsamem Rhythmus die Leiber vor.

Der Leutnant von Alt-Sutterheim hat ein braunes und kühnes Gesicht. Streng stehen die Muskeln, umrahmt von der Schuppenkette. Der ganze lange, schmale Körper, den wir zuweilen müde kannten und etwas gebeugt, ist nun in beherrschter Form, straff und gegürtet, nicht eine Linie weicht ab vom geschlossenen Körper der Kompanie, nur die Feldbinde blitzt silbern im Grau und Gelb. Ganz ist uns sein Gesicht zugewandt, nun schnellt es wieder nach vorn, die erste Kompanie ist vorbei.

Die zweite Kompanie, die dritte und vierte. Immer von neuem wälzt es sich heran,

stösst es vor in breiter Front, ohne Beule noch Bucht, eine Mauer hinter der anderen, das ganze Regiment wie eine tief in Reihen gegliederte Maschine, unerbittlich, exakt, viertausend Menschen und ein Regiment, gepeitscht vom kriegerischen Hymnus der Musik. Wer kann da widerstehen? Wer setzt sich entgegen der Gewalt, der Jugend und der Disziplin, der bereiten Tausendfalt, geformt in einem Willen? Der Waldrand scheint zurückzuweichen, die Erde bebt und bäumt sich, Geklirr von Waffen und Geknirsch von Lederzeug, und dunkle Augen unterm Helmrand. Leibgrenadiere 109, Gardelitze, weisse Achselklappe, vielhundertjährige Tradition. Geformt, gestählt in langen Jahren, geschworen auf die Fahne, geübt im Sterbenlehren und im Sterbenlernen, genommen aus dem Samen eines Volkes und an den Krieg gesetzt. So marschiert das Regiment, im Tempo hundertvierzehn, zwölf Kompanien, kriegsstarke, todbereit, neunzig Schuss jeder Mann in der Patronentasche, im Tornister Munition und harten Zwieback, Mantel gerollt und Stiefel neu. Muskeln wie Stränge, breite Brust und hartes Gelenk, und die Mauer dieser aus Zucht geborenen Körper, das ist die Front, das ist die Grenze, der Angriff, Element des Sturmes und des Widerstands, und hinter ihr bleibt Deutschland, das Heer zu speisen mit Mann und Brot und Munition.



Die Maschinengewehrkompanie. Mit vier Pferden bespannt jeder Wagen, mit zwei Gewehren bestückt. Langsam rollen sie an, unruhig drängen die Gäule, gezügelt von straff aufgerichteten Fahrern, verschwindend im Staub, die Räder knarren, die Wagen rumpeln, langsam ziehen sie davon, dem Regiment nach, das auf der Strasse nun zieht, schon ist der Oberst weggaloppiert, von ferne tönt noch verklingend der Paukenschlag.»

Anders wie von der Bevölkerung und von den Grenadieren erhofft vollzog sich der Abmarsch des Regiments an die Front. Nicht in ein Meer von Blumen gehüllt rückten die 109er aus, sondern alarmartig mitten in der Nacht, wie es der Redakteur Richard Volderauer beschrieb:

«In der dunklen Nacht vom 7. und 8. August, bei Sturm und Regen zogen die Bataillone von Mitternacht ab mit etwa zweistündiger Folge in der Reihenfolge I., III., II. durch das hintere Tor der Kaserne hinaus, hinaus in den Krieg. Zuerst war man doch etwas still und dachte wehmutsvoll an die zurückbleibenden Angehörigen, aber dann versuchte man bei Gesang das drückende Gefühl loszuwerden, und so wurden auf dem Weg von der Kaserne zum Westbahnhof Karlsruhe fröhliche Soldatenlieder in die regnerische Nacht hinausgeschmettert. In den Strassen öffneten sich trotz der späten Nachtstunden die Fenster, und da standen Frauen und Kinder und winkten mit tränenden Augen den Leibgrenadieren noch einmal zum Abschied zu. Diese aber sangen: ‚In der Heimat, in der Heimat, da gibt’s ein Wiederseh’n!’»

Und so sah Karl Baumann, ein Angehöriger des Art.-Reg. 50 (das zusammen mit den 109ern von Knielingen nach Alt-Breisach verlegt worden war), am folgenden Tag (Samstag, 8. August 1914) die Leibgrenadiere im elsässischen Mühlhausen wieder:

«In dem damaligen Alt-Breisach war unsere Eisenbahnfahrt zu Ende, im Eiltempo ging es runter von den Rampen. Im Trab und Galopp fuhren wir in Richtung Mühlhausen, das von den Franzosen besetzt war. In Rixheim bezogen wir unsere erste Feuerstellung. Die beiden Grenadierregimenter 109 und 110 hatten schon ihre Feueraufe erhalten. Uns piffen nur die verirrtten Infanteriekugeln um die Ohren. Ohne viel zu wissen über den Stand der Dinge, wurde es Abend. Wir bezogen Biwak unter und neben den Geschützen. Das brennende Mühlhausen zeigte uns die Richtung, wo uns der Kampf erwartete.

Die Leibgrenadiere mussten ohne Artillerieeinsatz Mühlhausen im Sturm nehmen, und als wir die Kampfzone durchfuhren, lagen viele unserer braven 109er tot an Brücken und Übergängen.»

15. Juni 1915

Der Krieg aus der «dritten Dimension», Angriffe aus der Luft, mit Bomben auf offene Städte, begann ab 1915 die Zivilbevölkerung zu terrorisieren. Diese neue, mörderische Art der Kriegsführung gegen Wehrlose verwischte erstmals die Grenzen zwischen kämpfender Front und friedlicher Heimat. Nirgendwo mehr sollte es Schutz und Sicherheit, nie mehr ungestörte Tag- und Nachtruhe geben. Zu jeder Stunde konnte jetzt der Krieg in jede Stadt, in jedes Dorf getragen werden; mochte es auch noch so weit von der Hauptkampflinie entfernt gelegen sein.

Bomben sollten die Rüstungsproduktion ausschalten, aber auch durch die Tötung von Greisen, Frauen und Kindern, die Vernichtung von Kulturgut und Eigentum, das moralische Rückgrat einer Nation brechen; das Heimatgebiet reif machen für Streiks und Proteste, um mit dieser «inneren Aushöhlung» den Krieg schneller zu beenden. Das war das Ziel des Bombenkrieges, der 1915 begann und mit unfassbarer Fahrlässigkeit aufgenommen wurde.

Als in der Morgenfrühe des 15. Juni 1915 um 6.45 Uhr französische Aeroplane am wolkenlosen Sommerhimmel über Karlsruhe kreisten, rannte, wer konnte, auf Strassen und Plätze, um das Luftmanöver in 1'500 bis 2'000 Metern besser beobachten zu können. Den besten Rundblick hatten jene, die auf die Dächer ihrer Häuser geklettert waren. Und das war fast die gesamte männliche Jugend von Karlsruhe. Schon öfter hatten sie ihre Hochsitze zwischen den Kaminen und auf Dachrücken bezogen, wenn Fabriksirenen und Warnbomben feindliche Flugzeuge ankündigten. Es war bis dahin ja noch nie etwas passiert, warum also gerade heute, wo nicht einmal Fliegeralarm gegeben worden ist?

In diesem Augenblick lösten sich winzige schwarze Punkte von den Rümpfen der

Maschinen, blitzten – von der Sonne getroffen – silbrig auf, um dann in eine Zone der Unsichtbarkeit einzutauchen. Erst die Detonationen dieser kleinen Punkte, Sprengbomben von erstaunlicher Brisanz, signalisierten die tödliche Gefahr der Stunde.

Jetzt wurden die Strassenbahnen angehalten und Pferdefuhrwerke in Torfahrten eingewiesen. Wer die amtlichen Anweisungen zum Schutz gegen «Gefahren aus der Luft» gelesen hatte, handelte danach, indem er sich in den Keller begab, Nachbarn und Strassenpassanten dazu aufforderte.

Bis zum heutigen Tag erstaunt die mit Bombentreffern belegte Fläche dieses ersten Luftangriffs: Sie reichte von der Yorckstrasse im Westen bis zur Georg-Friedrich-Strasse in der Oststadt; vom Residenzschloss im Norden bis nach Bulach im Süden. Seine grösste Dichte entfaltete der Angriff über der Innenstadt.

Die unheilvollste Wirkung erzielte eine Bombe, die schräg gegenüber dem Hotel Germania (heute Wirtschaftsgymnasium) an der südwestlichen Ecke des Markgräflichen Palais, als Verwaltungsgebäude benutzt, einschlug. Hier wurden fünf Menschen getötet. Am Rondellplatz zerfetzten Bombensplitter einen städtischen Arbeiter und sein Pferd, das eine Strassenkehrmaschine zog. Ecke Kreuz- und Markgrafenstrasse, vor der Höheren Töchterschule (heute Hans-Thoma-Schule), gab es Tote und Schwerverletzte. Auf dem Lidellplatz wurde eine mächtige Eiche umgerissen; zwei Soldaten in der zum Lazarett umgewandelten Gewerbeschule durch Splitter verletzt. Wie durch ein Wunder gab es weder Tote noch Verletzte, als auf dem Marktplatz eine Bombe zwischen die Marktstände fiel. Zwei Bomben, auf dem Schlossplatz explodierend, zerschmetterten 70 Scheiben des Residenzschlusses und beschädigten den Sockel des Karl-Friedrich-Denkmal, was heute noch ebenso zu sehen ist wie die verlöteten Bombenschäden am Hygieia-Brunnen vor dem Vierordtbad.

Mitten im Zentrum des ersten Luftangriffs auf Karlsruhe befand sich der jugendliche Verlagsangestellte Hans Mühlig-Carolus aus der Werderstrasse, der sich erinnert: «Gegen sieben Uhr hörte man ein Motorensingen in der Luft, jenen den französischen Motoren eigenen Ton. In über 1'000 Metern Höhe sah ich ein Flugzeug, durchsichtig wie eine Libelle, über der Südstadt seine Kreise ziehen. Um diese Zeit zur täglichen Arbeit in der ‚Badischen Presse‘ unterwegs, traf ich mich, wie üblich, mit meinem Freund Fritz Förster aus der Schützenstrasse. Auf unserem Weg durch die Ettlinger Strasse blickten wir nicht auf den Gehsteig, sondern nur in den hellen Morgenhimmel und verfolgten jede Bewegung des Flugzeugs. An der Kriegsstrasse angekommen,

sahen wir vor dem Portal des Alten Bahnhofs einen Landsturmsoldaten seinen Karabiner auf eine Maschine abfeuern, die dort ihre Kreise zog.

Während Förster, der vorausgeeilt, auf der Ostseite der Karl-Friedrich-Strasse stand, fiel eine Bombe auf eine pferdebespannte städtische Strassenkehrmaschine, die gerade um den Rondellplatz fuhr. Bis zur Spitze der Verfassungssäule stieg die Explosionswolke auf. Die Trümmer des Wagens bedeckten Kutscher und Pferd.

Unmittelbar darauf ging gegenüber dem Automatenrestaurant Sommer (neben dem Hotel Germania, auf der westlichen Seite der Karl-Friedrich-Strasse) eine Bombe nieder. Ihr Luftdruck warf mich rücklings in die tagsüber hochgeschobene, zu dieser Zeit jedoch noch geschlossene grosse Scheibe am Eingang des Automatenrestaurants.

Ein Regen von Glassplittern, mich nur leicht verletzend, hüllte mich ein. Von Flugabwehr war – ausser dem mit seinem Gewehr in den Himmel schiessenden Landsturmmann – nichts zu bemerken.

Als der Angriff nach einer halben Stunde vorbei zu sein schien, zogen die Neugierigen – jene Gefahr missachtend – zu Tausenden durch die Strassen, um die Schäden zu betrachten. Am Ludwigsplatz lag ein Bombenblindgänger unter einem Weidenkorb, den hin und wieder ein besonders Vorwitziger aufhob, um die Bombe zu zeigen.

Die Bomben, damals 50 bis 60 Zentimeter lang, hatten die Form eines langgezogenen Tropfens. An einem eisernen Handgriff hob sie der Beobachter oder Bombenwerfer über die Bordwand der offenen Flugzeugkabine und liess sie fallen. Von Zielwurf konnte keine Rede sein. Die Splitterwirkung war jedoch enorm. Angesichts der traurigen Ereignisse vom 15. Juni 1915 wurden alle geplanten Festlichkeiten zum 200. Geburtstag der Stadt Karlsruhe abgesagt.»

Ein Drittel aller abgeworfenen Bomben fiel im Umkreis von 300 Metern um das Hauptpostgebäude, in dem das Fernsprech- und Telegraphenamts untergebracht waren. Drei Bombentreffer erschütterten und eine Bombe durchschlug das Dach des Telegraphensaals. Trotz der dadurch gegebenen Lebensgefahr verblieben die Telegraphensekretärin Albertine Lieber sowie ihre Kollegen Kaiser und Weingart im Dienst. Sie beantworteten ohne Unterbrechung die Anrufe der militärischen Dienststellen und stellten die verlangten Verbindungen her.

27 Tote und 60 Verletzte forderte der erste Luftangriff auf Karlsruhe, der exakt 30 Minuten – von 6.45 bis 7.15 Uhr – gedauert hat. In der «Badischen Landeszeitung»

ist zu lesen: «Die Opfer gehören allen Ständen an, doch befindet sich die arbeitende Klasse naturgemäss in der überwiegenden Mehrzahl, da gerade sie in den kritischen Morgenstunden unterwegs war.» Die «Badische Presse» schrieb: «Die Aufregung in der Stadt war eine ungeheure. Als die Flieger gegen ½ 8Uhr im Westen verschwanden und die Leute sich langsam wieder aus den Häusern und Kellern herausgetrauten, wurden die traurigen Tatsachen des Bombardements bald bekannt und eilten wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt. Es herrschte Entsetzen und tiefes Bedauern für die Opfer dieses heimtückischen Überfalles. Überall an den Orten, wo die Bomben einschlugen, drängte sich eine dichte Menschenmenge, die das traurige Ereignis besprach. Die Strassen, in denen nicht explodierte Bomben lagen, wurden durch Landsturmeute abgesperrt, bis die Bomben in den Mittagsstunden von sachkundiger Seite abgeholt und entladen werden konnten.

Zwischen ½ 12 und ½ 1 Uhr unternahm die Grossherzogin Luise in Begleitung der Königin von Schweden im offenen Wagen eine Rundfahrt durch die Stadt, besichtigte die betroffenen Plätze und erkundigte sich unter Ausdruck tiefsten Bedauerns nach den Opfern des Fliegerüberfalls. Die hohen Frauen wurden allenthalben ehrfurchtsvoll begrüsst.»

Die Tatsache, dass Königin Viktoria von Schweden zu Besuch bei ihrer Mutter, der Grossherzogin Luise, weilte, und in den von ihr bewohnten Räumen des Schlosses elf Fensterscheiben in Trümmer gegangen waren, wurde zu einer wilden Protestkampagne ausgebaut. Tenor der gesamten deutschen Presse: Gekröntes Haupt eines neutralen Landes verruchtem französischem Bubenstückchen schutzlos ausgeliefert.

Im Bericht des WTB (Wolf-Telegraphen-Bureau) über den Fliegerangriff heisst es: «Die Absicht des Angriffes ist zu schwer zu verstehen, da es sich um eine offene, unbefestigte und friedliche Stadt handelt. In der Tat ist auch keinerlei militärischer Schaden angerichtet worden. Nach den Orten, an denen die Bomben besonders zahlreich fielen, ist der Verdacht nicht vollständig von der Hand zu weisen, dass u. a. ein Angriff auf das grossherzogliche Schloss, in dem zur Zeit die Königin von Schweden weilt, geplant war. Auch das Markgräfliche Palais wurde von einer Bombe getroffen. Die Nähe von Lazaretten hat nirgends abschreckend auf die Tätigkeit der Flieger gewirkt.»

Ein amtliches Bulletin aus dem französischen GQG (Grande Quartier Generale) meldete zum Luftangriff auf Karlsruhe: «Als Repressalie für die Beschiessung offener französischer und englischer Städte durch die Deutschen wurde heute Morgen der

Befehl gegeben, die Hauptstadt Badens zu bombardieren. Um 3 Uhr morgens flogen 23 Flugzeuge nach Karlsruhe ab. Obwohl sie durch Nordostwind behindert wurden, trafen sie zwischen 5.50 und 6.20 Uhr über der Stadt ein und belegten die ihnen angegebenen Zielpunkte, besonders das Schloss, die Waffenfabrik und den Bahnhof mit 130 Neunzig-Milimeter- und 125-Milimeter-Geschossen. Eine grosse Zahl von Bränden brach aus, während unsere Flieger Karlsruhe überflogen. Eine starke Panik wurde am Bahnhof festgestellt, den die Züge eiligst in der Richtung gegen Osten verliessen. Die Flugzeuge wurden heftig beschossen, besonders bei der Hinfahrt in Zabern, Strassburg, Rastatt und Karlsruhe, bei der Rückfahrt in Blamont, Pfalzburg und Zabern. Alle kehrten heim, ausser zweien.»

Diese amtliche französische Nachricht kommentiert die «Badische Presse»: «Nun können wir hier in Karlsruhe einmal die Wahrheitsliebe der Franzosen nachprüfen. So bedauernswert der Überfall auf unsere offene Stadt durch das feindliche Flugzeuggeschwader auch war, weil er so viele Menschenopfer forderte, so lehrreich ist es doch, was die Franzosen in ihrem bekannten Überschwange jetzt aus ihrem traurigen Erfolg machen wollen. Das Schloss, die Waffenfabrik wollen sie getroffen haben, den Ausbruch von Bränden und eine Panik am Bahnhof bemerkt haben. Wir wissen hier, dass an all diesen Behauptungen kein wahres Wort ist. Ebenso wenig sind es 23 Flieger gewesen, die über Karlsruhe kreuzten; wenn sie in dieser Anzahl den französischen Boden verlassen haben, so müssen eben 17 Flieger vorher wieder umgekehrt sein. Wir wollen dieses Musterbeispiels französischer Berichterstattung stets eingedenk sein, wenn die Gegner von grossen Erfolgen auf dem westlichen Kriegsschauplatz zu melden wissen.»

Eines der seltensten Dokumente zum 15. Juni 1915, der Bericht eines französischen Piloten und Teilnehmers am Angriff auf Karlsruhe, bot die Londoner Tageszeitung «Daily Mail» vom 18. Juni 1915: «Obschon Zeit und Ort strikte geheimgehalten wurden, hatte sich doch die Nachricht, dass ein gigantischer französischer Flieger-Raid in einem vorganglosen Massstab auf eine deutsche Stadt gerichtet werden sollte, doch allmählich auf der ganzen Linie der Fliegerschuppen hinter der Front im französischen Elsass verbreitet.»

Montag, der Tag vor dem Aufbruch, war ein geschäftiger Tag für Piloten und Mechaniker. Die vorbereitenden Arbeiten wurden unter den scharfen Augen der Geschwaderführer bis spät in die Nacht hinein ausgeführt. Es galt, nicht nur die vier

Doppeldecker-Geschwader, die den Raid ausführen sollten, fertig zu machen, sondern auch die Flugzeuge, die bestimmt waren. Das Morgengrauen zog gerade über die Hügel im Osten herauf, und die grossen Beleuchtungsflammen der Schuppen brannten noch hell, als der kommandierende Offizier, die Uhr in der Hand, den Befehl zum Abflug gab. Von jedem Geschwader flog der Führer zuerst ab, die übrigen folgten in regelmässigen Zwischenräumen. Jeder Flieger ist bei solchen Fahrten natürlich ganz sich selber überlassen, erhält die möglichst innezuhaltende Route und das Ziel, im Übrigen ist ihm der weiteste Spielraum gelassen.

Der Flug nach Karlsruhe wurde in derselben immensen Höhe, aber keineswegs schnell ausgeführt, zunächst fast gerade auf die aufgehende Sonne zu, und es wurde erst in der Höhe der Stadt nach Süden geschwenkt. Es war fast 6 Uhr, als das erste Flugzeug Karlsruhe erreichte; erst die erste Bombe rief den Alarm hervor. Wie die Flugzeuge in langsamer, aber sicherer Folge nacheinander die Stadt erreichten, schwebten sie aus dem grauen Morgenhimmel nieder, bis sie durch den noch über dem Grunde hängenden Nebel die zugewiesenen Ziele unterscheiden konnten: Das Schloss auf dem Hügel (?) mit seinem Waldvorhang, den Palast des Markgrafen im Tal (?), die Bahnstation. Dann war die Hölle in Karlsruhe losgelassen.

Für fast eine Stunde regnete es Bomben; keine auf Hospitale und Privathäuser gezielte Bomben, sondern grosse 4- und 6-zollige Dynamitgeschosse gegen die Regierungsgebäude und Militäretablissemments. Das Krachen der platzenden Bomben war ein fortgesetztes und an wenigstens vier Plätzen sprang Feuer (?) auf, ein Beweis für die Wirkung. Die Truppen wurden alarmiert. Umsonst. Kein Geschütz konnte schnell genug in Position gebracht werden, um auf die schnell hin- und herbeweglichen Flugzeuge sicher zu richten.

Jedes Flugzeug, das seine todbringende Ladung von Explosivgeschossen abgeworfen hatte, kehrte mit grösster Schnelligkeit des Motors nach unseren Linien zurück, einige nördlich, einige südlich Karlsruhe. Den Offizieren und Einwohnern muss es aber geschienen haben, als sollte die Prozession bombenwerfender Maschinen nie enden. Wir flogen schneller zurück, als hin. Die Abwehrkanonen pfefferten an vielen Stellen, aber die wachehaltenden Flugzeuge passten auf und halfen dem Piloten über die gefährliche Zone. Nur zwei wurden von den aufsausenden habichtähnlichen Flugzeugen abgeschnitten. Das Wichtigste war der moralische Effekt; den ganzen Tag müssen die Einwohner hinausgeströmt sein, und ihre Erzählungen müssen durch ganz Süddeutschland und selbst nach Preussen gedungen sein.»

12. Juni 1916

«Weihnachten zu Hause»; mit dieser fröhlichen Ausflüglerparole hatten sich die Feldgrauen im August 1914 in Marsch gesetzt. Zwei Jahre später, im Juni 1916, begruben selbst fahrlässige Optimisten die Hoffnung auf eine siegreiche Heimkehr der Fronttruppen zu Weihnachten oder zur Jahreswende 1916/17. An der Westfront tobte die Schlacht von Verdun bis zum Somme-Bogen; an der Ostfront dehnte sich die Hauptkampflinie von Riga über Wolhynien bis Ostgalizien aus.

Und in der Heimat? Unbekümmert hatte man die 1915 vorgenommene «Registrierung zwecks geregelter Brot- und Meherversorgung» hingenommen. Nur wenige erkannten die riesengrosse Gefahr der beginnenden Hungerblockade, die Deutschland und seine Verbündeten in den Würgegriff nahm. Deutschland aushungern? – Geradezu lächerlich, sagten die Biertischstrategen; – und die mussten es ja wissen!

Aber das war nicht mehr der Krieg von 1870/71, der die Vorstellungen und das Denken ganzer Generationen geprägt hatte. Signalisierten nicht die neuen, unheimlichen Begriffe wie Gaskrieg, Ausblutungs-Strategie, Materialschlacht, Luftangriff, dass sich das Kriegsbild entscheidend gewandelt hatte? Gewiss; aber das unerschütterliche Vertrauen eines einmalig gläubigen Volkes nahm die modernen Formen des Krieges hin wie Naturereignisse. Am Ende, so glaubte jeder, werde der Sieg der deutschen Sache stehen! Warum sich also über eine banale Nebenerscheinung wie die beginnende Rationierung auf regen? Die Feldgrauen litten Mangel, folglich war es nicht mehr als recht und billig, wenn auch die Heimat ein patriotisches Opfer brachte. Es fing so harmlos an: «Wie kann die Allgemeinheit zur Verbilligung und Ersparung von Lebensmitteln beitragen?»; darüber sprachen in der Karlsruher Festhalle Profes-

sor Niebergall und Redakteur Kropp aus Heidelberg. Als Abstinenzler kamen sie zu der genialen Erkenntnis: «Das deutsche Volk muss höchste Enthaltbarkeit üben, um wenigstens einen Teil der Nährstoffe zu retten, die seither vertrunken wurden!» Das richtete sich gegen die Vermälzung von Braugerste und konnte passionierten Biertrinkern nur ein müdes Lächeln abringen.

Langsam aber sollte auch dem letzten Optimisten das Lächeln vergehen. Vor den Lebensmittelgeschäften bildeten sich die ersten «Käuferschlangen». Wer sich in diese erzwungene Formation einreihen musste, dem schwanden trotz laufender Siegesbeflagung Lust und Teilnahme am Hurra-Patriotismus. Die «unheimlichen Schlangen» zu vermeiden, hatte der Stadtrat am 19. Juni 1916 die Einführung des Kundenzwanges verordnet. Brot, Fleisch, Butter, Eier, Speisefett, Zucker, Teigwaren, Hülsenfrüchte usw. durften nur in jenen Geschäften bezogen werden, bei denen sich der Verbraucher in die Kundenliste eingetragen hatte.

Jede Haushaltung erhielt eine Ausweiskarte, ausgestellt auf den Namen des Haushaltungsvorstands, in der alle zum Haushalt gehörenden Personen verzeichnet waren. Nummern bezeichneten die Geschäfte, die der Haushalt zuvor für den Kauf der jeweiligen Lebensmittel gewählt hatte. Waren, für die Kundenzwang bestand, durften nicht mehr frei verkauft werden. «Jegliche Art der Bevorzugung einzelner Kunden ist den Geschäften auf das strengste verboten» hiess es in der Stadtratsverordnung. Die kriegsbedingt gelenkte Wirtschaft hatte aus Gross- und Einzelhändlern Warenverteilern gemacht – und sie sollten es noch lange bleiben.

Eine an Bedeutung und Machtvollkommenheit ständig wachsende Instanz war der Kommunalverband, die oberste lokale Erfassungs- und Zuteilungsbehörde. Zunächst bescheiden in den Häusern Friedrichsplatz 5 und 8 untergebracht, wuchs sein Apparat so schwunghaft an, dass ab dem 15. Juni 1916 der kleine Festhallsaal gebraucht wurde, um den Kommunalverband räumlich ausreichend unterzubringen. Nach mehreren Reorganisationen unterhielt der Kommunalverband vier Abteilungen: 1. Bezug und Verteilung von Mehl und Futtermitteln, Kartenausgabe und Kundenlisten; 2. Nahrungsmittelamt; 3. Fleischamt; 4. Statistik.

Dieses so wichtige Amt war jedoch nicht mehr als die Verteilerstelle für die von Reichs- und Landesbehörden zur Zuteilung an die Bevölkerung freigegebenen Nahrungsmittel.

Vom Volksmund «Kriminalverband» getauft, amtierte der Kommunalverband entsetzlich bürokratisch, schwerfällig, oft sinnlos. Murrte die Bevölkerung gegen den in

seiner Anonymität unangreifbaren Verband, entfesselte sich ihre ungehemmte Wut an den direkten Partnern, den Gross- und Einzelhändlern von Karlsruhe.

In einer öffentlichen Erklärung, als Inserat in allen Karlsruher Tageszeitungen vom 16. Juni 1916 abgedruckt, rechtfertigt sich der Inhaber des in Karlsruhe weitverzweigten Lebensmittel-Konsumgeschäfts, Emil Bucherer gegen den Vorwurf, die Versorgung der Bevölkerung zu hintertreiben: «Seitens meiner Filialleiterinnen kommen mir in letzter Zeit Beschwerden und Vorwürfe meiner werten Kundschaft zu Ohren, als ob ich mir die Versorgung derselben seitens meiner Filialen mit den nötigsten Lebensmitteln nicht mehr angelegen sein liesse. Diese Vorkommnisse, welche ich zwar längst kommen sah, veranlassen mich zu nachstehender Erklärung:

Seit Kriegsbeginn war ich bemüht, und es ist mir gelungen, die Beschaffung der nötigsten Lebensmittel jederzeit in ausreichender Quantität bereit zu haben und es ist mir hierfür, wie auch für stets berechneten äussersten Preise, die Anerkennung seitens der Kundschaft nicht versagt geblieben.

Seit geraumer Zeit aber ist der freie Handel, wie ja hinreichend bekannt, dadurch unterbunden, dass der Zentraleinkaufsgesellschaft in Berlin, kurzerhand Z.E.G. benannt, der Einkauf der meisten möglichen Lebensmittel übertragen ist, von wo aus die Verteilung erfolgt und die Vermittlerin mit dieser Stelle ist der zuständige Kommunalverband.

Will ich also Kartoffeln, Reis, Gerste, Hülsenfrüchte, Teigwaren, Eier, Zucker, Mar-

**Lebensmittel-
Versorgung.**

Laut Bekanntmachung des Stadtrats besteht nun auch für den Bezug von Wurstwaren **Kundenzwang** und bitte ich deshalb die werte Kundschaft sich bis spätestens einschließlich Montag, den 26. ds. Mts. in meinen Hauptgeschäften am Ludwigsplatz und Waldstraße 47, einschreiben zu wollen.

**Wurstfabrik
Stefan Gartner**
Hoflieferant.

garine, Butter etc. haben, so muss ich mich hiewegen hier an den Kommunalverband wenden, und ich muss bedauerlicherweise sagen, dass ich hier, ich kann dabei nur von mir reden, sehr wenig Entgegenkommen finde.

Heute z.B. wurde mir wegen Kartoffeln bedeutet, dass man mir keine abgeben könne (trotzdem etwa sechs angebrochene Waggon hinter der Städtischen Verkaufsstelle standen!).

Ja, wenn die Geschäftsleute nur das haben sollen, was der Kommunalverband von seinen Verkaufsstellen übrig hat, dann muss man sich doch besser mit dem Gedanken vertraut machen, seine Geschäfte zu schliessen; es scheint fast, als ob darauf systematisch hingearbeitet wird.

Anstatt dass, wie schon oft vorgeschlagen wurde, die verfügbaren Waren den einzelnen Geschäften in den verschiedenen Stadtteilen im Verhältnis ihres Bedarfs zugewiesen werden (die Höchstpreise existieren ja für jeden Einzelnen), und dadurch eine regelrechte Versorgung der Bevölkerung gewährleistet wäre, muss man, abgesehen davon, dass die Hausfrauen bald keine Zeit mehr für den Haushalt übrig haben, diese störenden Ansammlungen auf der Strasse mit ansehen und jedem recht denkenden Menschen kommt für die Leute, die da stundenlang herumstehen müssen, ein Bedauern und der Gedanke: ‚Wahrlich, es könnte besser gemacht werden!‘ Hoffentlich verstummen die Klagen bald dadurch, dass der Kommunalverband durch gerechte Verteilung der verfügbaren Bestände die bestehenden Missstände beiseite schafft.»

In der Verbandszeitschrift des Badischen Einzelhandelsverbandes findet sich die Zuschrift des Gemischtwarenhändlers M.R. aus Karlsruhe. Seine Zuschrift und der vorangestellte Kommentar des Einzelhandelsverbandes sind ein bezeichnendes Dokument für die Ernährungslage und die Schwierigkeiten einer gerechten Zuteilung im Jahr 1916: «Nachstehender Hilferuf zeigt in typischer Weise, wie schwer sich manche Kommunen an dem ortsangesessenen Handel, an kleinen, durch mühsames Sparen aufgebauten Existenzen versündigen. Allen in ähnlicher Weise bedrängten Kollegen ist nur zu raten, selbst bei ihrer Gemeinde vorstellig zu werden. Unser Verband kann nur bei den Reichsbehörden immer von neuem unsere allzu berechtigten Forderungen vertreten. Diese haben den Kommunen auch bereits empfohlen, den Handel zur Warenverteilung heranzuziehen. Aber manche Gemeindevertretungen scheinen das nicht tun zu wollen. Diese müssen von dem orteingesessenen Handel stets von neuem angegangen werden, am besten mit Unterstützung von Stadtverordneten.

Bitte an das kaufende Publikum

Die Beschaffung geeigneter Rohmaterialien ist durch den Krieg eine ausserordentlich schwierige geworden, eine Notlage, die sich noch durch den wachsenden Mangel geschulter Arbeiter von Tag zu Tag vergrössert.

Wenn daher die fertigen Waren nicht immer die gewohnte tadellose Beschaffenheit aufweisen und wenn die Auswahl nicht von sonstiger Reichhaltigkeit sein sollte, so bitten wir das kaufende Publikum, Nachsicht üben und nicht allzu hohe Anforderungen an den Verkäufer stellen zu wollen, sondern die überaus schwierige Wirtschaftslage zu berücksichtigen und tunlichst von Beschwerden abzusehen.

5896

Verein
der Schuhwarendetailgeschäfte
von Karlsruhe, Baden, Pforzheim,
Bruchsal, Rastatt, Ettlingen, Durlach
und Umgebung. (E. V.)

Aus Karlsruhe schreibt unser Verbandsmitglied M. R.: „Während wir mit grösster Mühe nur geringe Warenmengen hereinbekommen und alle – der eine langsamer, der andere schneller – dem Ruin entgegenschreiten, scheinen die Behörden nichts Besseres tun zu können, als uns in unserem Niedergang noch zu befördern, indem sie die Waren an sich ziehen und in ihren eigenen Verkaufsläden anbieten, anstatt sie den Geschäften zum Verkauf zu übergeben. Man fragt sich da unwillkürlich, wo die weltbekannte deutsche Gerechtigkeit geblieben ist, wenn man uns zumutet, der Behörde Steuer zu zahlen, die einem ehrbaren Erwerbszweig den Verdienst weg- reisst, um ihn selbst in die Tasche zu stecken.

Heute stehen z.B. die Leute vor dem Städtischen Verkaufsladen drei Häuser von mir entfernt bis vorn an die Strassenrinne Prozession, um ein Paket Kekes zu 60 Pfennig, Marke Zugspitze. Ist das denn recht und billig? So war es schon mit Schokolade, so ist es mit Puddingpulver und auch mit anderen Sachen, die nicht in unsere Branche gehören.

Ich nehme an, wir haben uns zusammengetan, um, wie der Soldat, für unsere Sache zu kämpfen, die doch auch keine schlechte Sache ist, denn Tausenden und Abertausenden bedeutet sie eine schwer errungene und schwer bedrohte Existenz, was um so trauriger ist, als die Niederdrückung aus den Reihen der eigenen kommt. Kaum werde ich der erste und einzige sein, der sich an Sie wendet. Und ich bitte Sie freundlich, doch wenn möglich der Sache Einhalt zu gebieten/»

Pferdebespannte Kesselwagen, erbeutete russische Feldküchen, rollten seit Mitte Juni 1915 durch die Stadt, um im Auftrag des Frauenvereins des Badischen Roten





31 Zum Schutz der Stadt aufgestellt: Die «Kampfstaffel Karlsruhe».

32 Schröder, Weber, Vollrath: Fliegeroffiziere der neuen Staffel.





33 Leutnant Vollraths Notlandung mitten im Botanischen Garten.



34 Auf dem Flugplatz eingetroffen; Eine Albatros-Maschine

35 Die „Kampfstaffel Karlsruhe“ ist zum Übungsflug versammelt.





37 Nach dem Angriff: Tote und Verletzte auf der Ettlinger Strasse.

36 Luftangriff vom 22. Juni 1916 nach einem französischen Gemälde.

38 Beisetzung der Fliegeropfer auf einem Ehrengräberfeld.









39 Geistliche aller Konfessionen beim gemeinsamen Gebet.

40 Die grossherzogliche Familie (links) während der Trauerfeier.





41 Am Ettlinger-Tor-Platz wird ein Gefangenenlager errichtet

42 ... französische und englische Offiziere gehen ins «Sühnelager





43 Die Städtische Sparkasse im Zeichen der Kriegsanleihe.

44 Werbekonzert für die Kriegsanleihe auf dem Marktplatz.





Kreuzes in Schulhöfen und Turnhallen «eine nahrhafte Mischkost»⁷ zum Preis von 25 Pfennig an die ärmere Bevölkerung zu verteilen. Diese Kriegsspeisung – von Fachleuten, die sie selbst nicht assen – mit der üblichen Zahlmeisterfloskel als «gut, reichlich und schmackhaft» begutachtet, fand nicht die Liebe der Karlsruher. «Kriegsspeisung» – schon das Wort schmeckte preussisch! Und als die greise Landesmutter, die Grossherzogin-Witwe Luise, als Präsidentin des Frauenvereins unermüdlich den Einsatz transportabler Kochkisten zum Warmhalten von Speisen pries, bekam sie von der allseits sarkastisch aufgelegten Karlsruher Bevölkerung den Übernamen „d’ Kochkischt».

Am 11. Juli gab Bürgermeister Dr. Horstmann vor dem Karlsruher Bürgerausschuss eine düstere Prognose für die Lebensmittelversorgung der Stadt. «Durch die zentrale Erfassung aller wichtigen Lebensmittel», sagte Horstmann, «ist die Stadt nicht mehr lang in der Lage, an der eigentlichen Versorgung der Bevölkerung mitzuarbeiten.» Er verwies auf die seit März 1916 eingetretene zweite Periode der Knappheit. Nicht weniger als 180'000 Zentner Kartoffeln habe die Stadt als Fehlbedarf bei der «Reichskartoffel-Stelle» in Berlin anmelden müssen. Erheblich zurückgegangen seien auch die Schlachtungen, die Milch- und Eieranlieferung. Dr. Horstmann kün-

digte eine unumgängliche Preiserhöhung der Milch an, da die Landwirte ihre Milch statt nach Karlsruhe nach Mannheim lieferten, weil dort höhere Preise bezahlt würden.

Das Kriegsjahr 1916 hat den deutschen Sprachschatz um eine Serie schauerlicher Wortmonstrositäten bereichert, wie «Reichsgetreideerfassungsstelle», «Landeseierverordnung», «Lebensmittelkriegsfürsorge», «Vollmilchberechtigter» usw.; populärer waren die Begriffe «Schlange», «Schlangenstehen» und «Hamsterer».

«Hamsterer» waren Leute, die aufs Land hinausfuhren, tun beim Erzeuger direkt einzukaufen. Sie sollten später der Volksächtung anheimfallen. Am zweiten Julisonntag 1916 kam es im Karlsruher Hauptbahnhof zur ersten «Hamsterer-Razzia». Polizeibeamte kontrollierten das Gepäck ankommender Reisender, entdeckten und beschlagnahmten «Hamsterer-Waren». Die Volksseele begann zu kochen.

Da machte sich Oberbürgermeister Dr. Siegrist zum Sprecher dieser «Selbstversorger». In öffentlicher Sitzung verurteilte er das Vorgehen der Polizei und sagte: «Wenn jemand eine Woche lang oder noch länger keine Eier bekommen hat, darf sich niemand wundern, wenn die Leute aufs Land hinausfahren, um dort Eier einzukaufen!» Nach diesem ersten und letzten «Plädoyer für Hamsterer» forderte der Bürgerschaftsausschuss in einer Resolution, «... dass zur Sicherung der Ernährung der städtischen Bevölkerung unverzüglich Massnahmen seitens der grossherzoglichen Regierung getroffen werden».

«Massnahmen» trafen in jener Zeit so ziemlich alle dazu befugten Behörden. So verfügte das Generalkommando «die Beschlagnahme sämtlicher aus Zinn bestehender Deckel von Biergläsern und Bierkrügen, die sich in Wirtschaften, Konditoreien und Vereinen befinden. Die von der Beschlagnahme betroffenen Deckel sind nach Gewicht dem Bürgermeisteramt zu melden und zu enteignen.»

«Wildaufbruch», bestimmte die «Reichsfleischstelle», «sowie Wildköpfe einschliesslich Herz und Leber, unterliegen nicht den üblichen Regelungen des Fleischverbrauches.» Das fiel jedoch nicht ins Gewicht bei einer monatlichen Fleischzuteilung von 3·200 Gramm(!) für jeden Bürger ab dem 6. Lebensjahr. (Brot: täglich 300 Gramm, ¼ Pfund Butter für 14 Tage, 475 Gramm Kartoffeln pro Tag.) Noch gab es «badische Lichtblicke» in der immer knapper werdenden «Reichs-Versorgungslage». Eine «Gemeinnützige Kriegsgesellschaft für Kaffee-Ersatz» in Berlin wies alle Bezirksämter an, auf die Schulkinder einzuwirken, die reifen Früchte des Weissdorns zu sammeln, die zu einem Kaffee-Ersatzmittel «umgearbeitet» werden sollten.

Berlin verfügte und zog ein, aber der Rücklauf der erfassten Waren liess auf sich warten. Erfasst und (nach Berlin) gemeldet werden mussten Emteschätzungen einschliesslich Beeren- und Kernobst, Kakaovorräte und der Bestand an Süsswasserfischen, Vorräte an Kohlen, Koks, Spinnstoffen und Waschmitteln. In Deutschlands Reichshauptstadt war eine Dienststellen-Inflation ausgebrochen; eine davon trug den Namen «Kriegsausschuss für pflanzliche und tierische Öle und Fette».

Im Verlauf einer «Reichs-Papierwoche» sammelten Karlsruher Schüler 61'500 Kilogramm Altpapier, das als Ersatz zur Füllung von Säcken, Kissen und Decken für die Truppe dienen sollte.

Im Ständehaus, dem historischen badischen Landtagsgebäude in der Ritterstrasse, richtete die Stadt eine Goldankaufsstelle zur Stärkung des Goldbestandes der Reichsbank ein. Wer Gold (in jeglicher Form – Mindestwert fünf Mark) den amtlichen Schätzern zum Verkauf anbot, erhielt neben Geld eine Urkunde und eine eiserne Gedenkmünze mit der Inschrift «Im eisernen Jahr 1916 – Gold gab ich zur Wehr, Eisen nahm ich zur Ehr». Das Gesamtgewicht des an die Grossherzogliche Münze abgelieferten Goldes aus Karlsruher Privatbesitz betrug 110 072 Kilogramm. Die Chronik

Frisch eingetroffen:

Fischwurst

Billiger, nahrhafter Fleischeratz
Abgabe ohne Fleischmarken

Stück **30** Pfg.

Hermann Tietz.

The advertisement is enclosed in a thick orange border. The text is centered and uses various font sizes and weights to create a hierarchy of information. The word 'Fischwurst' is the largest and most prominent. Below it, the price '30 Pfg.' is clearly visible. The brand name 'Hermann Tietz' is at the bottom, with 'Hermann' in a smaller font and 'Tietz' in a large, bold font. A small barcode-like graphic is positioned below the brand name.

aus jenen Tagen berichtet: «Am 12. Juni 1916 brachte das Generalkommando auf Ersuchen des Kriegsministeriums die Bekanntmachung der Beschlagnahme und Bestandserhebung der Fahrradbereifungen (Einschränkung des Fahrradverkehrs). Eine abgestempelte Fahrradkarte wird nur solchen Personen erteilt, die das Fahrrad in Ermangelung anderer zweckdienlicher Verkehrsmittel benötigen, und zwar als Beförderungsmittel zur Arbeitsstelle; zur Ausübung ihres im allgemeinen Interesse besonders notwendigen Berufes oder Gewerbes; zur Beförderung von Waren zur Aufrechterhaltung ihres Betriebes; infolge ihres körperlichen Zustandes.»

Oder: «Am 27. Juni ist zur Sicherung des Bedarfs an Säcken eine Reichs-Stelle für den Verkehr mit Säcken' (Reichs-Sackstelle) eingerichtet worden. Die Eigentümer von Säcken sind verpflichtet, die ihnen gehörige Menge an Säcken der Reichssackstelle anzuzeigen. Auf Sorten, die zusammengerechnet weniger als 1'000 Stück betragen, erstreckt sich die Anzeigepflicht nicht, wenn sie nicht im Besitz von Sackhändlern sind.»

Einige Monate später erstreckte sich die Anzeigepflicht auf alle Konsumgüter; auch auf die «nicht lebenswichtigen». Ihr Katalog reichte von Fahrrad-Ventilschläuchen bis zu Brombeerblättern (als Tee-Ersatz). Zu spät!

Das Unfassbare war geschehen. Die Aushungerung als Waffe, bis dahin nur angewandt, belagerte Festungen (1870/71: Strassburg, Metz, Paris) zur Übergabe zu zwingen, schnürte in Form der Blockade das gesamte Reichsgebiet wie einen Henkerstrick ein, und täglich zog sich der Strick enger.

Gegen die drohende Umklammerung von aussen wehrte sich die deutsche Bevölkerung mit wahren Opfermut durch Spenden, Lotterien und Stiftungen zugunsten nationaler Einrichtungen mit karitativem Charakter. Ihre Erwähnung in den Karlsruher Tageszeitungen zeugen von Opfergeist und Kuriosität. So schenkte im Jahr 1916 der Oberhofmarschall Freiherr Leopold von Freystedt sein am Isteiner Klotz gelegenes Gut mit 280'000 Quadratmetern Fläche samt Wohn- und Ökonomiegebäuden der Stadt Karlsruhe mit der Auflage, «dasselbe oder der Erlös daraus zur Linderung von infolge des Krieges entstandener Not zu verwenden».

«In Bewunderung und Verehrung für die deutsche Armee» spendete ein nicht genannt sein wollender freiwilliger Feuerwehrmann aus Stockholm 82 Mark für den Verein «Badischer Heimatdank» und verpflichtete sich, jeden Monat 25 Kronen zu spenden.

Die rührendste, weil nützlichste Gabe aber schickten die Kinder der Volksschule Sprantal bei Bretten für notleidende Karlsruher Schüler: 32 Laib Brot, 5½ Liter Speiseöl, Kraut, Bohnen, Kartoffeln und Dürrobst.

22. Juni 1916

Am Fronleichnamfest 1916, das auf Donnerstag, den 22. Juni fiel, erlebte die Stadt den – gemessen an der Zahl der Opfer – bis dahin grössten Luftangriff der Weltgeschichte. Es waren nur fünf Maschinen, zweimotorige Bomber der französischen Flieger-Escadrille C 6, die je acht Bomben über dem Stadtkern abwarfen. Fünf der Bomben schlugen in unmittelbarer Nähe des Rundzeltes vom Zirkus Hagenbeck ein, aus dem sich 2'000 Besucher der Nachmittagsvorstellung, meist Kinder, in rasender Panik ins Freie stürzten. Übersät von Leichen und Verwundeten glich der Platz rund um das Zirkuszelt (gegenüber der heutigen Oberpostdirektion, wo sich jetzt die verlängerten Wasserspiele befinden) einem Schlachtfeld. 120 Tote, darunter 85 Kinder, und 169 meist Schwerverletzte: das war die erschütternde Bilanz dieser neuen Form des Krieges.

Im flirrenden Dunst des wolkenlosen Nachmittags, fast gänzlich der Sicht entrückt, kreuzten abenteuerliche Flugmaschinen, stahldrahtverstrebt Doppeldecker, mit blau-weiss-roten Kokarden, über dem offenen aufgeschlagenen Fächer der Stadt. Noch beherrschten die Flieger der französischen Escadrille C 6, die um 15.10 Uhr zum Angriff sammelten, nicht jene teuflische Perfektion des Bombenkrieges, die 25 Jahre später Orgien der Unmenschlichkeit feiern sollte. Noch waren die Navigationsgeräte der Bomber primitive Ortungsbestecke, noch gab es keine Zielgeräte, noch war die Last ihrer tödlichen Frachten gering; indes, sie reichte aus, 120 Menschenleben in Minutenschnelle auszulöschen und Karlsruhe die bis dahin schwerste Wunde in seiner 200jährigen Geschichte zu schlagen.

Bevor die Bomben fielen, hatten Luftbeobachter in den Kasernen das lautlos kreisende Geschwader ausgemacht. Ballon-Abwehrkanonen kleckerten dünnes Sperrfeuer in die geschätzte Angriffshöhe. Um 15.15 Uhr röhren die Dampfsirenen der

Fabriken Fliegeralarm. Im Elektrizitätswerk wurde die Stromzufuhr für die Strassenbahn unterbrochen. Man hatte Erfahrungen gesammelt, erste unzureichende Erfahrungen auf dem Gebiet des Luftschutzes. Denn ein Jahr und eine Woche zuvor, am 15. Juni 1915, war der erste Luftangriff auf Karlsruhe erfolgt.

Die Sirenen waren noch nicht verklungen, da perforierten die ersten Bomben den Himmel über der Fächeranlage.

In einer Mansarde der Weltzienstrasse hörte der Schüler Franz A. Müller die Detonationen der ersten Bomben und rannte in den Keller: «Im Keller hatten sich sämtliche Hausbewohner zusammengefunden. Eine Frau jammerte um ihre Tochter, die in die Stadt gegangen war. Völlig kopflos überlegte eine alte Dame, ob sie ihre Wohnungstür zugemacht oder offengelassen habe. Die Angst, dass sich eine Katze einschleichen und ihren Kanarienvogel fressen könnte, machte sie nervös. Zu ihrem Trost hatten Nachbarn gesehen, wie sie selbst ihre Glastür geschlossen hatte. Dass sie ihre Zeitung, bei deren Lektüre sie von den Detonationen überrascht worden war, noch in der Hand hielt, bemerkte sie erst eine Viertelstunde später.

Inzwischen waren mindestens sechs Bomben in der Weststadt gefallen. Der Garten des Berckholtzstiftes, Weltzien-, Yorck- und Draisstrasse wurden getroffen. In der Scheffelstrasse durchschlug eine Bombe zwei Stockwerke eines Hauses und blieb im Fussboden eines Zimmers stecken, in dem ein Mann auf einem Sofa schlief. Unverletzt, jedoch vor Schreck ohnmächtig, wurde er in den Keller getragen.

Mehrere Bomben, die wohl den Kasernen galten, gingen am Rande des Hardtwaldes nieder. Davon wurde eine Familie überrascht, die zum ersten Mal ihr Neugeborenes ausführte. Der Vater und ein achtjähriger Bub waren sofort tot; die Mutter schwer verletzt und bewusstlos weggetragen worden. Unter dem vom Luftdruck umgeworfenen Kinderwagen lag unversehrt der vier Wochen alte Säugling.

Wie durch ein Wunder blieben auch alle Personen, die im Limonadenhäuschen, am kleinen Exerzierplatz, Schutz gesucht hatten, unverletzt. Zu beiden Längsseiten des hölzernen Häuschens waren zwei Bomben explodiert und hatten mit ihren Splittern die Aussenwände durchsiebt.»

Eine Bombe detonierte mit dumpfem Schlag in dem Augenblick, als der Kapellmeister der Zirkuskapelle von Hagenbeck den Taktstock hob, um die Ouvertüre zur Nachmittagsvorstellung zu dirigieren. Nicht wenige der 2'000 Besucher, die das Rundzelt an der Ettlinger Strasse füllten, hielten die Detonation für einen schmet-

ternden Paukenschlag. Plötzlich aber schrie ein Fronturlauber: «Flieger – feindliche Flieger!» Stichflammgleich brach die Panik aus. Ein Orkan des Wahnsinns hetzte die 2'000, die sich eingeschlossen fühlten, ins Freie – und in den Tod.

Mit ihren Bajonetten schlitzen Soldaten Notausgänge in die Zeltwände. Erwachsene stürzten sich von den Galerien in die Manege, fielen auf Flüchtende, rissen sie zu Boden. Über die Barrieren ihrer Körper hinweg rasten die Stiefel der Fliehenden, rücksichtslos niedertretend, was sich ihnen in den Weg stellte. Eine Stampete des Wahnsinns zermalmte die Schwachen und Wehrlosen – die Kinder. Wer das Freie gewonnen hatte, es waren Hunderte, rannte über die Ettlinger Strasse, über die weite Fläche vor dem alten Bahnhof, in den vermeintlichen Schutz der Häuser, von Baumeister-, Schützen- und Gartenstrasse und dadurch mitten hinein in die Splittergarben der Bomben.

Arthur Bensching, aus dem Zirkuszelt entkommen, erinnerte sich, wie er Richtung Hotel Germania in Deckung sprang: «Fast an derselben Stelle, wo im Vorjahr fünf Menschen durch eine Bombe getötet worden waren, ging ein alter Mann mit seinem Enkelkind. ‚Grossvater, spring, Grossvater spring!‘⁷ rief der Kleine. Der alte Mann, der nun zu laufen begann, sprang mitten hinein in einen Volltreffer, während der Bub, der nicht so schnell hatte laufen können, unverletzt geblieben war!»

Zur gleichen Zeit, während sich die Schreie der Sterbenden mit dem Gedröhn der Detonationen und dem Feuer der Abwehrkanonen vermischten, drohte in einem anderen Raum der Stadt, im Schiff der Evangelischen Stadtkirche, eine zweite Panik. Dort sassen unter zahlreichen Besuchern eines Missionsgottesdienstes die Grossherzogin Luise und ihre Tochter Viktoria, Königin von Schweden. Allein dem Organisten ist es zu danken, ein Drama in der Kirche verhindert zu haben. Er trat mit Macht in die Pedale und übertönte mit dem Choral «Befiehl du deine Wege» den Lärm des Grauens.

Die Orgeltöne waren noch nicht verrauscht, da begab sich die greise Grossherzogin-Witwe mit ihrer Tochter in die Ettlinger Strasse. Polizei und Militär begannen gerade die Stätte des Grauens abzuriegeln, die Toten zu bergen und Leichenteile einzusammeln. Dazwischen irrte, ein erschütterndes Symbol menschlicher Verzweiflung, eine Frau durch die Reihen der Leichen. In ihrer Hand ein grünes Strohhütchen tragend, aus dem Gehirnmasse tropfte, ununterbrochen nur einen Schrei ausstossend: «Mein Kind – mein Kind...!»

Ecke Ettlinger- und Bahnhofstrasse (heute Baumeisterstrasse) sah Wilhelm Harters,

dessen jüngerer Bruder von der in Panik fliehenden Menge zu Tode getreten worden war, einen Kinderwagen stehen. Das Dienstmädchen, dessen Obhut Wagen und Säugling anvertraut waren, musste nach Explosion der ersten Bomben davongerannt sein. Obwohl die verhängnisvolle zweite Bombe (sie war auf das Granitpflaster der Ettlinger Strasse gefallen und 60 Menschen zum Schicksal geworden) in der nächsten Umgebung grosse Verheerungen anrichtete, waren Kind und Kinderwagen unversehrt geblieben.

Im Stadtgarten starb ein Mann, der dort Arm in Arm mit seiner Frau spazierenging, vor Schrecken an einem Herzschlag. Ein Junge, der, um von oben in den Zirkus sehen zu können, auf einen Baum geklettert war, blieb, von einem Splitter tödlich getroffen, als Leiche in den Ästen hängen und musste von der Feuerwehr geborgen werden.

Vom Blutgeruch auf gepeitscht, tobten die Raubtiere in den Käfigwagen; und während die Feuerwehr mit armdicken Wasserstrahlen die Blutlachen von der Strasse spülte, ertönte ein neuer Schreckensschrei: «Die Bestien brechen aus!» Ein Mann im Zirkuslivree hatte die zweite Welle eines (zum Glück grundlosen) Schreckens ausgelöst. Verzweifelt versuchten selbst Schwerverwundete, in schützende Deckungen zu kriechen. In dieser Hölle von Grauen und Verzweiflung vollbrachten Sanitäter Grosstaten menschlicher Hilfe. Der älteste der Retter war zugleich der unermüdlichste Helfer: der ehemalige Theaterarzt Hofrat Dr. Tross.

Im Nordwestflügel des alten Bahnhofsgebäudes bahrten Soldaten die Toten auf: Die Leichen von 85 Kindern, 30 Männern und fünf Frauen. Nebeneinander, so wie sie heute auf dem Ehrengräberfeld ruhen, lagen die Geschwister Lutz –11,13 und 14 Jahre alt, drei Buben einer Südstadtfamilie aus der Morgenstrasse 8, deren Vater, viele Jahre später ein stiller, verstörter Mann, als Kirchendiener der Johannisgemeinde sein Leben beschloss.

In der Abendausgabe der «Badischen Presse» vom 22. Juni findet sich über das Ereignis vom Vortag nur eine kleine einspaltige Meldung mit der Überschrift «Neuer Fliegerangriff auf Karlsruhe».

Karlsruhe, 23. Juni (W.B.Amtlich). Von zuständiger Seite geht uns folgende Meldung zu: Heute nachmittag belegten feindliche Flieger die offene Stadt Karlsruhe aus ausserordentlich grosser Höhe mit Bomben. Bedauerlicherweise fielen zahlrei-

HAGENBECK

Auf dem Festplatz am
Winterdenkmal (Ettlinger-
straße)

Stellen der elektr. Straßenbahn: bei der Festbahn

Ständige Adresse Hamburg IV
Fernruf-Gruppe I 3527

Hamburger Telegr.-Adresse:
ELEPHANTUS.

Telegramm-Schlüssel A. B. C.
Code T. H. Edition.

Eröffnung 2 Vorstellungen.

Das Goldgeld dem Vaterland!

Umtausch Dienstags, Donnerstags, Freitags an
Hagenbecks Hauptkasse eines 20-Markstückes in
Gold gegen Papier- oder Silbergeld berechtigt
zum freien Eintritt auf 1. Platz, eines 10-Mark-
stückes auf 2. Platz.

Tierschau: Ab 10 Uhr morg.: Mit Raub-
tierfütterung u. Proben. Ein-
tritt für Erwachsene 20 Pf.,
Kinder und Militär 10 Pf.

Kartenvorverkauf: Bei Hagenbecks Haupt-
kasse, sowie im

Warenhaus Geschw. Knopf (Berliner-
strasse), Tel. 288.

Die Karten können im voraus telefonisch
zurückbehalten werden.

Hagenbecks Telefonanschluß Nr. 5450
(Ab 21. Juni).

Hagenbeck kauft minderwertige Schlachtipferde

Mittwoch

21.

Juni

Nachm. 4 Uhr

Abends 8 ½ Uhr.

che Zivilpersonen, vor allem Frauen und Kinder, die einer Vorstellung anwohnen wollten, dem Angriff zum Opfer. Militärisch bedeutsamer Schaden ist nicht angerichtet worden.

Bis jetzt steht fest, dass zwei Flugzeuge, darunter ein englisches, links des Rheins zur Landung gezwungen worden sind. Die Insassen sind gefallen.» Diese knappen Formulierungen der Militärzensur entsprechen, was den Einsatz der gegnerischen Flugzeuge betrifft, reiner Phantasie.

An anderer Stelle findet sich die Notiz: «Die Stadtverwaltung teilt uns mit, dass bis auf Weiteres keine Veranstaltungen im Stadtgarten usw. stattfinden. Auch die Johannisfeier wird ausfallen.»

Und ein Inserat des Munzschen Konservatoriums verkündet: «Infolge des Fliegerangriffs sind die auf heute, Freitag, den 23., angesetzten Prüfungen auf Donnerstag, den 29. Juni, vertagt.»

Am 24. Juni, als der Angriff auf Karlsruhe im deutschen Heeresbericht erwähnt wird, kommentiert die «Badische Presse»:

«Kaum ein Jahr nach unserer ersten Heimsuchung, die unvergessen blieb, machte der Fliegerangriff am Fronleichnamstag, einem der höchsten Feiertage unserer katholischen Mitbürger, zu einem Schreckenstag unserer Stadtgeschichte. Aber das Blut der harmlosen Bürger und Frauen und vor allem der armen, unschuldigen Kinder, die in so grosser Zahl an diesem sonnenleuchtenden Feiertage dem feindlichen Bombenabwurf zum Opfer fielen, es fordert abermals die Urheber dieses Weltkrieges, der solch entsetzliche Untaten in seinem Gefolge hatte, vor ein ewiges Gericht.»

Von Hedwig Freifrau von Manteuffel ist das Gedicht:

Den Gefallenen des 22. Juni

«Rosen in Fülle, in prangendem Schimmer.
Blühten so lieblich, so wonnig wohl nimmer;
Hoben die Häupter so duftig und schön
Auf zu den sonnenbestrahlten Höhn!

Doch an dem festlichen Junitage
Schallte erschütternde Totenklage!
Euch, die Ihr stellvertretend das Leben
Für uns alle dahingegeben

In einem heiligen Märtyrertod!
Euch zu schmücken mit purpurnem Rot,
Wenn Ihr die letzte Strasse zieht,
Waren so herrlich sie aufgeblüht!

Rosen möchten wir bringen in Fülle,
Dass ihre Schönheit Euch bette und hülle!
Rosen allein nicht! Mit heissen Gebeten
Wollen an Eure Särge wir treten;
Euer Opfer vergessen wir nicht!
Leuchte Euch droben das ewige Licht!»

Unter der Anteilnahme aller Menschen des deutschen Reichsgebietes vollzog sich die Beisetzung der Fliegeropfer am 24. Juni 1916. Wie vom Stadtrat beschlossen, wurde ein Feld des Hauptfriedhofs zum gemeinsamen Ehrengrab gestaltet. Nur die unmittelbaren Angehörigen der Opfer erhielten die schriftliche Erlaubnis, an der feierlichen Beisetzung – der grössten Bestattungszeremonie seit dem Karlsruher Theaterbrand von 1847 – teilzunehmen. Auf Wunsch der Grossherzogin-Witwe Luise war jedem Toten ein Rosenstrauss in den Sarg gelegt worden.

Die Repräsentanten des Grossherzogtums und des Kaiserreichs, mit ihnen die Angehörigen des badischen Fürstenhauses, trauerten mit den Trauernden vor den 120 Särgen, über denen sich am Abend des 24. Juni 1916 die Erde schloss.

Karlsruher Soldaten, an allen Fronten des Krieges eingesetzt, schickten Geldspenden für die Hinterbliebenen. Als der Stadtrat offiziell zu einer Spendenaktion aufrief, weil «durch den tückischen Angriff feindlicher Flieger hiesige und auswärtige Personen nicht nur an Leib und Leben geschädigt, sondern auch in materielle Not versetzt worden sind», kamen (bis 3. März 1917) rund 119'000 Mark zusammen. Die wohl rührendste aller Hilfeleistungen verdient dabei Erwähnung: Die in Baden lebenden kriegsgefangenen Ukrainer überbrachten durch eine Abordnung 608,44 Mark, «als Dank für die humane Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland». Den «Karlsruher Kindermord» machten deutsche Chauvinisten zum Vergeltungsfanal. «Das deutsche Schwert wird dafür sorgen, dass der seit Clemenceau den Franzosen eingempfte Sadismus die gerechte Vergeltung bald ereilt. Auch der noch ungesühnte Kindermord von Karlsruhe darf bei dieser Abrechnung nicht vergessen bleiben», schrieb der Karlsruher Residenzanzeiger.

Am 14. März 1924 berichtete die Strassburger Zeitung «La Republique» über einen Elsassforscher, Redakteur und Wahlkandidaten der Rechtsradikalen für das Parlament: Henry de Kerillis. Niemand hätte diese Meldung beachtet, hätte sie nicht den

Satz enthalten: «Er war jener Führer einer Flieger-Escadrille, die am Fronleichnamstag 1916 die Stadt Karlsruhe bombardierte.» Nun stürzten sich alle Zeitungen auf die Nachricht. Im «Karlsruher Tagblatt» vom 15. März 1924 erschien unter der Überschrift «Der Täter meldet sich» ein erstes dürftiges Porträt des «Kindermörders», Kapitän de Kerillis. Sein Name ist von nun an in allen Gedenkartikeln zum 22. Juni 1916 zu finden; und steigend gehässiger werden die Schilderungen seiner Person, bis 1936 die NS-Presse anlässlich des 20. Jahrestags des Bombenangriffs de Kerillis sogar zum «jüdischen Kindermörder» abstempelt. Henry de Kerillis war kein Jude, aber ein konsequenter Gegner Deutschlands, der als Chefredakteur des «Echo de Paris» und später als Herausgeber der «Epoque» die Wiederaufrüstungspolitik Hitlers äusserst kritisch verfolgte. Das brachte seinen Namen auf die «Vormerkliste» der Gestapo. Eine der ersten «Amtshandlungen» der deutschen Feldgendarmarie nach der Einnahme von Paris am 14. Juni 1940 war eine Durchsuchung der Wohnung de Kerillis', der inzwischen nach England emigriert war. Unter den mitnehmerswerten Gegenständen fand sich ein Kolossalgemälde, darstellend das «Bombardement de Karlsruhe par l'Escadrille C 66 commandée par le Capitaine de Kerillis».

Otto Abetz, der spätere deutsche Botschafter bei der Vichy-Regierung, ein gebürtiger Schwetzingen, Zeichenlehrer an der Helmholtzschule, hat dieses Gemälde der Stadt Karlsruhe übergeben. Hier wurde es (ab 1. September 1940) in einem Schaufenster der Kaiserstrasse 131 (Geschäftsstelle des Führer-Verlags) ausgestellt. «Das Bild», schrieb das NS-Organ des Gaues Baden, «Der Führer», «gibt den Blick frei in einen Abgrund moralischer Verworfenheit. Dem es gewidmet war, ist einer der schärfsten Chauvinisten unter den jüdisch-plutokratischen Kriegshetzern».

Alle Berichte über den 22. Juni 1916 betonen mit absoluter Bestimmtheit, de Kerillis habe in der Auswahl des Ziels für seine Escadrille (nicht Geschwader) von fünf Flugzeugen völlig freie Hand gehabt. Er allein habe Karlsruhe zum Ziel bestimmt. Das widerspricht allen Regeln der Kommandogewalt und -befugnis eines Kapitäns bzw. Hauptmanns. Nachforschungen ergaben einwandfrei, dass das Oberkommando der französischen Armee unter dem Befehl von Marschall Foch Karlsruhe zum Ziel eines Repressalienflugs ausgewählt hatte, nachdem bei einem deutschen Fliegerangriff auf die offene Stadt Bar-el-Duc 85 Zivilpersonen getötet wurden. Dem Führer der Flieger-Escadrille (= Eskadron) war lediglich das Recht emgeräumt, im Falle unvorhersehbarer Schwierigkeiten ein Ersatzteil zu bestimmen, weil er nicht mit seiner Bombenladung zurückkommen durfte.

Bekanntmachung.

Zur gemeinsamen Bestattung der Opfer des
Fliegerangriffs vom 22. d. Mts. findet
Samstag, den 24. d. Mts., abends 6 Uhr
eine von der Stadtverwaltung veranstaltete

Trauerfeier

auf dem Hauptfriedhof statt.

Zu diesem Zweck wird der Friedhof an genanntem
Tage von nachmittags 4 Uhr ab für nichtbeteiligte
Personen gesperrt. Der Zutritt zur Trauerfeier ist
nur den Inhabern von Eintrittskarten gestattet, welche
den Angehörigen oder sonstigen Beteiligten zugestellt
werden.

Karlsruhe, den 23. Juni 1916.

Der Stadtrat.

Evangelisches Stadtpfarramt.

In unsern Gottesdiensten am 25. Juni wird
der neuesten Fliegerangriffe und insbesondere auch
der Opfer derselben gedacht werden.

E. Fischer.

Zur Person Henry de Kerillis: Als Berufsoffizier bei der Infanterie eingetreten, während des Ersten Weltkrieges zur Luftwaffe übergewechselt, sechs Auszeichnungen für militärische Tapferkeit. Als Direktor einer Flugzeugfabrik (1919) leitete er als passionierter Motorsportler Automobil-Expeditionen durch den Sudan und Nigeria. Von 1920 bis 1928 und 1936 bis 1940 gehörte er als Republikaner dem Parlament an; zuletzt als Abgeordneter des Pariser Villenvororts Neuilly. Er gründete u. a. das Propagandazentrum für die nationalen Republikaner. Seine eigene Zeitung «Epoque» gründete er, als ihm das «Echo de Paris» seine extremen Thesen nicht mehr abnehmen wollte.

Wegen angeblicher Verbindungen mit dem Vichy-Regime wies ihn die gaullistische Widerstandsbewegung in London brüsk ab. De Kerillis emigrierte nach den USA, veröffentlichte 1946 ein polemisch antigauilistisches Buch und starb 1958 in Amerika. Sein einziger Sohn wurde als Mitglied der Widerstandsbewegung von deutschen Truppen in Paris verhaftet und erschossen. Damit war das Geschlecht der de Kerillis erloschen.

Der Zirkus-Schriftsteller Gustav von Hanke (Pressechef bei Hagenbeck) hat sich jahrelang mit dem Studium der Luftangriffe auf Karlsruhe während des Ersten Weltkrieges beschäftigt. Ebenso der ehemalige Flieger-Stabsingenieur Erich Steude. Das Ergebnis der langwierigen Forschungen Gustav von Hanks: «Der Fliegerangriff vom 22. Juni 1916 war kein gewollter Kindermord. Dieser Fronleichnam-Angriff war die grösste Panne, die der französische Generalstab und die französische Spionage des Ersten Weltkrieges erlebte. Heute hat man den Beweis in der Hand, dass jener Angriff nach einem veralteten Karlsruher Stadtplan aus dem Jahre 1913 geflogen wurde, auf dem die in der Zwischenzeit stillgelegte Bahnstrecke und der alte Bahnhof eingezeichnet waren. Sachverständige Abwurf spezialisten haben einwandfrei bewiesen, dass der Angriff den Bahnanlagen, die entlang der Beiertheimer Allee verliefen und nach Westen in die Mathystrasse einbogen, sowie dem alten Bahnhof galt. Die Bombenreihe ist jedoch – weil es noch keine Zielgeräte gab – zu kurz gefallen.»

Um gerade von dieser winzigen Stelle, in der sich weltweit ausdehnenden Landschaft des Krieges, Blutvergiessen für immer zu verbannen, entsann sich die Standortkommandantur eines hinterhältigen, wirksamen Mittels. Sie umzäunte den Platz westlich vor dem Ettlinger Tor mit Stacheldraht und machte ihn zum Kriegsgefangenenlager für französische und englische Offiziere. «Sühnelager» nannte der Volksmund dieses Lager im Herzen der Stadt.

9. November 1918

Die November-Ereignisse in Karlsruhe, Teil der allgemeinen revolutionären Begebenheiten im Deutschen Reich, verliefen anders als in irgendeiner anderen deutschen Grossstadt. Tragisch (zum Glück) nur in Einzelfällen, ansonsten undramatisch, umgeben von einem Hauch der Lächerlichkeit. Nur wenige badische Politiker erfassten Chance und Ernst der Stunde für die Errichtung eines demokratischen Volksstaates. Die Masse «spielte Revolution». Aber sie war ohne «Spielregeln». So entartete der «Aufstand der Massen» in eine tolldreiste Komödie, einen Spuk. Die Heimkehr der Fronttruppen des 1. Badischen Leibgrenadierregiments am 23. November 1918 fegte ihn hinweg. Lenins bitter-ironische Worte «Revolutionen scheitern in Deutschland an der Bahnsteigkarte», hätten speziell auf die Karlsruher Ereignisse im November 1918 gemünzt sein können.

«Der 9. November 1918 fiel auf einen Samstag», beginnt Prof. Dr. Wilhelm Engelbert Oefterings Buch «Der Umsatz 1918 in Baden». Der Autor, Bibliothekar der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, war der «amtliche Chronist» der November-Ereignisse in Karlsruhe, zur Niederschrift der wirren Begebenheiten jener Tage von der damaligen badischen vorläufigen Volksregierung beauftragt.

Die Lage am Vormittag dieses 9. November wiedergebend, schreibt Oeftering: «Die Nachrichten aus allen Teilen des Reiches erzeugten eine nervöse Unruhe. Die Vertreter der politischen Parteien drängten auf einen Regierungswechsel. Auf dem Rathaus war die für Sonntag geplante Reichseinheitsfeier in die Brüche gegangen, dafür aber aus den Vorbesprechungen der Plan zur Gründung eines Wohlfahrtsausschusses entstanden.

In den Kasernen war die heimliche Agitation im Schwung. Die Mannschaften hatten in Erfahrung gebracht, dass sich in Lahr und Offenburg Soldatenräte gebildet hätten.

Man erörterte (nun auch in Karlsruhe) diese Dinge halb ernst, halb humoristisch (!). Gruppen von Soldaten bildeten sich auf der Strasse, am Marktplatz und vor der Hauptpost.

Der eine wollte wissen, man habe in Offenburg durchreisenden Offizieren die Degen abgenommen und die Achselstücke weggerissen. Ein anderer erzählte, Züge von der Front seien angehalten und die Soldaten entwaffnet worden. Blut sei nicht geflossen. Man war dafür, dass auch hier «etwas losgehen müsse!» Mit dem höchst unklaren «etwas, das hier losgehen müsse», war die Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten gemeint.

An diesem Vormittag trug Werner Berger, der letzte Portier des Grossherzogs Friedrich II. in dessen Palais (heute Bundesgerichtshof), in sein Tagebuch ein: 9. November 1918, vormittags: «Wie jeden Tag erscheinen auch heute Hofadjutant Frh. Seuter v. Lötzen, Generaladjutant Dürr, Oberhofrat Dr. Doll (der Leibarzt) und Legationssekretär Dr. Seib (der Pressereferent) mit den neuesten Zeitungen zur Morgenaudienz beim Grossherzog. Besondere Vorkommnisse sind nicht zu verzeichnen.»

Ein Namensvetter des Palaisportiers, Karl Berger, damals 17 Jahre alt und Angehöriger der «Badischen Jugendwehr», erinnert sich dieses Tages: «Ich war 17 und rechnete mir schon aus, wann ich zu den Soldaten kommen könnte und wie es dann sein würde. Vorläufig aber genügte mir der Dienst in der ‚Badischen Jugendwehr‘. Es war eine Art freiwilliger vormilitärischer Ausbildung. Man traf sich jede Woche am Exerzierplatz hinterm Städt. Krankenhaus, dem späteren Flugplatz. Die Uniform bestand lediglich aus einer gelb-rot-gelben Armbinde mit dem Aufdruck ‚Bad. Jugendwehr‘ und einer feldgrauen sog. Holzmütze mit badischer Kokarde. Man kam sich so schon als Viertelsoldat und ziemlich wichtig vor. Die Ausbildung erschöpfte sich in dem üblichen Formaldienst und etwas Sport, sie wurde von Zivilisten geleitet.

Auch an jenem 9. November war nachmittags Dienst angesetzt. Fahrräder waren damals, weil zu teuer, bei Buben noch kaum gebräuchlich. Man fuhr die weiten Strecken mit der Elektrischen. Auf dem Platz wurde an diesem Tag nicht so präzise geübt. Irgendetwas Unbegreifliches lag in der Luft. Wahrscheinlich waren schon Andeutungen von der Matrosenmeuterei in Kiel bis hierher durchgedrungen. Und was wir zuvor auf dem Herweg vor den nahen Kasernen gesehen hatten, passte dazu. Immer wieder sprach man bei uns in Grüppchen darüber. Schliesslich riet man uns, Armbinde und Mütze einzustecken und unauffällig nach Hause zu gehen.



45 Die erste Kriegsnotküche, 1916 im Schlachthof eingerichtet.

46 Anstehen nach Lebensmitteln auf dem Stephansplatz.





47 Karlsruhe ist Lazarett-Stadt für die nahe Westfront geworden



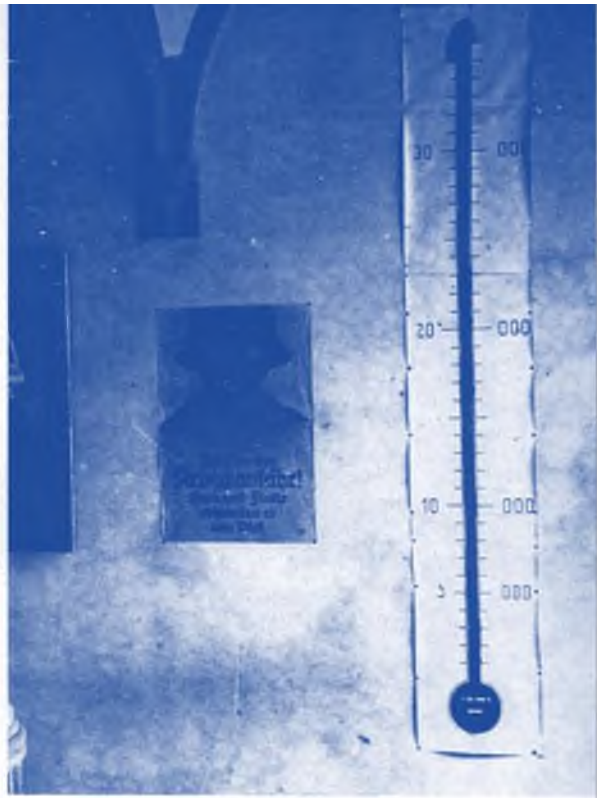
48 Schüler beim Verwundetentransport im alten Bahnhof.

49 Selbst Strassenbahnen befördern Verwundete in die Lazarette





50 Erstes Wiedersehen zwischen Vater und Sohn



51 Ein «Kriegsanleihe-Thermometer» wirbt.

52 Die Glocken von St. Stephan, zum Einschmelzen abgeholt.





53 Im Kriegsjahr 1917:
Stahlhelm und Gasmasken.



54 Schweres MG
zur Fliegerabwehr.

55 Durchhalte-Symbole: Erbeutete französische Flugzeuge.





56 Die Vincentius-Kapelle (Karlstr.) ist für Franzosen bestimmt . . .



57 ... den Russen dient die Turnhalle der Goetheschule als Kirche...

58 ... und immer neue Gefangenentransporte passieren die Stadt.





59 Eine von Prof. Dr. Lang, TH Khe, konstruierte Fliegerbombe ...

60 ... wird in einem Schacht am Rande des Flugplatzes erprobt.





61 Die Hungerzeit beginnt: «Schlangestehen» am Ludwigsmarkt.



62 Russisches Gefangenenummando auf dem Weg zur Arbeit.

63 Versorgungsschwierigkeiten: Gefangene werden ausgetauscht.





64 Ein bei Daxlanden abgeschossener englischer Flugzeugführer.

66 Extrablätter verkünden den Waffenstillstand vom 11. Nov. 1918.

65 Die letzte Vereidigung mit der Fahne beim Regiment 109.







67 Von der Westfront kommend: Artillerie durchfährt den Bahnhof.

68 Auf dem Bahnhofplatz hält eine Kolonne schwerer Lastwagen.





69 Tag und Nacht passieren im November 1918 ...

70 ... Truppen aller Waffengattungen die Stadt zur Demobilisierung.





71 Vorbei an Festhalle und Konzerthaus fährt ein Maschinengewehr.

72 Für die Karlsruher Buben ist es ein Fest, ein Stück mitzufahren.





73 Tannengrün um das Geschützrohr. Artillerie am Marktplatz.

74 Eine Feldküche ist auf der Kaiserstrasse «in Stellung gegangen».





75 In geschlossener Ordnung: Sächsische Infanterie.

76 Ein leichter Minenwerfer in der Beiertheimer Allee.





77 Bewaffnete Volkwehr vor der Kesslerschen Fabrik (Ritterstrasse).

78 Truppen sperren die Linkenheimer Allee gegen Spartakisten.





79 An der Aha-Mauer des Schloßgartens: Schweres MG in Stellung.



80 Alle öffentl. Gebäude, hier das Landesgewerbeamt, sind besetzt.

81 Mit Gewehr und Handgranate: Posten vor dem Innenministerium.



Vorn an der Moltkestrasse war die 109er-Kaserne. Anscheinend war Ausgangssperre befohlen. Die Tore waren geschlossen und die Wachen mit Abstand vom Eingang in den Hof zurückgezogen. Vor den Gittern standen einige ‚abgetakelte‘ Soldaten. Von ihren Uniformen hatten sie alle Abzeichen abgenommen, die Schulterklappen, die Kokarden der Mütze – man trug damals zwei übereinander, die schwarz-weiss-rote und die des Bundeslandes, bei uns gelb-rot – und natürlich auch die Ordensbänder, auch Koppel und Seitengewehr. Wir Gymnasiasten, noch ganz im monarchistischen Sinne erzogen, verstanden ein solches Verhalten nicht. Die vor dem Torgitter versuchten nun, mit den Wachen ins Gespräch zu kommen. Es gab nicht viel Aufsehens. Die Wachen winkten ab oder zuckten mit den Achseln. Was gesprochen wurde, bekamen wir nicht mit. So nahe wagten wir uns nicht hinzu. Offiziere waren nicht zu sehen. Solange wir dort waren, blieb alles ruhig.

In der Stadt drin auf der Kaiserstrasse und mehr noch am Marktplatz war es schon lebhafter. Und obwohl es uns an diesem unfreundlichen Novembertag – die Kopfbedeckung musste ja leider in der Hosentasche bleiben – schon recht ungemütlich wurde, wichen wir nicht von dort, zu aufregend war die ganze Situation. Inzwischen hatten sich schon Gruppen aufrührerischer Soldaten zusammengetan. Welchen Regimentern sie angehörten, war nicht auszumachen, denn sie kamen ebenfalls ohne Abzeichen daher und ganz unmilitärisch, mit offenem Mantel und den Händen in den Hosentaschen.»

Zweiter Tagebucheintrag des Portiers Wilhelm Berger: 9. November 1918, nachmittags: «Auf den öffentlichen Plätzen der Stadt halten Soldatenräte Ansprachen an die Bevölkerung. Überall herrscht grosse Unruhe. Offizieren und Unteroffizieren werden die Schulterstücke abgerissen.»

Augenzeuge eines solchen Vorfalles auf der Kaiserstrasse, wobei ein Leutnant von Aufständischen degradiert wurde, war Hans Mühlig-Carolus. In seiner Erinnerung lebendig geblieben ist ihm die Gestalt eines jungen Soldaten aus Bayern, der sich mit dem stereotyp wiederholten Gebrüll «Mir brauch'n kan Kini mehr!» an der allgemeinen Hatz gegen Chargierte beteiligte.

Es war nicht ratsam, in den Nachmittagsstunden des 9. November 1918 ohne dringende Notwendigkeit die Strassen der Stadt zu betreten. Die aufgebrachte Stimmung aus Abenteuerlust und Ratlosigkeit hatte zu ersten tätlichen Auseinandersetzungen geführt und bewirkt, dass etliche in Karlsruhe wohnende und bei militärischen Dienststellen beschäftigte Offiziere nach Hause gingen und die Uniform mit Zivilkleidern vertauschten.

Kurz nach 16 Uhr erschien die Abendausgabe der «Badischen Presse» und bestätigte «amtlich», was den ganzen Tag über gerüchteweise in der Stadt kolportiert worden war: die Abdankung des Kaisers. Der vom Reichskanzler, Prinz Max von Baden, unterzeichnete Text beginnt mit den Worten: «Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Thron zu entsagen.» Das gab der revolutionären Stimmung der Massen neuen Auftrieb. Beunruhigend wirkte vor allem, dass Reichskanzler Prinz Max von Baden verkünden liess, er beabsichtige «die Vorlage eines Gesetzentwurfes wegen der sofortigen Ausschreibung neuer Wahlen für eine verfassungsgebende deutsche Nationalversammlung vorzuschlagen, der es obliegen würde, die künftige Staatsform des deutschen Volkes endgültig festzustellen».

Die Frage nach der Staatsform war also offengelassen worden. Von der Bevölkerung wurde sie jedoch so verstanden, wie es Ludwig Marum in seinem aufsehenerregenden Artikel im «Volksfreund» vom 7. November klar und deutlich gesagt hatte. «Auch in Baden wie im Reich handelt es sich heute um die Einrichtung des demokratischen Volksstaates. Und zwar ohne Einschränkung. Der Satz der Verfassung, dass der Grossherzog in sich alle Rechte der Staatsgewalt vereinigt, ist überlebt. Alle Gewalt gebührt dem Volk, der Volksvertretung und der vom Volk beauftragten Regierung!» Dieser Artikel, sein Titel: «Die badische Frage», richtete sich entschieden gegen die unter Staatsminister von Bodmann amtierenden übrigen Minister der «badischen Obrigkeitsregierung», die («alles andere als Demokraten») die Umwandlung der Staatsform in monarchistischer Ergebnisform durchführen wollten. Ihnen und dem Grossherzog empfahl Marum: «Es liegt im ureigensten Interesse der Krone, sich auf das Altenteil ihrer monarchischen Ehrenrechte freiwillig zu beschränken. Sonst wird die Frage der Staatsform, die schon im Volke vom Arbeiter, Bürger und Bauern besprochen wird, brennend werden!» Dieser Artikel hatte den Novemberwind zum Sturm angefacht.

Gegen 17 Uhr ging die Parole durch die Stadt: «Um sechs Uhr versammelt sich alles (gemeint waren Soldaten) am Bahnhof!» Als dies die «Mannemer» – aus Mannheim stammende, nach Karlsruhe eingezogene Soldaten – (sie waren die radikalsten, aber auch bestorganisierten Umstürzler) erfuhren, vermuteten sie eine «Falle der Reaktion». Sie hatten von der Berliner Zentralstelle der USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands) die Weisung erhalten, dass die Gründung von Arbeiter- und Soldatenräten sowie der Beginn eines allgemeinen grossen Streiks erst für Montag, den 11. November 1918, geplant sei. Sie, die den «Ausbruch der Revo-

lution» nach Mannheim verlegt wissen wollten, hatten kein Interesse daran, früher und zumal in der Residenz loszuschlagen.

Nun drohte mit dem Ruf «Zum Bahnhof!» die Welle des Umsturzes über sie hinwegzugehen, und sie taten alles, die Zügel in ihre Hand zu bekommen. Ihre Führer, die aus Mannheim gebürtigen Landsturmmänner und USPD-Mitglieder Albert Böpple (Angestellter) und Johann Brümmer (Schmied), zögerten noch. Sie verteilten die aus der Mannheimer Zentrale eingetroffenen Flugblätter, als ihr Parteifreund, der Karlsruher USPD-Vorsitzende Hans Bertenkopf, aus Offenburg kommend, sie zur sofortigen Teilnahme an der grossen Soldatendemonstration vor dem Karlsruher Hauptbahnhof aufforderte.

So kam es, dass nicht das «proletarische Mannheim», sondern die «konservative Residenz» zur «Hauptstadt der Revolution in Baden» geworden ist. Die eigentlichen Urheber aber waren zwei bis zu diesem Zeitpunkt unbekannte Matrosen: Hermann Schehr und Heinrich Klumpp. Von Wilhelmshaven kommend, waren sie bereits am



Städtische Sparkasse Durlach.
Wir nehmen Zeichnungen auf die
IX. Kriegsanleihe

entgegen. Die Abschreibung des Zeichnungspreises in den Sparbüchern erfolgt sofort bei der Zeichnung. Die Sparbücher sind zu diesem Zwecke bei der Zeichnung vorzulegen. Die abgeschriebenen Beträge werden bis zum 27. Oktober 1918, dem Tage der Einzahlung bei der Reichsbank, als Einlageguthaben verzinst, während von da ab die Versinsung der Reichsanleihe beginnt.

Der Verwaltungsrat.

Freitag (8. November 1918) in Karlsruhe eingetroffen. Beauftragte der revolutionären Bewegung, sollten sie im Binnenland den Umsturz durch den Druck der Strasse organisieren. Sie brachten «Leben in die Bude».

Während sich im Kleinen Rathaussaal – gemeinsam mit Oberbürgermeister Dr. Siegrist und dem Landtagsabgeordneten Dr. Ludwig Marum – Vertreter der verschiedenen Parteien zur Bildung eines Wohlfahrtsausschusses versammelt hatten, war der Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Haas, SPD (seit 1912 Vertreter des Wahlkreises Karlsruhe) und der Stadtrat H. Sauer (SPD-Regierungssozialisten) zum Bahnhof geeilt in der Hoffnung, die Masse der anrückenden Soldaten beschwichtigen zu können. Sie fanden das Bahnhofsgebäude von der regulären Wache eines Maschinengewehrtrupps der 109er besetzt. Dr. Haas fragte einen Posten, was geschehen würde, wenn die in gedrängten Massen den Bahnhofsplatz füllenden Mannschaften vom A- und S-Rat den Bahnhof besetzen würden.

«Diesen Fall haben wir schon besprochen», antwortete der Posten, «wir lassen uns dann einfach ablösen!»

Da die wartenden Feldgrauen offensichtlich ohne Führung und ohne jeden Plan waren, ergriffen die «Mannheimer» die Initiative. Von einer Kutsche herab sprachen die Landsturmmänner Brümmer und Böpple. Beide forderten die Menge zu Ruhe und Disziplin auf. Erst am kommenden Montag sollte die von ihnen vorbereitete «ordnungsgemäße Soldatendemonstration» der Garnison Karlsruhe stattfinden. «Jetzt sind wir da», rief die Menge, «jetzt muss gehandelt werden!» Wie, das wussten weder Brümmer noch Böpple.

Die Sekunden ihrer Ratlosigkeit nützend, ergriff der in Ansprachen zur Masse geübte Stadtrat Sauer das Wort. Er erklärte, dass er vom Oberbürgermeister geschickt sei, um mit den Versammelten zu verhandeln. Er machte ihnen das Unheil klar, das entstehen würde, wenn sie den mit Maschinengewehren bestückten Bahnhof besetzen wollten.

«Kameraden», rief Sauer, «ich komme als Vertreter der Karlsruher Arbeiterschaft. Ihr müsst mit ihnen gemeinsame Sache machen. Wir sind bereits auf dem Rathaus versammelt, um einen Ausschuss zu bilden. Auch ihr müsst Vertreter dahin schicken, damit wir gemeinsam beraten können ...» Weiter kam er nicht. Der Eisendreher Traubinger (USPD) unterbrach ihn und rief: «Kameraden! Hört nicht auf den Verräter! Seit mehr als 20 Jahren tut dieser Mensch nichts, als die Arbeiterschaft zu verraten. Morgen (gemeint ist bei der bereits abgesagten Reichseinheitsfeier) hat er im Konzerthaus für die nationale Verteidigung und die Erhaltung der Monarchie eintreten



wollen, und jetzt gibt er sich als Arbeitervertreter aus, der Verräter... « Sauer gelang es nicht mehr, sich Gehör zu verschaffen. Jeder neue Versuch ging in den Schreien «Verräter!» unter. Er setzte sich in die Kutsche, auf deren Verdeck stehend er zu den Soldaten gesprochen hatte.

In diesem Augenblick drängte sich ein Soldat an den Wagenschlag, und es entspann sich folgender Dialog: Soldat (zu Sauer): «Wer bist du eigentlich?» Sauer: «Ich bin Arbeitervertreter.» Soldat: «Ja, was für ein Arbeitervertreter, von wem?» Sauer: «Ich bin Geschäftsführer vom Metallarbeiterverband.» Soldat: «Ich bin auch Metallarbeiter.» Sauer: «So, das freut mich, reich mir die Hand, Kollege!» Soldat: «Welcher Partei gehörst du an?» Sauer: «Der SPD, den Regierungssozialisten.» Soldat: «Ich bin Unabhängiger ...» Sauer: «Das macht gar nichts, gib mir noch einmal die Hand. Wo bist du her?» Soldat: «Ich bin von Mannheim und heiße Brümmer!» Sauer: «Höre, Brümmer, so geht die Geschichte hier nicht weiter. Wir müssen einen Ausschuss wählen, damit wir verhandeln können, was wir wollen und was zu geschehen hat!» Brümmer: «Der Meinung bin ich auch. Die ganze Geschichte kommt überhaupt zu früh. Wir haben erst am Montag losschlagen wollen.» Mit Brümmers Unterstützung gelang es Sauer, die Massen zum Marsch aufs Rathaus in Bewegung zu setzen. Auf dem Weg über die Ettlinger Strasse setzte sich der Matrose Hermann Schehr – er hatte die Kolonne an der Einmündung der Schützenstrasse erwartet – an die Spitze des Zuges. Am Marktplatz angekommen, erlebte die Menge ein erstes «Friedenswunder»: Der ganze Platz strahlte im vollen Licht der elektrischen Bogenlampen. Das

war neu und einmalig, denn vier Jahre lang waren die Lampen wegen der drohenden Fliegergefahr verdunkelt gewesen.

Vor dem Rathaus angekommen, hielt der Matrose Schehr eine Ansprache. Er berichtete über seine revolutionäre Tätigkeit in Wilhelmshaven und Bremen und schloss mit dem Ruf «Frei Heil!», einen Ruf, in den die Menge begeistert einstimmte.

Stadtrat Sauer bat die Soldatenräte, ihre Vertreter zu bestimmen. Zu dem Landsturmann Brümmer, der plötzlich keine Lust mehr zeigte, in das Rathaus einzutreten, sagte er: «Du musst auch mit, du bist ein vernünftiger Kerl!» Einige Stunden später war Brümmer zum ersten Vorsitzenden des Soldatenrats gewählt, wenige Tage später sollte er zum «Kriegsminister» in der neugebildeten badischen Volksregierung avancieren.

An diesem Abend trug der Portier des Erbgrossherzoglichen Palais, Wilhelm Berger, in sein Tagebuch ein: «9. November 1918, abends: Staatsminister Frh. von Bodmann, Finanzminister Hübsch und Minister Dusch berichten dem Grossherzog über die revolutionäre Lage in der Stadt. Die Audienz endete gegen 22.45 Uhr. Beim Verlassen des Palais hat Staatsminister von Bodmann Tränen in den Augen und sagt zu mir: .Behüten Sie heute nacht unseren hohen Herrn besonders gut/ In Vorahnung der kommenden Ereignisse war alles in trauriger Stimmung. Die Nacht verlief aber ruhig!»

Mittelpunkt aller revolutionären Ereignisse in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1918 war das Karlsruher Rathaus. Nachdem Stadtrat Sauer die Delegierten des Soldatenrates in das Weinbrenner-Gebäude geleitet hatte, unternahm er unverzüglich den Versuch, Soldatenrat und Wohlfahrtsausschuss zu gemeinsamen Aktionen zusammenzuschliessen. Aber die Soldaten zeigten keine Lust, mit einem Gremium, das den bürgerlichen Namen «Wohlfahrtsausschuss» führte, gemeinsame Sache zu machen. Mit diplomatischem Geschick überliess Sauer dem Soldatenrat den grossen Sitzungssaal, während der Wohlfahrtsausschuss im kleinen Saal tagte.

Inzwischen wurde die Menge vor dem Rathaus ungeduldig. Sie wollte wissen, was darin verhandelt würde. Der Landsturmann Böpple trat auf den Balkon und verkündete die Konstituierung eines Arbeiter- und Soldatenrates, der jetzt alle Macht in den Händen habe. Er appellierte eindringlich an die Disziplin der Massen und erklärte: «Ruhe und Ordnung ist nach wie vor des Bürgers erste Pflicht!» Nach ihm beschwor der Matrose Schehr die Versammelten, Ruhe zu bewahren und Ordnung zu halten. «Wen wir beim Plündern antreffen, wird standrechtlich erschossen», schloss er seine Rede.

Bekanntgabe

der Volksregierung und der Arbeiter- u. Soldatenräte Badens.

Die neue Volksregierung hat heute nachmittag mit den Arbeiter- und Soldatenräten des ganzen Landes getagt. Sie hat die Einrichtung der Soldatenräte begrüßt und gutgeheißen.

Die Soldatenräte haben sich als Landesauschuß badischer Arbeiter- und Soldatenräte konstituiert. Sie haben die militärische Gewalt in Händen und stellen sich mit dieser Macht hinter die vorläufige Regierung.

Die Regierung wird mit Hilfe der Soldatenräte die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten. Dazu ist erforderlich, daß alle Staatsbehörden bis zum letzten Mann einwandfrei weiter arbeiten; aber auch, daß die bisherigen militärischen Organisationen im Einvernehmen mit den Soldatenräten ihre Aufgaben wie bisher lösen. Regierung und Landesauschuß der Soldatenräte fordern die Soldaten auf, Ordnung in den Kasernen zu halten und Gehorsam im Dienst zu leisten; insbesondere den Anordnungen der Soldatenräte und der militärischen Vorgesetzten Folge zu leisten, wenn die Soldatenräte Anordnungen der Regierung durchführen.

Vor Gewalttaten und Zuchtlosigkeiten wird nochmals aufs schärfste gewarnt. Ruhe und Ordnung, Sicherheit von Leben und Eigentum sind allein unsere Rettung. Badische Soldaten! Unser freies, schönes Land wird zerstört, wenn Unordnung und Zuchtlosigkeit einreißt. — Macht Front gegen gefährliche Elemente.

Nächste Aufgabe der Regierung ist Sicherstellung der Verpflegung der städtischen Bevölkerung, Fürsorge für einen geordneten Durchzug und für Verpflegung der zurückstehenden Truppen.

Karlsruhe, den 11. November 1918.

Für die vorläufige Volksregierung:

Selb, Vorsitzender
Dr. Haas
Brümmner
Schwarz
Marum
Dietrich

Marxhoff
Dr. Wirth
Stoßinger
V. Müllert
Trunk

Dass die Karlsruher Revolutionäre die Massen zu Vernunft und Besinnung ermahnten (in Stuttgart war es nicht anders), mag als ein historisches Kuriosum erscheinen. Aber hier ging es um mehr. Selbst der gedankenloseste Schreier wusste, dass ein Zusammenbruch der Verkehrsverbindungen oder der Arbeit der öffentlichen Verwaltungen ins Chaos des Hungers und des Bürgerkrieges führen würde. Und nicht zuletzt wäre dadurch der «Hindenburg-Marsch» gefährdet worden, die geordnete Rückführung der deutschen Truppen von der Westfront. Im Revolutionstaumel gesprengte Rheinbrücken hätten unter Umständen bewirkt, dass Tausende von Feldgrauen die Heimat nicht mehr rechtzeitig erreicht hätten und buchstäblich noch in letzter Minute Gefangene der Alliierten geworden wären. Dieses Risiko konnte keiner der Heimat-Revolutionäre eingehen; mit Sicherheit wäre sein Leben verwirkt gewesen.

So ging in Karlsruhe die Revolution zwar mit viel Krawall, jedoch ohne Verletzungen der gewohnten Ordnung weiter. Noch immer tagten Wohlfahrtsausschuss und Soldatenrat in getrennten Sälen, hielten jedoch Fühlung miteinander.

Zum Wohlfahrtsausschuss gehörte u. a. auch der damalige Oberbürgermeister Dr. Siegrist. Ihn forderte der Matrose Schehr auf, eine rote Fahne herauszugeben. «Die Fahnen sind eingeschlossen, ich weiss nicht einmal, wo; und überhaupt: die Stadt Karlsruhe besitzt keine rote Fahne!» Die Männer um Schehr rissen von den badi-schen Farben die gelben Stoffbahnen ab. Eine recht schmal geratene rote Fahne in der Hand, liess Schehr vom Rathausbalkon herab ein erneutes Hoch auf die Republik ausbringen. Dann verkündete er: «Jetzt wollen wir eine Aktion inszenieren. In einer Stunde werden wir vor die Kasernen ziehen, um sie zu besetzen!»

Wie es zu dieser Stunde in den Karlsruher Kasernen aussah, schildert ein Augenzeugenbericht von Rechtsanwalt Dr. Hans Ingenohl:

«Nach schwerer Verwundung war ich im Jahre 1918 Batterieführer einer Ersatzbatterie des Feldartillerieregiments 50 in Karlsruhe, die in der Mühlburger Kaserne, im sog. Froschgraben, lag. Ich bewohnte eine Offizierswohnung in der Kaserne.

Bis zum Abend des 9. November 1918 lief der Dienstbetrieb völlig normal. Die etwa 300 Mann starke Batterie bestand zum Teil aus ganz jungen Rekruten, zum Teil aus alten, nur garnisondienstfähigen Soldaten, und zum geringen Teil aus nach ausgeheilten Verwundungen zunächst beim Ersatztruppenteil Tätigen.

Obwohl die Zusammensetzung sehr gemischt war, war, soweit ich dies beurteilen konnte, das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ausnehmend gut. Da ich in der Kaserne im Batteriegebäude wohnte, stand ich in besonders enger Verbindung zu der Truppe.

Am Abend des 9. November 1918 war ich zu Besuch bei Bekannten in der Stadt. Etwa um 19 Uhr suchte mich dort mein Bursche auf und teilte mir mit, der Wachmeister wolle mich davon orientieren, dass in der Infanteriekaserne Revolution gemacht worden sei⁷, wie er sich ausdrückte. Ich begab mich sofort zu meiner Batterie in die Kaserne, wo alles ruhig war. Von der Infanteriekaserne hörte man lautes Geschrei und Johlen, und in der Moltkestrasse liefen zahlreiche Infanteristen mit roten Abzeichen umher. Der wachhabende Unteroffizier war ein älterer Herr und, wie sich später herausstellte, eingeschriebener Gewerkschaftler und Sozialdemokrat. Ich war zunächst der einzige Offizier in der Kaserne; erst später kam Hauptmann Walli, von Beruf Oberforstrat, hinzu, der aber, da erst wenige Tage bei der Ersatzabteilung, keinerlei Konnex hatte und infolgedessen alle Anordnungen mir überliess.

Ich bespach mit dem genannten wachhabenden Unteroffizier, was wir machen wollten, wenn die oben erwähnten Infanteristen eindringen würden. Wir waren uns beide einig, dies mit Gewalt zu verhindern. Ich sammelte einige Mannschaften und Unteroffiziere meiner eigenen Batterie und gab zusammen mit dem wachhabenden Unteroffizier nach öffnen der Waffenkammer Waffen und scharfe Munition heraus.

Die vor dem geschlossenen Kasernentor sich ansammelnde Menge wurde lauter und verlangte das öffnen der Kasernentore. Ich bespach mich nochmals mit dem wachhabenden Unteroffizier; dies mit folgendem Ergebnis: Wenn eine ungeordnete Menge die Kaserne stürmen wollte und würde, sollte dem mit Gewalt, nötigenfalls unter Gebrauch der Schusswaffe, begegnet werden. Wenn sich aber etwa ein geordneter Soldatenrat oder ein geordnetes Revolutionskomitee in der Stadt gebildet haben sollte, dann sollte diesem der Eintritt gewährt werden.

Inzwischen war es etwa 23 Uhr geworden.

Da ich die Verantwortung allein nicht tragen wollte, suchte ich telefonische Verbindung mit dem Garnisonsältesten, dem General von Sieg, herzustellen, was mir auch von der Wache aus gelang.

Die von mir erbetene Weisung ging eindeutig dahin, dass in keinem Falle Widerstand geleistet werden dürfe und dass die Kasernentore zu öffnen seien.

Dieser Weisung kam ich nach, und die Kaserne wurde bald von teilweise angetrunkenen Infanteristen, stark vermischt mit Jugendlichen, überflutet. Ich blieb noch etwa eine Stunde in der Kaserne, ohne persönlichen Angriffen ausgesetzt zu sein.»

Bevor Schehr mit einer Rotte Bewaffneter zu den Kasernen im Westen der Stadt zog, inspizierte er zunächst die Schlosswache. Der wachhabende Vizefeldwebel Droll unterstellte sich mit seiner Mannschaft dem Soldatenrat, nachdem Schehr sich für die Sicherheit der im Schloss wohnenden Grossherzogin-Mutter Luise und ihrer zu Besuch weilenden Tochter, der Königin von Schweden, verbürgt hatte. Ein Trupp von 20 Soldaten entwaffnete inzwischen die Wache vor dem Grossherzoglichen Palais in der Kriegsstrasse, wo Grossherzog Friedrich II. und Grossherzogin Hilda wohnten, drangen jedoch nicht in den Garten des Gebäudes ein.

Ein anderer Zug bewegte sich zur Militärstrafanstalt und befreite die Häftlinge, allerdings nur die wegen militärischen Vergehens Festgenommenen. Ein Karlsruher Wirt, der wegen Schwarzschlachtungen und Kriegswucher in Untersuchungshaft sass, musste hinter Schloss und Riegel bleiben.

In dieser Nacht wurden der Hauptbahnhof zusammen mit den Kasernen, das Bezirksamt, das Proviantamt und zuletzt die Hauptpost von den Bewaffneten des Arbeiter- und Soldatenrates besetzt.

In dieses Geschehen kam eine dramatische Spannung, als bei den Aufständischen im Rathaus bekannt wurde, dass das stellvertretende Generalkommando die Unteroffiziersschule Ettlingen telefonisch zur Sicherung der Stadt herbeigerufen habe. Die «Ettlinger Schmalzbuben», so nannte der Volksmund die Unteroffiziersschüler, rückten vom Süden her gegen die Stadt vor. Gleichzeitig lief ein Gerücht um, wonach Rastatter Truppen – und aus Bruchsal die Dragoner – im Anmarsch seien, um die Revolution zu ersticken und vor allem den Bahnhof wieder zu nehmen.

Nach anfänglicher Unentschlossenheit entschied man sich im Rathaus für die bewaffnete Gegenwehr. Matrose Schehr fuhr mit der Strassenbahn in die von seinen Leuten besetzte Grenadierkaserne und holte Verstärkung herbei. Bevor es jedoch zu einem Gefecht kam, rückten die «Schmalzbuben» wieder ab. Ohne Wissen des Generalkommandos hatte der garnisonsälteste Offizier, General von Sieg, mit der Unteroffiziersschule im Ettlinger Schloss telefoniert und befohlen, unverzüglich in die Unterkunft zurückzukehren.

Freiwillig wäre der General wohl nicht zu diesem Schritt zu bewegen gewesen. Erst als ihm der Landsturmmann Böpple ins Gewissen geredet und ihm die gesamte Ver-

antwortung für alles entstehende Unheil übertragen hatte, gab der General den entsprechenden telefonischen Befehl. Um einen wiederholten Ausfall der «Schmalzbuben» zu unterbinden, nahm der Ettlinger Soldatenrat der Unteroffiziersschule Ettlingen alle Gewehre ab. Auch diese Aktion verlief in völliger Ruhe und Ordnung; eine schriftliche Erklärung des Standortältesten, Freiherr von Hügel, legalisierte sie.

«Es wird hiermit bescheinigt, dass die Unteroffiziersschule Ettlingen die Gewehre der Anstalt beim Soldatenrat Ettlingen bis auf einige in Reparatur befindliche abgegeben hat. Desgleichen, dass dem Soldatenrat die Maschinengewehrteile sowie die in der Kaserne befindliche Munition übergeben wird. Die im Munitionshaus untergebrachte und fest verschlossene Munition wird vom Soldatenrat bewacht. Es wird

Aufruf.

Die Waffen ruhen, unsere Selben lehren in diesen Tagen in die Heimat zurück. Unter diesen Tapferen befindet sich eine große Anzahl selbständiger Handwerksmeister, Gewerbetreibender und eine große Zahl von Gehilfen. Es gilt nun denselben Arbeits Gelegenheit zu verschaffen, damit dieselben in die Lage versetzt werden, nicht nur das eigene Geschäft wieder aufzurichten, sondern auch den alten Arbeiterstamm wieder aufnehmen zu können. Es ist eine vaterländische Pflicht, wenn nur äußerlich möglich, hier mitzuwirken, damit die Uebernahmewirtschaft ohne schädigende Störungen und Störungen vor sich geht. Wir richten daher an alle Hausbesitzer, Privaten, insbesondere an die wohlhabenden Kreise die höfliche und dringende Bitte, es mögen alle bis jetzt zurückgestellten Arbeiten, Reparaturen und Anschaffungen unverzüglich in Auftrag gegeben werden. Die Handwerkskammer ist gerne bereit, bei Uebertragung von Arbeit und Lieferungen an unser Handwerk durch Vermittlung der für den Kammerbezirk gegründeten Wirtschaftsstelle den vergebenden Stellen mit Rat und Auskunft beizustehen. 14010

Handwerkskammer Karlsruhe:

Der Präsident:
I s e n m a n n.

Der Sekretär:
D r. B o t h.

hiermit erklärt, dass alle Gerüchte von einem bevorstehenden Ausmarsch gegen Karlsruhe grund- und haltlos sind. Die Unteroffiziersschule unternimmt nichts, was die Ruhe und Ordnung irgendwie stören und gefährden könnte. Unterschrift: Garnisonskommando Ettlingen, Frh. von Hügel – Arbeiter- und Soldatenrat, i. A. Walter.» In der Tat unternahm die Unteroffiziersschule nichts mehr, was Ruhe und Ordnung stören könnte; – das taten andere!

Auch die Nacht vom 10. auf 11. November verlief ruhig. Aber es war die trügerische «Ruhe vor dem Sturm». Die allgemein aufgebrachte Stimmung forderte: Es muss etwas geschehen! Aber was? Die Verantwortlichen, Delegierte des Wohlfahrtsausschusses und der A- und S-Räte tagten in Permanenz. Sie brauchten Ruhe, ihre Forderungen abzufassen und eine badische Volksregierung vorzubereiten; jetzt wo die Abdankung des Grossherzogs nur noch eine Frage von Stunden war.

Jedoch die Masse auf den Strassen war für Krawall. Die Stunde der Rädelsführer war angebrochen. Nur fand sich keiner – zunächst!

Gegen 15 Uhr erhält der Portier des Grossherzoglichen Palais in der Kriegsstrasse (heute Bundesgerichtshof) – hier wohnten Grossherzog Friedrich I. und Grossherzogin Hilda, während die Grossherzogin-Mutter Luise mit ihrer zu Besuch weilenden Tochter, der Königin von Schweden, das Residenzschloss bewohnten – vom Schloss die telefonische Anweisung, alle Rolläden zu schliessen und das Nebentor zur Ritterstrasse zu öffnen. Und nun geschah etwas ebenso Verwunderliches, wie Eigenartiges: das Grossherzogspaar verlässt zu Fuss sein Palais durch das Nebentor, um unbemerkt in Richtung Schloss zu gehen. Von niemanden erkannt geht das Herrscherpaar durch die Herrenstrasse zum Zirkel und ins Schloss.

Wilhelm Berger, der Palais-Portier, hielt die Dienstmütze vorschriftsmässig unter den Arm geklemmt, als das Paar durch das Tor ging. «Setzen Sie ruhig Ihre Mütze wieder auf», sagte der Grossherzog mit unendlich müder Stimme.

Bereits zwei Tage zuvor hatte Friedrich II. an das badische Volk appelliert, Ruhe und Besonnenheit zu wahren. «Nur eine friedliche Entwicklung kann in dieser schwersten Zeit, die über das deutsche Volk gekommen ist, die künftige Wohlfahrt des Landes verbürgen», schliesst der Aufruf.

Mit Einbruch der Dunkelheit hat sich zusammengebraut, was der Chronist des Umsturzes, Prof. Oeftering, als «eine Probe von Revolutionsromantik» bezeichnete.

Im Verlauf des Nachmittages hatte (das ist belegt) in den Gaststätten «Rheingold»

Au die Einwohnerschaft Karlsruh'es!

Die Abrüstung hat eine große Zahl Handwerker und Gewerbetreibende ihrem Berufe wieder gegeben. Es fehlt aber an Arbeit für die Arbeitgeber und damit auch für die Arbeitnehmer.

Helft der großen Not dadurch steuern, daß Ihr Arbeiten ausführen läßt, die während der letzten vier Jahre liegen geblieben sind. Zögert nicht, wenn irgend möglich, neue — oder Wiederherstellungsarbeiten in Auftrag zu geben.

Ihr entlastet damit den Arbeitslosenmarkt und tragt zugleich eine Dankeschuld ab, besonders an allen Feldgrauen, die während des Krieges ihre Geschäfte haben im Stich lassen müssen und dadurch schwere wirtschaftliche Verluste erlitten haben.

14222

Im Auftrage sämtlicher Handwerker und Gewerbetreibenden Karlsruh'es:

Dr. H. Mittel, Buchdruckereibesitzer

Malermeister Lacroix

Malermeister Oberle

Konditor Freund

Bäckermeister Gartner.

(Waldhornstrasse), «Drei Lilien» und in der «Alten Brauerei Kammerer» (Altstadt der Obermatrose a. D. Heinrich Klumpp (nach Aussagen von Zeitgenossen: ein tüchtiger Biervertilger, Kraftmeier, ein Freund von Viechereien aller Art und auf dem besten Wege, ein Stadtoriginal zu werden) ein Glas um das andere getrunken. An seiner Stuhllehne hängte, was Wirte und Bedienungen gleichermaßen verschüch- terte, sein geladenes und gesichertes Gewehr 98.

Er gab sich als Soldatenrat aus und sammelte Gleichgesinnte. Mit ihnen zog er zu- nächst vor das Palais in der Kriegsstrasse. Der heute 75jährige Portier Wilhelm Ber- ger schrieb in sein Tagebuch: «Klumpp schrie mich an: ‚Wo ist der grösste Lump von Baden?‘ Ich antwortete: ‚Die Herrschaften sind fort!‘ was er nur misstrauisch zur

Kenntnis nahm und drohte: ‚Wenn es nicht wahr ist, werden Sie heute nacht noch standrechtlich erschossen!‘ Die Revolutionäre begaben sich daraufhin zum Schloss! Eine Patrouille bewaffneter Soldaten forderte Klumpp auf, sich ihm anzuschliessen. Darunter befand sich der heute im Ruhestand lebende Dipl.-Ing. Fr. Wiedemann.

Er schrieb über den Marsch zum Schloss:

Ich war damals als 18jähriger Soldat beim Grenadierregiment 109; mein Quartier war in der Gutenbergschule. An dem fraglichen Tag wurden wir jungen Soldaten abends in Stärke von etwa 20 Mann, bewaffnet mit Gewehr und gefülltem Patronengürtel, unter Führung eines Unteroffiziers oder Feldwebels zum Schloss kommandiert. Wir wussten nicht, welche Aufgabe wir da erfüllen sollten. Am westlichen Schlossteil angekommen, patrouillierte ich am westlichen Flügel entlang in Richtung Schlossgarten, während meine Kameraden zurückblieben. Ich sah, wie drei Damen eilig das Schloss durch die Tür gegenüber dem Seepferdbrunnen verliessen. Ich ging weiter in den westlichen Teil des Schlossgartens und hörte bald darauf Schüsse aus Richtung Schloss. Ich eilte sofort zum Schloss zurück und fand meine Kameraden an der vorerwähnten Tür mit dem Obermatrosen Klumpp. Unter Schimpfen und mit dem Ruf ‚Der Grossherzog muss raus!‘ ging Klumpp mit zwei oder drei meiner Kameraden ins Schloss hinein, kam aber nach kurzer Zeit wieder heraus. Mir gefiel sein Benehmen nicht; ich wollte deshalb unseren Truppführer fragen, wie wir uns verhalten sollten, dieser war aber nicht mehr aufzufinden.

Der Trupp zog nun durch das Tor nach Süden. Am Ende des westlichen Schlossteiles kam es zu einer kleinen Schiesserei; wer sie veranlasst hat, weiss ich nicht mehr. Ich gab, offenbar aus Freude am Schiessen, 21 Schüsse in die Luft ab, also nicht gegen das Schloss.

Während der Trupp dann nach Süden am Theater vorbei weiterging, steigerte sich mein Unmut über das Benehmen des Klumpp, so dass ich schliesslich in einem plötzlichen Wutanfall auf ihn losgehen wollte; dabei stolperte ich über eine Einfassungskette und kam dadurch wieder zur Besinnung und sagte mir, dass es doch keinen Sinn habe, etwas zu unternehmen.

Wir gingen dann nach Osten an den Gebäuden am Schlossplatz entlang weiter. Ich erinnere mich noch, wie meine Kameraden aus einem Auto Marmeladegläser herauswarfen und dass etwa bei der Einmündung der Karl-Friedrich-Strasse in den Schlossplatz Klumpp einem Passanten mit Erschiessen drohte, wenn er nicht schneller weitergehe. Ich war darauf gefasst, die Ausführung dieser Drohung zu verhindern. Ich weiss noch, dass die Beleuchtung des Schlossplatzes eingeschaltet wurde und

dass das Gerücht entstand, die Dragoner aus Bruchsal wären im Anmarsch. Ich ging dann wieder in mein Quartier zurück.»

Es gibt ein genaues Protokoll darüber, was sich unmittelbar nach der Schiesserei am Seepferdbrunnen abgespielt hat. Klumpp war mit zwei Soldaten ins Schloss gegangen. Dort trat ihm der Kammerherr Philipp Frh. Röder von Diersberg entgegen. «Was wollen Sie?» – «Wir wollen den Grossherzog sprechen, wir haben Auftrag vom Soldatenrat.»

Erklärung.

Nach längerem Sturzaufenthalt (vom 9. April bis zur letzten Maiwoche) hierher zurückgekehrt, hörten meine Frau und ich, daß ein Gerücht im Umlauf sei, wonach während unserer Abwesenheit in unserem Hause große Vorräte an Fleisch, Eiern und anderen Lebensmitteln aufgefunden, beschlagnahmt und weggeführt worden seien.

Ich glaubte zunächst dem Gerücht keine Bedeutung beilegen zu sollen; da es aber stetig an Umfang zunimmt, sehe ich mich nunmehr zu der Erklärung veranlaßt, daß an dem ganzen Gerüchte kein wahres Wort ist, sondern daß es eine böswillige Verleumdung ist, die jeder Begründung entbehrt. Möge doch endlich jemand, anstatt das Gerücht unter dem Schutze der Anonymität weiter zu verbreiten, den Mut haben, die meine Ehre antastende Beschuldigung mir gegenüber direkt auszusprechen; ich würde dann sofort Klage erheben.

8672

Geheimer Kommerzienrat Robert Koelle,
Präsident der Handelskammer, Mitglied der I. Kammer.

«Zu welchem Zweck wollen Sie ihn sprechen?» – «Er muss mit!» – «Wohin?» – «Das wird ihm schon gesagt werden.» – «Warten Sie hier, ich frage den Grossherzog, ob er Sie empfangen will.» – «Hinauf gehen wir nicht, der soll herunterkommen zu uns!»

Der Grossherzog war für Sekunden unschlüssig, ob er zu Klumpp hinuntergehen sollte. Die Kastellanin Viktoria Bauer rief ihm zu: «Gehen Sie nicht, Königliche Hoheit!» Er gab ihr den Auftrag, den Oberhofmeister, Siegfried Frh. von Göler, zu holen. Mit dem Ruf: «Helfen Sie, man will den Grossherzog umbringen», stürzte die Kastellanin zu Göler. Der Dialog, der sich nun zwischen Göler und Klumpp zutrug, ist bezeichnend für den Trunkenheitsgrad des Obermatrosen. «Was wünschen Sie?» fragte Göler. Klumpp: «Wir haben hier gar nichts zu wünschen!» Göler: «Warum sind Sie dann hier eingedrungen?» Klumpp: «Haben Sie die Sprache unserer Salven nicht gehört?» Göler: «Selbstverständlich habe ich sie gehört!» Klumpp: «Kennen Sie die Sprache unserer Salven nicht?» Göler: «Ich frage Sie nochmals, warum Sie hier eingedrungen sind?» Klumpp: «Wir haben hier überhaupt nichts weiter zu verhandeln!» Damit drehte sich Klumpp um und kommandierte seinen Begleitern: «Kehrt marsch!»

Das Grossherzogspaar sowie die Hofdamen Gräfin Elisabeth von Andlau und Baronin Gisela Stokhomer von Starein hielten sich zu dieser Zeit im westlichen Schlossflügel auf. Auf die erleuchteten Fenster dieses Zimmers liess Klumpp eine zweite Gewehrsalve abfeuern. Die Schüsse hatten ein nachhaltiges Echo. Im Rathaus glaubten die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses und des A- und S-Rates, dass die «Gegenrevolution» zugeschlagen haben. Brümmer, Ex-Landsturmann und nun Erster Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates, beantragte Truppen aus den Kasernen zur Niederschlagung der Schlossplatz-Rebellen. Nur wenige Soldaten fanden sich dazu bereit. In völliger Unkenntnis der Lage begannen sie ein Feuergefecht mit der Schlosswache, ihren eigenen Leuten! Doch Welch ein Wunder: es wurde niemand getötet oder gar verwundet. Nur der Wachhabende Sergeant der Schlosswache, Doll, der den Angreifern im Kugelregen entgegengeeilt war, um sie von der Sinnlosigkeit ihres Unternehmens zu überzeugen, fiel vor Aufregung in Ohnmacht.

Frau Klotilde Meyer, eine alte Karlsruherin, erinnert sich noch an diese nächtliche Schiesserei:

«Wir wohnten damals in der Karl-Wilhelm-Strasse auf der Südseite. Die Nordseite war noch nicht bebaut. Das einzige Gebäude dort war das Viktoriapensionat, das



82 In Erwartung der Heimkehrer: Schüler der Goetheschule haben...



83 ... riesige Girlanden geflochten, die sie zum Bahnhof bringen . . .

84 ... um das graue Gebäude zum Empfang zu schmücken.





85 Auch die Südseite, Eingang zur Bahnhofstrasse, wird bekränzt.

86 Vor dem Rathaus versammeln sich Bürger zum Empfang der 109er.





87 Über die Ettlinger Strasse marschirt das «Hausregiment» ...

88 ... wo es von Oberbürgermeister Siegrist begrüsst wird ...



Ohn des Deutschen Volk!

Wir sind am 14. November 1918 entsetzt über,
wilt ihr kein Einverständnis sein denjenigen Kaiser-
haltung der staatsrechtlichen Verhältnisse des
deutschen Landes, welche die Verfassunggebende
Versammlung beschließen wird? Nachdem wir
nun bekannt gemacht ist, daß viele Landes-
fürsorge der Reichsregierung, die sie als Landes-,
Politik der Reichsregierung geleistet haben,
in ihrem Gewissen gesammelt sind, bei der
Verhandlung der Verfassung zur Verfassung-
gebenden Versammlung sich so zu betätigen,
wie sie es nach der staatsrechtlichen Verhältnisse
und insbesondere nach der Lage im Reich
für geboten ansehen, antworten ich die Landes-,
Politik der Reichsregierung ist Reichsregierung
und antwortet auf den Namen: Kaiser Verzicht

erklären ich mit Zustimmung meiner Väter
das Herzogtum Baden auf die für
den Rhein-Kreisverfassung.

Wir sind unsere Vorfahren Leithen
von der Westseite des Badischen Landes. Ein
ist es nicht bei diesem meinen letzten persönlichen
Besuche. Mein und der Meinigen Liebe zu
meinem Volk, für ^{www} auf! Gott
schütze mein liebes Badener Land!

Schloß Langenstein, den 22. November 1815.

Friedrich





90 Der letzte Grossherzog:
Friedrich II....



91 ... und sein letzter Kammer-
diener, Karl Berger.

92 Reichswehrminister Noske (SPD) 1919 in der Grenadierkaserne





93 Reichswehreinheiten müssen die neutrale Zone verlassen ...

94 ... sie verlegen nach Meiningen, Donaueschingen und Konstanz.





95 Fahnen des XIV. Bad. Armeekorps werden nach Ettlingen gebracht.
97 Französischer Poilu und deutscher Volkswwehrmann im Rheinhafen
96 Kasernierte Polizei übernimmt den Sicherheitsdienst in Karlsruhe.







98 Ein französischer
Alpenjäger...



99 ... gehört wie «Sarla», der
Tunesier,...

100 ... zur Besetzung des Brückenkopfes, wie diese Marokkaner.





101 Auf der Maxauer Schiffsbrücke stehen französ. Wachposten ..

102 ... die das Gebiet des Rheinhafens besetzt halten.





103 Grossherzogliche Staatskarosse, von Herrn Grünhut ersteigert.

104 Die Kroninsignien übernahm die Staatsschuldenverwaltung





105 Engländer von der Interalliierten Kontroll-Kommission.

106 Beutesammelstelle Schmiederplatz: Waffen zur Auslieferung.





107 «Enkel drucken heute Nullen aufs Papier», so die Inschrift...

108 ... auf den ersten Notgeldscheinen der Stadt Karlsruhe.





109 Die künstlerische Gestaltung wird immer besser...

110 ... die Riesensummen immer wertloser.





111 Die Goetheschule
als Wahllokal für die SPD.



112 ... davor eine Werberin

113 Der Greif des 1925 errichteten Grenadierdenkmals.



An die Einwohnerschaft von Karlsruhe. Aufruf zur Volkswehr!

Die Sicherheit und Ordnung in unserer Stadt ist für alle Bürger die erste Forderung. Der Arbeiter- und Soldatenrat hat sich mit der Stadtverwaltung und dem Bezirksamt über die Errichtung einer Volkswehr geeinigt. Die Volkswehr übernimmt den Sicherheits- und Wachdienst in der Stadt, da durch die Waffenstillstands-Bedingungen Karlsruhe von Truppen geräumt werden muß.

Aufbau und Organisation.

1. Die Stärke der Volkswehr soll zunächst bis auf 1000 Mann gebracht werden.
 2. Die Organisation der Volkswehr übernimmt der Arbeiter- u. Soldatenrat.
 3. Den ständigen Mannschaften werden Tagegelber von 10 Mk. bewilligt.
 4. Die Einstellung der Mannschaften erfolgt vertraglich mit 14 tägiger Kündigung.
 5. Die Volkswehr hat die Rechte und Pflichten der staatlichen Polizeimannschaften.
 6. Für die Anmeldung zur Volkswehr werden Vordrucke auf den Polizeiwachen ausgegeben und nach Ausfüllung daselbst wieder entgegen genommen.
- Wir fordern waffenkundige, zum Wach- und Patrouillendienst geeignete junge Männer auf, sich für die Volkswehr zu melden.

Karlsruhe, 14. November 1918.

Der Arbeiter- und Soldatenrat:
Hortel. Weser.

Der Stadtrat: **Bezirksamt u. Polizeidirektion:**
Stegrist. Weigel.

heutige Kinderkrankenhaus. Wir hatten über eine Wiese hinweg freien Blick zum Fasanengarten, dessen Waldgrenze etwa die gleiche war wie heute. Von den Vorgängen am Schloss und in der Stadt hörten wir eigentlich nicht viel. Aber etwas anderes hörten wir: tagelang ‚knallte‘ es im Wald, wir vermuteten, wohl zu Recht, dass das Wild im Fasanengarten und im anschliessenden Wildpark abgeschossen wurde. Wie gesagt, das ging einige Tage.»

In dieser Nacht zum 12. November 1918, nachdem der Grossherzog vergeblich auf einen Vertreter der neuen Volksregierung gewartet hatte, entschloss sich die gross-

herzogliche Familie zur Flucht. Die greise Grossherzogin-Mutter, die Königin von Schweden, Friedrich II und Grossherzogin Hilda, begleitet von einem kleinen Gefolge, begaben sich durch die sog. Silberkammer des Schlosses nach dem östlichen Flügel, über die Verbindungsbrücke bei der Schlosskirche in den Bibliotheksbau und stiegen hier durch ein Fenster in den Fasanengarten, wo in einiger Entfernung zwei Kraftwagen bereitstanden. Von hier fahren sie unangefochten nach Schloss Zwingenberg bei Eberbach am Neckar. Um diese Flucht wob sich sofort eine Legende. Durch einen geheimen unterirdischen Gang, flüsternten sich die Karlsruher zu, sei die grossherzogliche Familie, von Fackelträgern begleitet, zu einem nur dem Hof bekannten Ausstieg gelaufen und dort in die bereitstehenden Wagen eingestiegen. Noch heute wird diese völlig haltlose Geschichte an Stammtischen erzählt.

Der Karlsruher A- und S-Rat, der sich von Klumpps eigenmächtigem Vorgehen öffentlich (in den Zeitungen) distanzierte, nahm ihn in Haft und unterstellte ihn der Staatsanwaltschaft. Auf Wunsch seiner Angehörigen sollte Klumpp auf seinen Geisteszustand untersucht werden. Bevor es aber dazu kam, setzte die Strafkammer Karlsruhe mit Beschluss vom 21. Dezember Klumpp ausser Verfolgung und hob den Haftbefehl auf, da sie seine Tat als eine politische ansah, die unter den Amnestie-Erlass des Rates der Volksbeauftragten des Reiches vom 12. November 1918 fiel. Das Strafverfahren wurde demgemäss niedergeschlagen. Heinrich Klumpp emigrierte 1933 nach Frankreich, wo er sich 1940 in Bordeaux das Leben nahm.

Nachdem das Deutsche Reich zur Republik erklärt worden war und auch in den Bundesstaaten die monarchischen Regierungen abgedankt hatten, schien der Zustand in Baden, wo seit dem 10. November der Grossherzog tatsächlich nicht mehr regierte, unhaltbar und gefährlich. Um einigermaßen Klarheit zu schaffen, reisten am 13. November Frh. von Bodmann, der bisherige Staatsminister, und der neue Präsident der vorläufigen Badischen Volksregierung, Geiss, ein Gastwirt aus Mannheim, nach Schloss Zwingenberg, um den Grossherzog über die gegenwärtige Lage zu informieren.

Das Ereignis war eine schriftliche Erklärung Friedrichs II. mit folgendem Wortlaut: «Ich will kein Hindernis derjenigen Neugestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse des badischen Landes sein, welche die verfassunggebende Versammlung beschliessen wird. Bis zu deren Entscheidung verzichte ich auf die Ausübung der Regierungsgewalt. Ich wünsche auch für den Fall, dass die provisorische Regierung es für ein Gebot der Stunde erachten sollte, die republikanische Staatsform schon vor der Entscheidung der verfassunggebenden Versammlung zu beschliessen, dass die Beamten

im Interesse der Aufrechterhaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit ihren Dienst weiterführen und dass niemand sich durch Rücksicht auf meine Person oder die Treue und Anhänglichkeit für mich und mein Haus abhalten lässt, die Anordnungen der neuen Regierung zu befolgen. Gott schütze mein liebes Badner Land!»

Am 15. November tagte der Arbeiter- und Soldatenrat im Rathaus. Der Vorsitzende Hörter berichtete über den Gang der Revolution in Baden und im Reich. Er hob mit Stolz hervor, dass die erste Arbeit von den Soldaten geleistet worden sei, dafür gebühre ihnen Dank und Anerkennung. Allmählich seien auch die Arbeiter auf dem Plan erschienen. Dann hätten weitere Kreise Anschluss gesucht: die mittleren Beamten, Vertreter der Schutzmannschaft (Polizei), der Studentenschaft und der geistigen Arbeiter. Sie seien willkommen gewesen, soweit sie sich dem Soldatenrat unterstellt hätten. «Wenn nach dem Waffenstillstand», sagte Hörter, «der Soldatenrat verschwindet, wird eine Volkswehr an seine Stelle treten. Bis zum Zusammentritt der badischen Nationalversammlung (sie sollte am 5. Januar 1919 gewählt werden) muss alle Macht in den Händen der Räte oder der Volkswehr liegen!» Ludwig Marum, inzwischen Justizminister der vorläufigen Regierung geworden, erklärte: «Wir haben die Ketten nicht abgestreift, um neue anzulegen. Nicht die Diktatur, sondern die Republik muss unser Ziel sein!»

Wie es in diesen unruhigen Tagen, die dem Einmarsch der Fronttruppen des Leibgrenadierregiments 109 vorausgingen, in Karlsruhe zugeht, schildert dieser Erlebnisbericht:

«Damals war ich 17 Jahre alt und wir Lehrlinge durften am Montag, dem 11. Nov. 1918, wegen der Unruhen nach Hause gehen. Strassenbahnen fuhren nicht mehr am Nachmittag und so liefen wir in die Stadt Richtung Marktplatz. Dort war natürlich ein grosser Tumult. Es hiess, um 5 Uhr kommen regierungstreue Truppen, um den gebildeten Soldatenrat zu zerschlagen. Auf dem grossen Balkon am Rathaus waren lange Tische aufgestellt, darauf standen drei Maschinengewehre (Mitte, rechts und links). Am Hauptbahnhof rechts und links am Eingang standen ebenfalls auf den Mauerpodesten Maschinengewehre.

Am Abend, so um 9 Uhr, ertönten auf einmal wieder die Sirenen und gleich darauf Flakschüsse. Alles ging wieder in den Keller, und man war ganz überrascht, denn mit dem Morgen um 11 Uhr war doch Waffenstillstand. Am andern Tag las man in der Zeitung, dass dies geschehen war, damit die Strassen und der Marktplatz von Men-

schen frei würden. Truppen von der Front kamen Tag und Nacht durch Karlsruhe in die Heimat zurück. Man konnte so manches kaufen von ihnen, wie Tabak, Pferde-teppiche, um Mäntel anzufertigen und dergleichen.

Am Sonntag darauf, dem 17. Nov. 1918, wurde der Belagerungszustand über Karlsruhe verhängt. Da war wieder so eine Bewegung in der Stadt. Das ganze «Dörfle» befand sich auf dem Marktplatz und schrie. Beim Ministerium auf dem Schlossplatz war eine Menschenmenge und forderte die Aufhebung des Belagerungszustandes über Karlsruhe. Auf einmal gingen die Tore auf, und die Wachsoldaten luden ihre Gewehre und schossen über die Köpfe der Menge. Das war ein Bild! Alles rannte davon, viele dachten nicht an die eisernen Ketten am Schlossplatz und purzelten über die Ketten. Dann habe ich noch ein trauriges Bild gesehen: Es lief ahnungslos ein Mann daher, halb zivil, halb militärisch gekleidet. Hinter mir standen drei vom Militär Entlassene, und der eine davon sagte: ‚Karle, do guck, wer do laaft, unser Wachtmeister, der Hund!‘ Alle drei stürzten auf ihn zu und schlugen den Mann so, dass er bewusstlos am Boden liegenblieb. Niemand kümmerte sich um ihn.»

Wie ein Lazarettinsasse die November-Ereignisse erlebte, schildert uns der damalige Leutnant Otto Hanser:

«Im September 1918 wurde ich ins Offizierslazarett Prinz-Karl-Palais Ecke Stephani- en-, Hirsch- und Akademiestrasse verlegt. Das Gebäude diente früher dem verstorbenen Prinzen Karl, einem Bruder Grossherzog Friedrich I., als Wohnsitz. Im 2. Weltkrieg wurde es zerstört. Dort erlebte ich das Kriegsende. Die Ereignisse im Oktober und November 1918 waren für mich niederdrückend.



Den Bewohnern von Daglanden

für den herzlichen Empfang und die au'opferungs-
volle Gastlichkeit unsern herzlichen Dank.

Es war uns nach mehr als 4 Jahre langen
Kämpfen, Strapazen und Entbehrungen der erste
uns so wohlthuende Willkommengruß der alten
deutschen Heimat, der uns unvergeßlich sein wird.

Das II. Bataillon Sächf. Inf.-Regts. Nr. 179.

Mittlerweile war ich im Lazarett, dessen Chefarzt der Geheime Hofrat Dr. Doll war, an der damals sehr gefährlichen Grippe-Lungenentzündung erkrankt. Dieser zog auch noch Dr. Amsperger vom St.-Vincentius-Krankenhaus zur Beratung hinzu. Am 5. November gedachten wir des Geburtstags der Grossherzogin Hilda mit einem ‚Festessen‘. Es gab Sauerkraut und ein Stück Bratwurst. Zum erstenmal seit meiner Erkrankung hatte ich wieder Appetit, was als günstiges Zeichen angesehen wurde. Wegen der schweren Erkrankung und dem hohen Fieber wurden mir die Vorgänge bis zu dem oben genannten Tag nur sehr unklar bewusst. . . Man sprach davon, dass den Offizieren die Achselstücke abgerissen wurden und befürchtete, dass das Lazarett, das ja nur die bei den Revolutionären angeblich verhassten Offiziere als Insassen hatte und vom grossherzoglichen Hof besonders betreut wurde, auch von den Aufständischen besetzt werden könnte.

Um Unannehmlichkeiten vorzubeugen, wurden alle Lazarettinsassen, die vom Ort und nicht mehr bettlägerig waren, nach Hause geschickt mit der Weisung, die Ereignisse abzuwarten, und wenn sich die Lage nach einigen Tagen beruhigt hätte, sich wieder im Lazarett zu melden.

Ich war unter den vorübergehend nach Hause Geschickten. Es gab nun ein langes Hin und Her, ob wir mit oder ohne Achselstücke den Heimweg antreten sollten. Ich kam

jedenfalls mit meinen Leutnantsabzeichen ungeschoren nach Hause. Auch das Lazarett blieb unbehelligt, und die von der Lazarettverwaltung angeordnete teilweise Räumung kam mir nachträglich wie eine Art Fahnenflucht vor!»

Während nun tagtäglich und auch die Nächte hindurch heimkehrende Fronttruppen durch die Stadt marschierten, gab es auch Einzelheimkehrer, die, in ihren auswärtigen Garnisonen ordnungsgemäss aus der Armee entlassen, mit dem Zug nach Karlsruhe zurückkehrten. Eine solche Heimkehr und die mit dem Soldatenrat gemachten Erfahrungen berichtet Dr. Otto Ebbecke:

«In jenen Tagen kam ich in meine Heimatstadt Karlsruhe. Da ich noch in Uniform war, wurde mir vom Soldatenrat erklärt, dass ich den Bahnhof nicht verlassen dürfe, sondern nach Durlach müsse; wie und ob ich dann in Uniform nach der Stadt Karlsruhe käme, wäre meine Sache. In Durlach riet man mir, auf dem General-Kommando des 4. Armeekorps, das vor seiner Auflösung um jene Zeit nach Durlach verlegt worden war, bei Nacht zu Fuss nach Karlsruhe zu gehen, weil eine Fahrtmöglichkeit zur Zeit nicht bestehe. So machte ich mich also auf den Weg, gelangte auch ungeschoren bis zum Durlacher Tor und ging, weil ich möglichst verkehrsarme Strassen benützen sollte, statt der Kaiserstrasse, die Zähringer- und Markgrafenstrasse entlang; ich kam auch bis zum Rondellplatz, wo ich von vier Individuen regelrecht angefallen wurde. Der Anführer dieser Gesellschaft trug zwar einen Uniformrock und eine Armbinde mit dem Stempel Soldatenrat, war aber sonst wie seine Begleiter in Zivil. Er hatte ein Gewehr alter Konstruktion, mit dem er offensichtlich nicht recht umzugehen wusste, so dass er mutmasslich, wie auch seine Begleiter, niemals Soldat gewesen war. Sie hatten es auch nur auf meine wenigen Habseligkeiten, die noch hatte, Lederpacktaschen usw., abgesehen gehabt, waren also nichts anderes als Strassenräuber. Es gab einen sehr heftigen Wortwechsel, ich konnte noch meine Pistole ziehen, und beim Anblick dieser Waffe gab man klein bei und liess mich weiterziehen. Dies war mein Empfang durch den Soldatenrat nach vier Kriegs jahren in der Heimatstadt.

Alle Fälle, in denen ich mit einem Soldatenrat zu tun hatte, zeigten, dass weder Organisation noch Disziplin herrschte, sondern vielfach Mob aus eigener Machtvollkommenheit sich dazu ernannte und unter der Bezeichnung ‚Soldatenrat‘ dann höchst fragwürdige Privatmassnahmen durchführte!»

Aufruf

zur Herausgabe entbehrlicher Männeranzüge u. Mäntel
sowie Wäschestücke.

Die Versorgung der heimkehrenden Krieger mit Kleidungsstücken und Wäsche nimmt infolge der schnellen Demobilisierung einen weit äröckeren Umfang an, als anfänglich zu erwarten war.

Wenn auch alle zur Verfügung stehenden Mengen jetzt herangezogen werden, so genügt dies doch nicht, um den Bedarf zu decken.

Wir richten daher an alle, die dazu in der Lage sind, die Bitte, durch Ablieferung alterer Kleidungs- oder Wäschestücke (vor allem Hemden), die Versorgung dieser Männer zu unterstützen. Auf Antrag wird für die abgelieferten Gegenstände angemessene Vergütung gewährt.

Die Annahmestelle befindet sich Kaiserstr. 91 (südlicher Hof). Geöffnet: 9—11 Uhr und 1—6 Uhr. Auf Wunsch werden die Gegenstände durch uns abgeholt. 18941

Karlsruhe, den 16. November 1918.

Das Bürgermeiſteramt.

Bekanntmachung

des Volksrats in Karlsruhe.

Die Anmeldungen zur Volkswehr sind so zahlreich erfolgt, daß bereits mehrere Hundert zurückgewiesen werden mußten. Weitere Anmeldungen werden nicht mehr angenommen.

Arbeitslose Männer und Frauen machen wir auf die arbeitslosen Unterstützung der Stadt Karlsruhe aufmerksam. Anmeldungen müssen im städt. Arbeitsamt, Bähringerstraße 100 erfolgen. 14698

Der Volksrat in Karlsruhe.

Gorter.

Bähringer.

Damals 17 Jahre alt, erlebte Frau Ida Heilig den Durchmarsch der über die Rheinbrücke zurückkehrenden Fronttruppen:

«Im November 1918 stand ich Ecke Kaiserallee und Yorckstrasse, als Truppen von Mühlburg herankamen. Es war ein trostloser Anblick, wie niedergeschlagen und abgehärmt diese Soldaten zurückkamen. Nichts mehr von dem Jubel, mit dem wir sie vor mehr als vier Jahren verabschiedet hatten. Betreten standen wir da und todunglücklich. Plötzlich sagten wir: ‚Haben denn unsere Soldaten diesen Empfang verdient, die doch immerhin unser Vaterland vom Feind freigehalten haben und im besten Glauben das Letzte hergaben?‘

Wir waren 17 Jahre und rannten in das nahe Wäldchen, das sich damals noch zwischen Moltke- und Blücherstrasse befand und fast bis zur Dragoner-Kaserne reichte. Blumen hatten wir keine, aber mit Mühe erkletterten wir die untersten Äste der Bäume und brachten doch einige Tannenzweige zusammen. Wir rannten zurück und boten sie zaghaft den Heimkehrenden an. Endlich fanden auch die Umstehenden Worte des Dankes, und somit konnten wir die Mienen der Kämpfer wenigstens ein klein wenig aufhellen.»

In der Nacht vom 17. zum 18. November siedelte die Grossherzogliche Familie von Zwingenberg in das Gräflich Douglas'sche Schloss Langenstein (Amtsbez. Stockach). Die neuen Minister Dietrich, Haas, Marum und Trunk sowie eine Schutztruppe von acht Soldaten begleiteten den Sonderzug.

Auf den Strassen der Stadt ging es anders zu, wie August Schmitt schildert: «In jenen Tagen war ich ein Bub von zwölf Jahren, Quartaner. Mein Vater schickte mich – wie so oft – zur Hauptpost, um Briefe einzuwerfen. Ich sollte aber gleich nach Hause kommen. Es war ein diesiger, nasskalter Tag. Die Kaiserstrasse war nahezu menschenleer. Natürlich ging ich nicht auf dem kürzesten Weg nach Hause, sondern schlenderte neugierig in östlicher Richtung durch die Kaiserstrasse.

Einige wenige Männer hasteten mal rechts, mal links über die Strasse; sie hatten eine Leiter dabei, Töpfe und breite Pinsel. So kamen sie in meine Nähe. Ich versuchte, möglichst unauffällig immer auf die andere Strassenseite zu kommen. Endlich konnte ich erkennen, was die Männer machten: Sie übermalten mit triefendem Pinsel

1918: in allen Karlsruher Wohnungen, der Heimatdank ►



An die badischen Soldaten !

Euch badischen Soldaten, die Ihr jetzt in das Vaterland zurückkehrt, unseren Gruß und Dank!

Mit Euch gedenken wir in tiefer Wehmut der in heldenmütigen Aufopferung für das Vaterland gefallenen Kameraden. In dankbarem Mitgefühl grüßen wir ihre Hinterbliebenen.

Nicht besiegt und geschlagen kommt Ihr zurück, gegen eine Welt von Feinden habt Ihr die Heimat verteidigt. Nie hat eine Armee Größeres geleistet. Nicht Ihr habt die harten Waffenstillstandsbedingungen verschuldet. Das Reich wurde das Opfer des alten Systems; eine falsche Politik und der maßlose Übermut des Militarismus haben das Unglück verursacht.

Ihr Soldaten aber habt durch Eure Tapferkeit die Heimat vor dem Schlimmsten, vor den Verwüstungen des Krieges bewahrt. Späte Jahrhunderte werden noch von Eurer Ruhme sprechen.

Soldaten! Ihr werdet jetzt Bürger in einem freien Staat. Eure Arbeit im Frieden sei gesegnet! Der Fleiß und die Euchtigkeit des badischen Volkes, dessen bester Teil Ihr seid, verbürgen uns eine gute Zukunft.

Karlsruhe, den 16. November 1918.

Die badische vorläufige Volkregierung.

Der Präsident:

Fischer *Geiß* *Mann*
H. von K... *S...ff* *S...ff* *S...ff* *S...ff*

mit schwarzer Teerfarbe die Bezeichnungen ‚Hoflieferant‘; bei der ‚Hof-Apotheke‘ das Wort ‚Hof‘. Bei Kaisers Kaffeegeschäft übermalten sie das Wort ‚Kaiser‘; wie ich später feststellte, hatten sie – konsequent – dies bei allen Filialen getan . . .»

Als sich am 18. November das Gerücht verbreitete, dass die Leibgrenadiere am Abend in Karlsruhe eintreffen würden, rüsteten sich Tausende, um den Heimkehrenden einen würdigen Empfang zu bereiten. Geduldig warteten die Leute bis tief in die Nacht hinein, doch das Gerücht erwies sich als falsch.

Erst am Nachmittag des 23. November traf das 1. und 2. Bataillon des Regiments per Bahn auf der Güterrampe des Hauptbahnhofes ein. Mit klingendem Spiel, die Fahnen voraus, marschierte die Truppe durch die Ettlinger Strasse zum Marktplatz. Die Karlsruher empfingen ihre Soldaten mit einem Jubel ohnegleichen. Auf der Rathausstreppe hielt Dr. Siegrist eine Begrüßungsansprache: «Vor über 51 Monaten», sagte er, «sind auch die Karlsruher Regimenter hinausgezogen, um den im deutschen Land eingedrungenen Feind über die Grenzen zurückzuwerfen. Seitdem habt Ihr in unzähligen beispiellosen Kämpfen gleich kühn und tapfer im Angriff, wie zäh und unüberwindlich in der Verteidigung von den Gefilden und Stätten eurer teuren Heimat ferngehalten und trotz aller Not, Entbehrungen und Todesgefahr unbezungen standgehalten, bis höhere Mächte den Waffen Ruhe geboten!»

Den triumphalen Einzug der 109er hat der heute in Berlin lebende Kammermusiker a. D. Richard Steiner miterlebt. Er schreibt darüber: «Als ehern. Gefreiter in der Regimentskapelle des Leibgrenadierregiments habe ich den Einmarsch in Karlsruhe miterlebt.

Vom Hauptbahnhof über Marktplatz – Kaiserstrasse glich unser Marsch zur 109er Kaserne durch die Residenzstadt einem Triumphzug. An der Spitze des Zuges die Regimentskapelle. Ein Blumenregen ging von der begeisterten Karlsruher Bevölkerung auf uns junge Soldaten nieder. Uns wurde ein jubelnd-herrlicher Empfang bereitet, der mich tief beeindruckt hat. Erst viel später habe ich erfahren, dass unser Regiment dazu ausersehen war, den Aufstand in der Heimat zu vereiteln. Doch dieser Befehl kam zu spät.»

Dieser Befehl ist nie ergangen. Die Oberste Heeresleitung hatte angeordnet, jede bewaffnete Auseinandersetzung strikt zu vermeiden. Und sie hat klug gehandelt. Im Übrigen war mit dem Einzug der 109er der «Umsturz» in Baden eine vollzogene Tatsache. Dem Musterländle würdig, hatte sich der Übergang von der Monarchie zur Republik «mustergültig» vollzogen.

7. März 1923

«Eine Kompanie des französischen marokkanischen Infanterie-Regiments Nr. 50 wurde am Morgen des 7. März 1923 mit Lastautos von Germersheim nach Maxau befördert, von wo aus dann die friedliche' Besatzungsmacht zu Fuss hierher gelangte», schrieb Willibald Reichwein in seinem Buch «Knielingen» (1924).

Gegen 10 Uhr vormittags erschienen sie vor dem Rathaus. Nachdem vier Maschinengewehre aufgestellt waren, wurde der Bürgermeister von einem der Offiziere aufgefordert, zu Verhandlungen auf die Strasse zu kommen. Dies lehnte unser Bürgermeister mit der Erwiderung ab, der Bürgermeister sei in seinem Amtszimmer zu sprechen. Daraufhin begaben sich die Offiziere mit ihrem Dolmetscher in das Amtszimmer des Bürgermeisters. Der Führer, ein Major, erklärte, dass die Gemeinde Knielingen besetzt werden müsse. Nach dem Grunde befragt, wurde keine Antwort gegeben. Hierauf protestierte der Bürgermeister gegen den geplanten Gewaltakt und weigerte sich, für die Truppen Unterkunftsräume anzuweisen. Erst nach längerem Verhandeln und nachdem der Führer damit gedroht hatte, die Bewohner in der Hauptstrasse aus ihren Wohnungen herauszuweisen und Gewalt anzuwenden, liess sich der Bürgermeister, um dies den Einwohnern zu ersparen, dazu herbei, die Truppen in der Turnhalle des Turnvereins unterzubringen. Nach einigen Tagen wurde dann aber trotzdem noch die Goetheschule mit Soldaten belegt. Täglich erschien der Kompagnieführer (ein ehemaliger Fremdenlegionär namens Müller aus Landau) mit dem Dolmetscher auf dem Rathause und stellte immer neue Forderungen als Repressalien für angebliche Vergehen der Einwohner. In der Regel musste jeweils eine möblierte Offizierswohnung gestellt werden.

Am 9. März wurde der Postschaffner Wilhelm Bechtold verhaftet und in der Rich-

tung Maxau von fünf schwerbewaffneten Franzosen abgeführt. Über seine Verhaftung und die ihm bis zu seiner Freisprechung durch die Franzosen widerfahrene Behandlung berichtet er selbst folgendes:

«Als ich am 9. März, nachmittags, die Post für den 5-Uhr-Zug fertig machen wollte, erschien plötzlich ein französischer Leutnant mit fünf bis sechs Mann und erklärte mich für verhaftet. Auf meine Frage, welches der Grund der Verhaftung sei, wurde mir erklärt: «Ganz egal, partir!» Hierauf wandte sich der Postagent König gleichfalls an die Franzosen. Er erhielt jedoch keine Antwort. Ich wurde daraufhin zum Schulhaus verbracht, woselbst ich einer körperlichen Untersuchung unterzogen wurde. Es wurde mir aber nur mein Personalausweis abgenommen. Der Offizier liess hierauf die Soldaten, die mich verhaftet hatten, die Gewehre mit scharfer Munition laden und befahl ihnen, mich im Falle eines Fluchtversuchs sofort zu erschiessen. Er sagte mir in deutscher Sprache, dass er dies seinen Soldaten anbefohlen habe. Ohne mich von meiner Frau verabschieden zu können, wurde ich nun über Maxau nach Wörth gebracht, woselbst ich in einem mit 150 Marokkanern belegten Saale auf Stroh die Nacht verbrachte. Als Bewachung wurden mir vier Mann beigegeben. Am 10. März, nachmittags 3 Uhr, wurde ich dann unter Bedeckung zum Bahnhof verbracht und nach Germersheim befördert. Dort wurde ich von sechs Soldaten in Empfang genommen, und durch die Strassen in das Zivilgefängnis, in eine Zelle mit zwei weiteren deutschen Beamten, eingeliefert. Hier blieb ich fünf Tage. Meine Lage war erträglich.

Am 11. März wurde mir zum ersten Male der Grund meiner Verhaftung mitgeteilt. Ich war angeklagt, beim Briefsortieren über die in der Postagentur anwesend gewesenen Franzosen gelacht zu haben. Auch sollte ich mit den Fäusten gedroht haben. Am 15. März wurde ich mit weiteren deutschen Gefangenen mittels Lastautos nach Landau in das Militärgefängnis eingeliefert. Nach einer körperlichen Untersuchung und nachdem mir alle Barmittel abgenommen waren, kam ich mit vier Mann in eine Zelle. Diese von Schmutz und Dreck starrende Zelle, die ich mit meinen Leidensgenossen betrat, war alles andere, als ein Aufenthalt für Menschen. Sie wies nur ein ganz kleines Lichtfenster auf. Sitz- oder Liegegelegenheit war ausser dem Fussboden nicht vorhanden. Erst am nächsten Tage wurde uns je eine Decke, sowie Näpfe zum Essenfassen verabfolgt. Strohsäcke wurden uns erst am dritten Tage nach unserer Einlieferung verabreicht. Das Essen war wenig und schlecht zubereitet; ich konnte nur wenig davon essen.

Die Verabfolgung des Essens geschah in folgender Weise. Wir mussten die Essnäp-

fe auf die Schwelle unserer Gefängniszelle stellen; hierauf wurden sie mit Essen angefüllt. In den ersten Tagen stiess der die Aufsicht ausübende französische Sergeant die gefüllten Essnapfe mit dem Fusse an, wenn wir sie nicht sogleich in unsere Zellen hereinzogen. Hierbei kam es vor, dass ihr Inhalt verschüttet wurde. Zweimal in der Woche wurde uns gestattet, je zwanzig Minuten lang auf dem Gang mit anderthalb Schritt Abstand umherzugehen. Es war uns verboten, irgendwelche Unterhaltung zu pflegen, sonst wurde uns auch diese Vergünstigung sofort wieder entzogen. Eine Waschgelegenheit war nicht vorhanden.

Am 23. März wurde ich dann mit zwanzig anderen Gefangenen vom Militär- in das Zivilgefängnis übergeführt, woselbst ich mit zwei anderen Zivilgefangenen in einer mit einer Pritsche ausgestatteten Zelle untergebracht wurde. Hier wurde ich öfters dem Untersuchungsrichter und meinen beiden Verteidigern vorgeführt. Am 30. März (Karfreitag) hatte ich Gelegenheit, meine Frau, meinen Vater und meinen Onkel, die mich besuchten, zu sprechen. Die von meiner Frau mitgebrachten Sachen waren samt und sonders von den Franzosen auf den Boden gestreut worden. Ich durfte meine Frau in Gegenwart eines Dolmetschers nur fünf Minuten lang sprechen.

Am 4. April wurde ich dann gegen 8 Uhr vormittags vor das in der Infanteriekaserne (ehemalige 18er-Kaserne) tagende Kriegsgericht geführt. Um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr begann die Sitzung. In derselben wurde mir der französische Soldat, der in Knielingen meine Verhaftung betrieben hatte, gegenübergestellt und zur Darlegung des Sachverhalts aufgefordert. Er musste seine Angaben beschwören. Der die Sitzung leitende General sprach alsdann mit dem Soldaten in französischer Sprache, und zwar in heftiger Weise. Ich hatte den Eindruck, als ob er ordentlich angepöbeln würde. Der völlig verwirrte Soldat wurde weggeschickt. Nachmittags $\frac{3}{4}$ 1 Uhr wurde das Urteil eröffnet. Beim Verlesen mussten die anwesenden Soldaten in voller Kriegsausrüstung das Gewehr präsentieren. Mein Urteil lautete auf Freisprechung. Ich wurde sogleich nach dem Zivilgefängnis zurückgebracht, wo meiner das kalte Mittagessen harrte. Ich liess es unberührt. Um 3 Uhr kam ein Sergeant, der mir befahl, mich fertig zu machen. Nach erneuter körperlicher Untersuchung wurde ich unter Bedeckung in das Militärgefängnis zurückgeführt. Hier erhielt ich meine abgenommenen Sachen zurück. Darauf wurde ich ohne jeden Ausweis auf die Strasse gesetzt. Auf einem Nachen kam ich wieder über den Rhein.»

Als wegen der Verhaftung des Postschaffners Wilhelm Bechtold bei dem gerade im Rathaus anwesenden französischen Kommandanten protestiert wurde, wurde als Re-

pressalie der gesamte Verkehr von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens gesperrt. Patrouillen durchzogen die Gemeinde und Personen, die von auswärts kamen und von dieser Anordnung nichts wussten, wurden festgenommen, ins Schulhaus verbracht und bis zum folgenden Morgen festgehalten. Am folgenden Tage aber wurde diese Sperre auf den scharfen Protest des Bürgermeisters hin wieder aufgehoben.

Am 15. März 1923 zogen die Franzosen unter Wegnahme einer Anzahl Spielgeräte des Turnvereins plötzlich wieder ab. Das Betragen der Besetzungsmannschaft gab im Übrigen keinen Anlass zu Klagen. Das Benehmen der Einwohner war, von einigen weiblichen Personen abgesehen, durchaus korrekt.

Am 17. Juni aber erschien schon wieder der Delegierte der interalliierten Rheinlandkommission in Germersheim auf dem Rathaus und erklärte die Gemeinde und die Gemarkung rechts der Landstrasse Maxau-Mühlburg als besetzt. Einquartierung aber hat die Gemeinde nicht wieder erhalten. Nur das Bahnhofsgebäude und die Zellulosefabrik in Maxau sind von etwa 20 Mann besetzt.

In der Nacht vom 16. auf 17. November wurde der Pächter des markgräflichen Hofgutes, Max Vollmer, in Maxau von den Franzosen verhaftet und sein Anwesen durchsucht. Er berichtet darüber selbst folgendes:

«Am Sonntag, den 16. November, ½ 2 Uhr nachts, fingen meine Hunde an zu toben und zu bellen. Als ich aufstand, um nachzusehen, donnerten Kolbenschläge gegen die Haustüre. Ich öffnete ein Fenster und rief: «Was ist denn los, wer ist denn da?» Worauf mir auf deutsch zugerufen wurde: «Sofort aufmachen – französische Kontrollmission, welche nach Waffen sucht.»

Ich öffnete die Haustür, worauf drei Männer die Wohnung betraten, einer in Zivil und zwei französische Sergeanten in Uniform, wovon der eine ein Gewehr mit Bajonett trug. Der Zivilist sprach gut deutsch (rheinischer Dialekt). Beim Eintreten hörte ich noch, wie der eine pfiff und einen Befehl zurückrief. Als ich hinsah, bemerkte ich, dass meine Wohnung und die anderen Gebäude mit französischen Soldaten umstellt waren.

Die drei in die Wohnung eindringenden Franzosen setzten mir die Pistole auf die Brust und riefen: «Sämtliche Waffen herbei, sonst Werdet Ihr erschossen!» Ich ging an meinen Nachttisch, zog die Schublade auf und gab ihnen meine Mehrladepistole mit Munition ab. Als sie dieses hatten, rief der in Zivil: «Wo sind die zwei Maschinengewehre?» Ich sagte, dass ich von Maschinengewehren nichts wüsste, worauf er

rief: «Hier müssen zwei Maschinengewehre mit Munition sein; es ist alles verraten.» Als ich nichts anderes erwidern konnte, bedrohten sie noch meine Frau und Kinder, indem sie sagten: «Ihr werdet alle erschossen!»

Nun fingen sie an, das ganze Haus zu durchsuchen, von den Hohlziegeln des Speichers bis ins hinterste Eck des Kellers, fanden aber nichts, als meine Waffen, welche ich schon vor dem Krieg besessen habe und ausser den einen deutschen Militärkarabiner mit etwas Munition und zwei Handgranaten, die mir Soldaten des Regiments Nr. 255, welche 1918 beim Rückmarsch aus Frankreich etwa acht Tage hier im Quartier lagen, zurückliessen. Als sie das Haus durchsucht hatten, suchten sie auch sämtliche anderen Gebäude durch, ohne aber noch etwas Weiteres zu finden.

Meine Kinder und Dienstboten wurden unter Drohungen verhört. Als sie zu keinem anderen Ergebnis kamen, wurde ich, mein Sohn Wilhelm und ein junger Mann, welcher seit September bei mir im Dienst ist, verhaftet und auf die Wache in Maxau abgeführt. Gegen 3 Uhr wurden wir dort festgesetzt, und auf dem Hofgut blieb ein Kommando von etwa zehn Mann, welche Wache standen und abwechselnd ruhten. Meine Frau musste ein Zimmer als Wachlokal heizen und alle verpflegen.

Am Montag vormittag 11 Uhr wurde ich zum Brückenkommandanten nach Maximiliansau zum Verhör geführt. Ich machte hier die gleichen Angaben, wie bei der Durchsuchung und fügte nur noch hinzu, dass wenn etwas Straffälliges vorliege, ich doch allein haftbar und meine Familie und Leute unschuldig seien. Daraufhin liessen sie meinen Sohn und den jungen Mann frei. Der Zivilist setzte mir wieder die Waffe auf die Brust und sagte: «Freundchen, jetzt geht's ums Leben.»

Am Dienstag vormittag wurde ich von zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett nach Wörth transportiert und um 11 Uhr vom Bataillonskommandanten verhört. Es war ein sehr freundlicher Herr, und ich habe ihm alles aufs Genaueste erklärt. Für die gefundenen Waffen hätte ich einen Waffenerlaubnisschein vom Bezirksamt Karlsruhe, über deren Ungültigkeit die französische Besatzungsbehörde noch keine Verfügung herausgegeben habe, wie z.B. in der Pfalz, und andere Waffen seien nicht auf dem Gute. Er sagte mir hierauf, Sie sind von Ihren eigenen Landsleuten verraten worden, und es sei seine Pflicht, die Sache zu untersuchen, da fünf Minuten von dem Hofgut eine französische Wache wäre. Ich sagte ihm, dass ich fünfzig Jahre alt wäre, noch nie vorbestraft, und ich wüsste ganz genau, dass ich gegen die einmal bestehenden Verhältnisse allein nichts machen könnte.

Ich bin Pächter des Hofgutes und habe von der Domänenverwaltung bei der Besetzung die Weisung erhalten, mich in die Vorschriften der Besatzungsbehörde zu fügen, damit keine Unannehmlichkeiten entstünden. Er sagte mir hierauf, die Sache sei schon der Division gemeldet, und er wolle versuchen, ob er telephonisch die Erlaubnis erhalte, den Fall im Bataillon zu erledigen, sonst müsste ich nach Landau zur Untersuchung. Auf die Wache zurückgebracht, wartete ich anderthalb Stunden, bis ungefähr um 2 Uhr ein Unteroffizier ohne Gewehr und Helm mit einem Schreiben kam, dass ich frei wäre und mit dem Bemerkten, er müsste mich nach Maxau zurückbringen.

Beim Kommandanten in Maximiliansau erhielt ich meine mir abgenommenen Sachen wieder zurück. Der Unteroffizier musste mich bis in meine Wohnung begleiten, und die noch dort befindliche Wache zurückführen. Solange die Wache auf dem Hofgut war, durften meine Leute nichts arbeiten als füttern, durften keinen Mist aus den Stallungen tun und keine fremde Person durfte den Hof und die Wohnung betreten. Meine Frau, welche seit längerer Zeit herzleidend ist, habe ich infolge der Aufregungen sehr krank angetroffen; auch ich selbst war in den Nerven so sehr angegriffen, dass ich in den ersten Tagen überhaupt nicht schlafen konnte.»

Täglich durchziehen nun schon seit beinahe dreiviertel Jahren Franzosen, von Wort kommend und in der Richtung Rheinhafen oder umgekehrt, das an der Durchfahrt liegende Knielingen. Kein Feiertag ist ihnen heilig. Selbst am Gründonnerstag brachten sie es fertig, einen ganzen Park von Lastautos, vollbeladen mit gestohlenen Waren aus dem Karlsruher Rheinhafen, durch Knielingen über den Rhein zu bringen.

Die Folge der französischen Raubpolitik war in unserem Lande ein allgemeiner Zerfall. Äusserlich sichtbar wurde er in dem rasenden Verfall unserer Währung. An die Stelle der Pfennige traten Millionen, Milliarden und Billionen. Wohl hat in der neuesten Zeit die Rentenmark erträglichere Verhältnisse geschaffen, aber trotzdem treibt uns eine ungeheure Geldknappheit und die damit verbundene Arbeitslosigkeit einer neuen Krisis zu.

1. Oktober 1923

Der Beginn der Inflation wird vielfach falsch in die Jahre 1922 und 1923 verlegt, in jene Zeit, die den Höhepunkt des deutschen Währungszerfalls und sein Ende brachte. Das genaue Geburtsdatum der Inflation ist der 4. August 1914. An diesem Tag beschloss der Reichstag die Gesetze zur Kriegsfinanzierung. Er erleichterte die Geldschöpfung durch Gründung von Darlehenskassen. Sie waren nichts anderes als Abteilungen der Reichsbank, die gegen Lombardpfänder, zu denen später auch die Kriegsanleihen gehörten, Darlehenskassenscheine ausgeben konnten. Dieses Kriegsgeld trat an Stelle von Gold, als Dritteldeckung der Reichsbanknoten. Für 100 Mark Darlehensscheine konnten 300 Mark in Reichsbanknoten ausgegeben werden. Diese Dritteldeckung wurde 1921 aufgehoben; jetzt konnte ungehemmt Papiergeld gedruckt werden.

Die Inflation begann schleichend. Als die Stadt Karlsruhe im November 1918 den Freiwilligen der Volkswehr ein Tagegeld von 10 Mark zusicherte, erschien dies als eine luxuriöse Besoldung für den Patrouillendienst.

Vier Jahre später, am 1. Januar 1922, hätten zehn Mark gerade noch ausgereicht, ein Telegramm mit zehn Wörtern aufzugeben. An diesem Tag waren (wieder einmal) neue Postgebührensätze in Kraft getreten, und es ist auffallend, dass die Gebührenerhöhungen der Reichspost zu Schrittmachern der allgemeinen Preissteigerungen wurden.

Ein Brief im Ortsverkehr bis 20 Gramm kostete jetzt 125 Pfennig. Ein Brief im Fernverkehr bis 20 Gramm 200 Pfennig. Eine Postkarte im Ortsverkehr 75 Pfennig, eine Postkarte im Fernverkehr 125 Pfennig. Gewöhnliche Telegramme, pro Wort 100 Pfennig, Mindestgebühr 10 Mark.

Dem «Schrittmacher» Post folgte das Karlsruher Bäckerhandwerk, das die Preise für rationiertes Brot ab 13. Januar 1922 anhob.

Es kostete nun ein 1'500-g-Brot 6,00 Mark; ein 750-g-Brot 3,00 Mark; ein 100-g-Brötchen 0,50 Mark; ein 100-g-Krankenbrot 0,50 Mark; ein Pfund Brotmehl 2,15 Mark.

Zur gleichen Zeit betrug der Verkaufspreis für einen Liter Vollmilch 4,40 Mark; Magermilch 2,60 Mark; ein Pfund Schmalz 29 Mark; ein Pfund Kokosfett 25 Mark; ein Pfund Margarine 21 Mark.

In Karlsruhe begann die betagte Gräfin Solms, die mit einer alten Bediensteten in ihrem ungeheizten Palais in der Bismarckstrasse hauste, Schmuck und Tafelbesteck zu verkaufen. Ihr riesiges Vermögen war längst für die einfachsten Grundnahrungsmittel draufgegangen. Dadurch wurde man auf die schreiende Not der alten Dame aufmerksam. Die Stadt setzte ihr eine Leibrente aus, wofür sie nach dem Tod der Gräfin das herrliche Palais mit dem noch reichlich vorhandenen wertvollen Inventar erbe.

Nicht nur die Gräfin Solms, alle älteren Leute, Sparer, Rentner, begriffen diese Zeit nicht mehr, wo sich die Preisgestaltung an so entsetzlich komplizierten Schlüsselzahlen – täglich in den Zeitungen abgedruckt – orientierte. Hier als Beispiel vom 1. Oktober 1923:

Badischer Einzelhandel: 4'800'000.

Karlsruher Teuerungszahl (mit Bekleidung), Stichtag 24. September 25'938'477 (Vorwoche 12'998'843).

Reichsindexziffer: 28'000'000 (Vorwoche 14'244'900).

Grosshandels-Teuerungszahl: 36'200'000 (Vorwoche 36'000'000). Goldzollaufgeld: 3'189'999'900% (Vorwoche 3'479'999'900%).

Schlüsselzahl des Badischen Gastwirteverbandes: 40 Millionen Mk; ¼ Liter neuer Weisswein 12 Mill. Mk, Rotwein 15 Mill. Mk; Essen in Kleinbetrieben 45 Mill. Mk; in Mittelbetrieben 60 Mill. Mk. Eisenbahn: Personentarif 20 Millionen (ab 2. Oktober 30 Millionen), Gütertarife 36 Millionen Badisches Landestheater: 12 Millionen Mk. Buchhändlerschlüsselzahl: 35'000'000 Mk.

Bei diesen verwirrenden Zahlen handelt es sich um sogenannte Richtpreise, die es mit einem Grundwarenwert bzw. Grunddienstleistungspreis zu multiplizieren oder zu dividieren galt. Den einzigen «Klartext» stellen die unverbindlichen Schlüsselzahlen des Gastwirteverbandes dar, die sich nur unwesentlich nach oben oder unten änderten. Die Preise für Essen und Wein – später auch der Bierpreis – blieben annähernd exakte Orientierungswerte.

Von diesem 1. Oktober 1923 an kostete ein Telefon-Ortsgespräch nicht mehr wie bisher 500'000, sondern vier Millionen Mark. Nicht weniger drastisch stieg die Zahl

der Erwerbslosen (ein bis dahin unbekannter Begriff, da es bisher Arbeit in Fülle gegeben hatte und nur asoziale Elemente ohne Arbeit waren) von 82 männlichen Personen am 1. Januar 1923 auf 3'906 männliche und 493 weibliche Personen.

Täglich neu notiert und regelmässig veröffentlicht wurde der Papiermarktwert der einstigen Goldmark. Jahrelang (lediglich das Datum und die Endzahl änderten sich) lautete der stereotype Text: «Die Goldmark am 1. Oktober 1923 berechnet nach dem amtlichen Berliner Dollarbriefkurs, 1 Dollar = 4,20 Mk Vorkriegswert, 57'763095 Papiermark».

Löhne und Gehälter, jetzt täglich ausbezahlt, mussten unverzüglich in Waren umgesetzt werden; denn das Geld verlor jetzt täglich, ja stündlich an Wert bzw. Kaufkraft. Also rannten Hausfrauen und Kinder los, um für den Lohn des Vaters irgend etwas Brauchbares zu ergattern. Aber was gab es schon? Das «Karlsruher Tagblatt» vom 2. Oktober 1923 übte Kritik am Karlsruher Montags-Markt: «Zwei Stunden und noch länger standen die Hausfrauen, bis sie für ihre Zehn Millionen Mark ihre zehn Pfund Kartoffeln bekommen haben. Hier muss die betreffende städtische Behörde endlich eingreifen!»

In der gleichen Ausgabe findet sich die Kleinanzeige: «Kaufe Gebisse jeder Art; zahle per Zahn 35 Millionen Mk. und mehr. Ziegler, Akademiestr. 26.» Die sechs Karlsruher Zeitungsverlage («Badische Presse», «Karlsruher Tagblatt», «Karlsruher Zeitung», «Badischer Beobachter», «Residenzanzeiger» und «Volksfreund»), in ihren Meinungen gegenseitig bis aufs Messer verfeindet, jedoch völlig einig in den Forderungen nach einem angemessenen Bezugspreis, veröffentlichten den wöchentlichen Appell: «An unsere Leser! Der Bezugspreis für die Woche vom 7. bis 13. Oktober 1923 beträgt laut Beschluss der Vereinigung der Karlsruher Zeitungsverleger Mk. 45'000'000.»

Vierzehn Tage später, für die Woche vom 1. bis 7. November, war der Bezugspreis auf 10 Milliarden geklettert. Die Goldmark hatte einen Papiermarktwert von 1'002 500'000'000 erreicht. Wer konnte solche Zahlen lesen? «Was kommt nach der Billion und Trillion?» fragten die Zeitungen Ende Oktober 1923 und informierten ihre Leser: «Im täglichen Leben rechnen wir meist mit Millionen und mit Milliarden, schon tauchen Billionen auf, und von ganz weit her nähert sich sogar die Trillion. Zahlenbegriffe, um die man sich früher nicht kümmerte, müssen uns geläufig werden. Man weiss schliesslich, dass eine Milliarde 1'000 Millionen sind, und bei einer Trillion gar sitzen viele schon ganz fest. Da wollen wir ein bisschen aufhelfen, Zah-

len zeigen, die uns vielleicht nicht mehr fern sind, wenn nicht ein Wunder kommt. Zunächst vorweg: Dass die Franzosen, Spanier und Portugiesen schon unsere deutsche Milliarde, d.h. 1'000 Millionen, mit ‚Billion‘ bezeichnen, also auch bei den weiteren Zahlenbegriffen immer um einen Punkt früher einspringen.

Eine deutsche Billion ist eine Million Millionen. Sie wird mit zwölf Nullen geschrieben. Eine Million Billionen (mit 18 Nullen) ist eine Trillion, eine Million Trillionen ist eine Quatrillion (24 Nullen), eine Million Quatrillionen ist eine Quinquillion (mit 30 Nullen), eine Million Quinquillionen ist eine Sextillion mit 36 Nullen, eine Million Sextillionen ist eine Septillion (mit 42 Nullen), eine Million Septillionen ist eine Oktillion (mit 48 Nullen). Das dürfte für den Hausgebrauch vorläufig genügen.»

«Der Dollar rast der Milliarde entgegen», schrieb die «Badische Presse». «Im Gegensatz zu der abgeschwächten Tendenz im Freiverkehr – offizielle Notierungen sind verboten – wurde die Mark in New York erheblich niedriger bezahlt. Der Kurs war dort am Samstag 900'000'000. Ein trauriges Kuriosum.» In diesen Tagen wurde die «T-Mark» eingeführt. Eine technische Massnahme des deutschen Bankgewerbes, dadurch entstanden, dass die zahlentechnische Darstellung der Markbeträge in Kolonnen, Büchern und Formen nicht mehr möglich war. Am 14. Oktober 1923, von den Tageszeitungen angekündigt, wird davor gewarnt, in der T-Mark eine neue Währung zu sehen. Die T-Mark = 1'000 Mark, war der tausendfache Betrag der alten Valuta. Die letzten drei Ziffern einer Mark-Summe, die wegen der bereits durchgeführten Abrundung auf volle tausend Mark stets drei Nullen sind, werden nicht mehr geschrieben und gebucht. Anstelle der fortgelassenen drei Nullen trat die Bezeichnung T-Mark.

Im Tagesbericht der Schutzpolizei war zu lesen: «Eine Ziege im Wert von 500 Milliarden wurde durch unbekannte Täter auf einem Grundstück in der Augartenstrasse abgeschlachtet und entwendet.» Auf dem Durlacher Schweinemarkt notierten Läufer Schweine (das Paar) 200 bis 800 Milliarden, Ferkelschweine 80 bis 150 Milliarden Mark.

Die Wucherpolizei, eine von der Landespolizeidirektion geschaffene Sonderabteilung, zur Überwachung von Preisvergehen, brachte im Oktober 1923 zur Anzeige: Wegen Vergehens gegen die Preisaushangsvorschriften 73 Personen; wegen unerlaubten Handels 14 Personen; wegen Preiswuchers 54 Personen; davon wurden sieben dem Marktgericht vorgeführt und mit Geldstrafen von fünf Milliarden bis 25 Milliarden Mk belegt.

15. November 1923

Nichts, was zu Beginn des November 1923 nicht knapp gewesen wäre. Sogar die Zahlungsmittel waren es. Zur Behebung hatte die Badische Bank, sie hatte Notenprivileg, eine neue Zwei-Milliarden-Note in Umlauf gebracht. Die Note, ursprünglich auf 20 Millionen lautend, wurde mit dem dreifachen Überdruck, «Zwei Milliarden» versehen. Gleichzeitig wurden die Karlsruher Stadtgeldscheine zu 10'000 Mk. (mit dem Goldwäscherbild) zur Einlösung bei der Stadthauptkasse A im Rathaus aufgerufen.

Während der neue Reichskanzler Dr. Stresemann bereits am 6. Oktober 1923 vor dem Reichstag die Erklärung abgab, «wir müssen ein neues Geld schaffen und versuchen, die Wirtschaft zur Gesundung zu führen», stiegen Preise, Lebensmittelnot, Arbeitslosigkeit und Geldentwertung ins Unfassliche. Wann endlich kommt das wertbeständige Geld, das den Wahnsinns-Spuk der Inflation verscheucht, das war die tägliche Frage. Die Reichsbahndirektion Karlsruhe meldete, dass sie wertbeständige Tarife für den Fall ausgearbeitet habe, dass wertbeständige Zahlungsmittel in den Verkehr kommen. Klar, dass mit Einführung wertbeständiger Zahlungsmittel auch ein wertbeständiger Lohn geschaffen werden musste. Wo aber blieb sie, die viel versprochene Rentenmark?

Der Preis für einen Liter Vollmilch, am 28. Oktober auf zwei Milliarden festgesetzt, betrug am 3. November 1923 acht Milliarden. Die Karlsruher Strassenbahn verlangte für eine Strecke mit fünf Teilstrecken 1,5 Milliarden, über fünf Teilstrecken 2,25 Milliarden Mark. Der Ausschankpreis für 0,3 Liter Lagerbier stand bei 1,08 Milliarden, für Exportbier 1,35 Milliarden Mark, und der wöchentliche Bezugspreis der Karlsruher Zeitungen belief sich einheitlich auf 1,5 Milliarden. Markenbrot kostete – der 700-g-Laib – 150 Millionen, der 1'400-g-Laib 300 Millionen Mk. Für ein Pfund

Zucker mussten 498 Millionen Mk. bezahlt werden. Dabei änderten sich die Preise von Tag zu Tag. Ein bitterer Winter stand vor der Tür. Die Dichterin Lina Sommer klagte zur Eröffnung des Bazars der Karlsruher Winterhilfe:

«Wir leben all' in Angst und Sorg'
Schon manches lange Jahr.
Doch dieser Winter wird so schwer.
So hart, wie keiner war.
Es strecken tausend Hände sich
Um Hilfe bittend aus,
So manches hat kein Stückchen Holz,
Hat nicht das Brot im Haus.
Aus müden, armen Augen spricht
Die grosse, bitt're Not,
Und grinsend steht vor mancher Tür
Der Würger: Hungertod...»

Am Freitag, dem 26. Oktober 1923, liest und bestaunt freudig erregt ganz Karlsruhe die Zeitungsmeldung: «Zum ersten Male gelangt wertbeständiges Geld in den Verkehr. Reichsanleihe-Abteilung und die Schatzanweisungs-Abteilung sind mit der Ausgabe wertbeständiger Zahlungsmittel in Form von Goldanleihestücken beauftragt. Die Grossbanken sollen mit Goldanleihestücken versorgt werden, damit am Samstag (27. Oktober 1923) die Ausgabe an das Publikum vorgenommen werden kann. Der Betrag der zur Verfügung stehenden wertbeständigen Zahlungsmittel erreicht die Höhe von 100'000 Dollar. Damit das breite Publikum möglichst rasch in den Besitz wertbeständigen Geldes kommt, werden in erster Linie kleine und kleinste Stücke ausgegeben: Stücke zu 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{20}$ Dollar.»

Der gebürtige Karlsruher, Reichsfinanzminister Heinrich Köhler, kündigte an, die November-Bezüge der Beamtenschaft teilweise wertbeständig auszuzahlen. Optimismus hatte das Gerücht in Umlauf gebracht, wonach die Staatliche Münze in der Stephaniensstrasse bereits mit dem Prägen von Renten-Pfennigstücken zu 1, 2,5,10 und 50 Pfennigen begonnen habe.

Die Zeitungen meldeten, dass das neue wertbeständige Geld gute Aufnahme gefunden hätte. Dazu meinte eine Leserstimme: «Es ist ein Unding, dass alles sich dem wertbeständigen Geld zuwendet, während der breite Konsum sich mit Papiermark begnügen soll. Das schlimmste aber ist, dass Einzelne die Papiermark schon gar nicht mehr nehmen wollen, obwohl sie noch gesetzliches Zahlungsmittel ist.»

Die «amtlichen Schlüsselzahlen» für den 7. November 1923 verzeichnen erstmalig zweierlei Währungen: Preisangaben in Papier- und Rentenmark:

Badischer Einzelhandel: 100 Milliarden Mk.

Karlsruher Teuerungszahl: 13'023'019'035,74

Badische Landesindexziffer: 12'688'232'043,57

Reichsindexziffer: 13'671'000'000

Gastwirteverband: Vio Liter Lagerbier 15 Pfg, $\frac{3}{10}$ Liter Exportbier 20 Pfg, $\frac{1}{4}$ Liter Weisswein 40 Pfg, $\frac{1}{4}$ Liter Rotwein 45 Pfg, Essen in Kleinbetrieben 80, in Mittelbetrieben 100 Milliarden (Papiermark). Nichts kennzeichnet die Not jener Tage besser als eine Notiz vom 6. November 1923: «Zeitgemässes Geschenk. Anlässlich des Geburtstages des Fabrikanten T.A. Lindemann erhielten die Angestellten und Arbeiter der Firma Neumeister & Co., Metallwarenfabrik in Karlsruhe, im ganzen etwa 70 Personen, je einen grossen Laib Brot.»

Typisch für die Lage ist eine lokale Meldung vom 9. November 1923, als die Nachrichten über den niedergeschlagenen Hitler-Putsch in München die Frontseiten beherrschte: «Von heute an kostet der kleine Laib Brot 80 Milliarden Mark. Das aber ist es nicht allein, was heute Sorge macht. Die Brotversorgung überhaupt droht zu stocken, weil die Mark nichts mehr wert ist und wertbeständige Gelder nicht in der nötigen Menge zur Verfügung stehen. Es zeigt sich eben, dass in dem Augenblick, wo eine neue Währung auftaucht, die alte erledigt ist.»

Am 15. November 1923 wurde die Rentenmark offiziell eingeführt. Fünf Tage zuvor hatte die Reichspost noch einmal zu einer saftigen Tariferhöhung ausgeholt. Es kosteten Briefe im Ortsverkehr zwei Milliarden, im Fernverkehr fünf Milliarden; ein Brief (über 20 g) im Ortsverkehr fünf Milliarden, im Fernverkehr zehn Milliarden.

Am 25. November verstieg sich der «Preisschrittmacher Reichspost» zu einer vierfachen Erhöhung der bisher geltenden Gebührensätze. Ein einfacher Fembrief kostete nun 80 Milliarden, eine Postkarte 40 Milliarden. Dass dies ein Schildbürgerstreich war, erkannte das «Karlsruher Tagblatt» und kommentierte: «Ein Postkuriosum, das für manchen eine Annehmlichkeit bedeutet, besteht darin, dass die Post seit Montag (bis Monatsende) Marken vierfach teurer verkauft als ihr Wert ist. Eine Briefmarke zu 20 Milliarden kostet 80 Milliarden. Es ist somit die Möglichkeit gegeben, alle früher gekauften Marken zum vierfach höheren Betrag zu verwenden. Denn es ist der Post ja nicht möglich, zu kontrollieren, wann die Marken gekauft worden sind.»

Am Mittwoch, dem 18. November 1923, kam es zu Strassenunruhen in der Innenstadt. Erwerbslose demonstrierten vor dem Rathaus. Sie verlangten eine einmalige Beihilfe von drei Billionen Mk. für Ledige und vier Billionen Mk. für Verheiratete sowie einen Vorschuss auf die vom Deutschen Reich gewährten Erhöhungssätze. Oberbürgermeister Finter liess den Demonstranten erklären, dass die Stadtverwaltung keine Geldmittel zur Verfügung habe. Sein Kompromissvorschlag, stattdessen jedem verheirateten Erwerbslosen Mehl für einen Laib Brot kostenlos auszugeben – wofür er 25 Sack Weizenmehl, aus der städtischen Reserve anbot –, wurde abgelehnt. Daraufhin stürmte die Menge zwei Bäckereien und zwei Metzgerläden in der Nähe des Rathauses und begannen, die Geschäfte zu plündern. Einheiten der Schutzpolizei (Schupo) vertrieben die Plünderer.

Die Unterstützungssätze für die Karlsruher Erwerbslosen betragen in dieser Woche (16. bis 23. November) für eine männliche Person über 21 Jahren: 185 Milliarden täglich; Frauenzuschlag: 48 Milliarden, Kinderzuschlag 40 Milliarden Mk.

Die Goldmark am 21. November 1923, berechnet nach dem amtlichen Berliner Dollar-Briefkurs, 1 Dollar = 4,20 Mark Vorkriegswert, (stand immer noch bei) 1'002'500'000'000 Papiermark. Und obwohl nun die Karlsruher Münze tatsächlich Pfennigmünzen der Rentenbank prägte und die Reichsdruckerei die neuen Rentenmarkscheine druckte, wurde der Bevölkerung beschrieben, wie die am 26. Oktober ausgegebene 100-Billionen-Mark-Note (um Fälschungen zu erkennen) aussieht.

Dennoch: Das Wunder der Rentenmark war geschehen. «Allmählich kommen wir aus der Billionen-Rechnung heraus. Die Rentenmark, die (limitierten) Dollarscheine, die Goldmark usw. dringen, wenn auch nur langsam, in den Verkehr. Man stellt sich wieder auf Mark und Pfennig ein in der Hoffnung, dass das Inflations-Chaos sich irgendwie löst und dass wieder einmal genügend Geld im Lande ist, um das solide Fundament einer Währung aufzurichten», schrieb die «Badische Presse».

Die Vereinigung der Karlsruher Zeitungsverleger gab bekannt, dass ihre Blätter «unter Druck der Verhältnisse, jetzt sämtlich zur Goldmark-Rechnung übergegangen, ab 2. Dezember 1923 für 75 Pfennige wöchentlich frei Haus geliefert werden.»

Vergessen in der Karlsruher Stadtgeschichte ist eine soziale Grosstat, eine bewundernswert menschliche Hilfeleistung über die Grenzen hinweg: Am 6. Dezember 1923 wurde die Kantonshauptstadt Basel die erste Patenstadt von Karlsruhe. Spontan bildeten die Schweizer mehrere Komitees, die Lebensmittel, Wäsche, Kleidung und

Geld sammelten und in Sonderwaggons der Bahn nach Karlsruhe schickten. Eine Frauengruppe brachte eine vollständig ausgerichtete Suppenküche nach Karlsruhe und eröffnete eine Armenspeisung; der Lebensmittelnachschub kam aus Basel.

Nun ging die Zeit des grossen Notenumlaufs zu Ende. Noch immer aber waren die Scheine mit den Riesensummen im Verkehr. Ein Beamter des Finanzamtes Karlsruhe-Stadt, am Schalter zur Zahlung von Grund- und Gewerbesteuer, hatte einem Steuerzahler statt eines 100-Millionen-Scheines einen 100-Billionen-Schein herausgegeben, wodurch ein Schaden von 99'900 Milliarden entstand.

«Es ist der Zweck dieser Zeilen», schrieb das «Karlsruher Tagblatt» vom 9. Dezember, «dem Beamten, der bei dem grossem Andrang eine enorme Arbeitsleistung zu bewältigen hatte, wieder zu seinem Geld zu verhelfen.» Die Liebesmühe war vergebens.

Die Karlsruher Wochenmarktpreise der wichtigsten Lebensmittel an diesem Tag:

1 Pfund Ochsenfleisch	1 bis 1,40 RM,
1 Pfund Rindfleisch	0,80 bis 1,40 RM,
1 Pfund Kuhfleisch	0,70 bis 1,00 RM,
1 Pfund Schweinefleisch	1,70 bis 2,10 RM.
1 Hahn	1 bis 4 RM,
1 Henne	2 bis 5 RM,
1 Gans	6 bis 12 RM.
1 Pfund Kabeljau	0,90 bis 1 RM,
1 Pfund Schellfisch	0,60 bis 0,80 RM,
1 Pfund Kartoffeln	0,04 RM,
Rosenkohl	0,30 bis 0,35 RM,
Rotkraut	0,12 bis 0,15 RM,
Spinat	0,15 bis 0,20 RM,
Feldsalat	0,40 bis 0,60 RM,
Zwiebeln	0,10 bis 0,12 RM,
Eier (Stück)	0,30 bis 0,35 RM,
1 Pfund Tafelbutter	3,00 bis 3,40 RM,
Schweizerkäse	2,40 bis 3,20 RM.

Auf dem Durlacher Schweinemarkt notierten:

Läuferschweine (das Paar)	25 bis 50 RM,
Ferkelschweine	12 bis 20 RM.

Ein zeitgemässes Weihnachtsgeschenk sei noch erwähnt. «Der Hauseigentümer J. Glotzer, hier, in der Zähringerstrasse, hat sämtlichen sechs Mietern seines Hauses als Weihnachtsgeschenk die Miete für den Monat Dezember erlassen», berichteten die Karlsruher Zeitungen.

Wie eine Fanfare der Hoffnung liest sich ein Interview des «Karlsruher Tagblatts» mit Reichsfinanzminister Dr. Luther: «Frage: Glauben Sie, Herr Minister, dass der willkürlichen Vermehrung des Geldes für die Zwecke des Reiches nunmehr ein Ziel gesetzt und dass damit die wesentliche Quelle der Inflation verstopft ist? Antwort: Seit dem Tage, an dem die Rentenbank mit der Ausgabe der Rentenbankscheine begonnen hat, am 15. November 1923, durften Schatzanweisungen des Reiches nicht mehr diskontiert werden und sind nicht mehr diskontiert worden. Damit war die Notenpresse für Zwecke des Reiches bei der Reichsbank stillgelegt!»

5. März 1933

Die Fackeln des 30. Januar waren erloschen; Hitler war Reichskanzler! Wie in Berlin hatten in jener «Nacht des Sieges» 2'500 SA-Männer in Karlsruhe fackeltragend die Machtergreifung demonstriert. Und dabei blieb es – zunächst. Etwas hämisch, etwas mokant schrieben die Karlsruher bürgerlichen Zeitungen am Morgen des 31. Januar: «Lasst uns abwarten, was die Herrenclub-Regierung Hitler bringt!» Nur eine Zeitung schrieb anders. «Deutschland muss wieder auferstehen», unter diesem Titel stand der Leitartikel des «Führer», und er enthielt diese Sätze: «Das grosse Reinemachen beginnt. Die ganze ungeheure Stosskraft des Nationalsozialismus muss eingesetzt werden zum Aufbau unseres zerschlagenen und gepeinigten Vaterlandes. Wer mithelfen will an diesem Werk, der soll mit uns antreten und mit Hand anlegen. Wer unser Werk sabotiert, dem werden wir die Zähne zeigen, dass er kaum mehr Zeit hat, über die Schnelligkeit zu staunen, mit der hier gearbeitet wird!»

Scharf formulierte Drohungen durch die Nationalsozialisten waren in jenen Tagen nichts Neues. Und so nahm die Karlsruher Bevölkerung diese massive Kampfansage nicht übertrieben ernst. Noch ging ja alles wie bisher. Berlin, wo wieder einmal der Reichskanzler gewechselt hatte, war weit weg. Hier in Baden war demokratisches Kernland und in Karlsruhe eine demokratische Regierung. Unter 88 Abgeordneten im ältesten parlamentarischen Gebäude Deutschlands, in der Ritterstrasse, sassen zwar sechs NS-Abgeordnete. Was sollte diese kleine ungefährliche Minderheit schon anrichten können? Schliesslich war dieser Landtag bis zum 28. Oktober 1933 gewählt. Und hatte nicht dieser Tage der Reichswehrminister von Blomberg bei seinem Karlsruher Besuch im Namen Hindenburgs versichert: «In Baden werden keine Eingriffe der neuen Regierung in das innerstaatliche Leben erfolgen, da absolute Sicher-

heit und Ruhe gewährleistet sind.» Vor dem «Volksfreund»-Haus in der Schützenstrasse 16 wehte nach wie vor neben Schwarz-rot-gold die Drei-Pfeil-Fahne, und vom Balkon des «Hanauer Hofes» (Marien-, Ecke Schützenstrasse) flatterte das rote Banner der Kommunisten, in der Grenadierkaserne lag schwerbewaffnet die Schutztruppe der Regierung, eine Hundertschaft des badischen uniformierten Sicherheitsdienstes. Der 30. Januar hatte das seit Jahren gewohnte Bild der Strasse nicht verändert. Und unverändert seit 1928 standen 16'000 arbeitslose Männer an den Strassenecken; 16'000 – meist Familienväter – von 175'000 Einwohnern der Stadt..

Das Bild der Strasse aber bot sich nur scheinbar unverändert. Durch die Berliner Ereignisse zu Aktionen legitimiert, begannen die halb-militärischen Organisationen der NSDAP, die Strasse zu erobern. Propagandamärsche sollten die politischen Gegner in den «roten» Stadtteilen provozieren oder einschüchtern. Überfälle auf gegnerische Organisationen, deren Parteilokale und Verlagsgebäude, fanden nach genau festgelegten Einsatzplänen statt.

Kaum berührt davon, getreu seinem Wappenspruch, der das Portal des badischen Parlamentsgebäudes zierte: «Des Volkes Wohl ist oberstes Gesetz» arbeitete der Landtag. «Eine geistige Höhe, wie sie nicht oft bei parlamentarischen Beratungen gefunden wird, zeichnete die letzten Februar-Sitzungen des zum Tode geweihten Landtages aus», schrieb Dr. Karl Person, damals MdL der Zentrumsfraktion.

Nach ihrer Sitzung vom 3. Februar 1933 trennten sich die Abgeordneten aller Parteien. Ein politisches Ringen von ungeheurer Härte stand ihnen bevor: Der Wahlkampf zum 5. März 1933. Die Nationalsozialisten mobilisierten ihre besten Propagandisten. Einer davon, Reichsinnenminister Dr. Frick, reiste durch Baden. Und wer sich bis dahin noch nicht über die Ziele und Absichten der NSDAP im Klaren war, der konnte von Dr. Frick hören: «Die Wahl vom 5. März wird auf lange Zeit die letzte sein. Die Regierung bleibt, mag es kosten, was es wolle. Die Autorität der Reichsregierung wird durchgesetzt, auch wenn die Autorität einer Länderregierung Schaden leidet!»

Der letzte Satz war unmissverständlich an die badische Regierung gerichtet. Es gab niemanden unter den Versammlungsteilnehmern, der das nicht begriffen hätte. Für die Nationalsozialisten unter den Kundgebungsteilnehmern aber war dieser Satz das Stichwort zu den stürmischen Zurufen: «Wir wollen den Reichskommissar!»

Kampffront Schwarz-Weiß-Rot

Am Freitag, den 3. März, nachmittags von 4 Uhr bis 5 Uhr 15 Min. auf dem **Stephansplatz** hinter der Post, öffentliche Übertragung durch Rundfunk und Lautsprecher der Rede des Ministers **Herrn Dr. Hugenberg** in Stettin, abends 8 Uhr bis 9 Uhr 15 Min. der Reden des Vizekanzlers **Herrn von Papen** und des **Herrn Ministers Seldte.**

Zuvor jedoch kam der Wahlsonntag, der 5. März 1933. Der amtliche Stimmzettel verzeichnete elf Parteien: 1. NSDAP, 2. SPD, 3. KPD, 4. Badische Zentrumspartei, 5. Kampffront Schwarz-weiss-rot (Hugenberg), 7. Deutsche Volkspartei, 8. Evangelischer Volksdienst, 9. Deutsche Staatspartei, 10. Deutsche Bauernpartei, 11. Bauern- und Weingärtnerverband, 15. Sozialistische Kampfgemeinschaft. (Die Nummern 6 und 12 bis 14 sind ausgefallen.)

Oberbürgermeister Dr. Julius Finter appellierte an die Karlsruher Wähler: «Man komme nicht erst in letzter Stunde zur Wahl! Erfahrungsgemäss ist der Andrang zwischen 10 und 12 Uhr und zum Schluss am grössten, am schwächsten zwischen 9 und 10 sowie zwischen 13 und 14 Uhr.»

Vom Wahltag, der im «Zeichen der erwachenden Nation» stand, schrieb der bürgerliche Karlsruher «Residenz-Anzeiger»: «Auffallend war, dass die Strassen Karlsruhes diesmal ein anderes Gesicht zeigten, als man es bei früheren Wahlen gewohnt war. Der Schmuck der Flaggen und Symbole der nationalen Front beherrschte das Strassenbild der Stadt in einem Ausmass, wie es bisher noch nie zu verzeichnen war. Viele Strassenzüge glichen einem wehenden Flaggenmeer. Besonders auffällig war das Hervortreten der alten Reichsfarben Schwarz-weiss-rot in einer noch nicht dagewesenen Zahl. Die Westendstrasse schnitt hierbei am besten ab. Demgegenüber fehlten die roten Fahnen und die Farben Schwarz-rot-gold so gut wie ganz. Die Sowjetflagge ist bis auf wenige Ausnahmen völlig verschwunden!»

Das «Karlsruher Tagblatt» meldete vom Vortag: «Unter Leitung von Polizeioberst Blankenhorn und der Majore Reuss und Krauth fand gestern vormittag zwischen Aue und Killisfeld eine grosse Übung der gesamten Karlsruher Polizei statt. Danach marschierte die Polizei in geschlossenem Zug unter Vorantritt der Polizeikapelle durch die Hauptstrassen zurück zur Polizeiunterkunft (Grenadierkaserne). Die Übung wie auch der Rückmarsch hinterliessen den denkbar besten Eindruck.»

Der ruhig verlaufene Wahlsonntag brachte bei einer 88prozentigen Beteiligung der Karlsruher Bevölkerung folgende Einzelresultate im Wahlkreis Karlsruhe-Stadt:

1. NSDAP:	45 089
2. SPD:	17 886
3. KPD:	9 620
4. Badische Zentrumspartei:	17 032
5. Kampffront Schwarz-weiss-rot:	5 351
7. Deutsche Volkspartei:	1 721
8. Evangelischer Volksdienst:	1 543
9. Deutsche Staatspartei:	1 821
10. Deutsche Bauernpartei:	28
11. Bauern- und Weingärtnerverband:	11
15. Sozialistische Kampfgemeinschaft:	18

Der «Führer», Gauorgan der NSDAP des Gaues Baden, kommentierte das Wahlergebnis: «Es ist festzustellen, dass die NSDAP nach ihrem Rückgang im November 1932 ihre aufsteigende Linie weiter fortgesetzt und über 45 Prozent aller Karlsruher Stimmen auf sich vereinigen konnte.» «Angesichts der politischen Lage», schrieb MdL Gauleiter Walter Köhler, «erwarte ich den sofortigen Rücktritt der badischen Staatsregierung und die Bildung einer neuen badischen Regierung unter nationalsozialistischer Führung entsprechend dem Ausgang der gestrigen Reichstagswahl.» Das war der Anlass für die Nationalsozialisten, am 6. März auf allen öffentlichen Gebäuden die Hakenkreuzflagge zu hissen. Unmittelbar darauf verfügte das Badische Staatsministerium: «Die Beflaggung staatlicher Dienstgebäude mit Parteifahnen ist verboten. Wo durch Überrumpelung Beflaggung erfolgte, sind die Parteifahnen zu entfernen.»

Jetzt begann, was die NSDAP ihre «Revolution in Baden» nannte. Die Fahnen vom Schlossturm und vom Rathaus mussten zwar eingezogen werden, aber nun richteten die Landtagsabgeordneten Robert Wagner und Walter Köhler an den Staatspräsidenten Dr. Schmitt die schriftliche Forderung nach seinem und der Regierung Rücktritt. Das zu entscheiden, berief Landtagspräsident Duffner den Landtag auf den 14. März zu einer Sitzung ein, die nicht mehr stattfinden sollte. Von wilden Gerüchten über einen angeblichen Rücktritt der Landesregierung und die Einsetzung Robert Wag-

ners als Reichskommissar für die Polizeigewalt aufgeputscht, sammelten sich am Montag, dem 6. März, SA und SS in den Strassen von Karlsruhe. Aber auch das «Reichsbanner» und der «Rotfront-Kämpferbund» standen bereit.

Die «Badische Revolution» drohte blutig zu werden. Die Polizeihundertschaft in der Grenadierkaserne stand in Alarmbereitschaft. Auf das Gerücht hin, bewaffnete SA wolle die Kaserne stürmen, liess Oberst Blankenborn die Polizeiunterkunft verteidigungsbereit machen. Mit «Spanischen Reitern» wurde der Haupteingang verrammelt, Handgranaten an die Truppe ausgegeben.

Noch in dieser Stunde gab Staatspräsident Schmitt während einer Kabinettsitzung die beruhigende Versicherung ab: «Wir haben noch so viele zuverlässige Polizeikräfte, dass wir auch das Gebäude des Staatsministeriums gegen jeden Einbruch verteidigen können!» Die Wirklichkeit sah anders aus. Als Oberst Blankenhorn in dieser angespannten Bürgerkriegslage seine Truppe instruierte, meldete ihm ein Polizeihauptmann: «Ich werde nicht auf meine Kameraden schiessen lassen!» Nun war die Strasse frei für die «braunen Bataillone».

Am kommenden Morgen wurde aus Berlin gemeldet: Robert Wagner zum Reichskommissar für das Polizeiwesen eingesetzt. In einem Telegramm an den Reichsinnenminister protestierte der badische Staatspräsident gegen diese Ernennung und drohte eine Klage beim Staatsgerichtshof an. Auf verlorenem Posten versuchte Dr. Schmitt den Weg in die Diktatur mit staatsrechtlichen Mitteln zu verlegen. Ein hoffnungsloses Unterfangen.

Als am 9. März der neuernannte Reichskommissar aus Berlin in Karlsruhe eintrifft, haben SA und SS die Ministerien am Schlossplatz besetzt. Das badische Regierungsviertel ist in der Hand der Nationalsozialisten. Dagegen noch immer nicht die Polizeikaserne. Unsicher über die Haltung der Polizei, begab sich Robert Wagner in die Grenadierkaserne. Die angetretene Truppe erwartet ihn – mit Hakenkreuzfahnen und Hakenkreuzarmbinden.

Nun schlagen die Nazis zu: Erste Opfer sind die «ab sofort amtsenthobenen» Innenminister Dr. Umhauer, Polizeipräsident Hauser und Polizeioberst Blankenhorn. Eine Weile wiegen die Nationalsozialisten ihre Gegner in eine Scheinsicherheit ein, indem sie eine Koalitionsregierung Vorschlägen. Aber niemand ist so naiv, zu glauben, sie seien von ihrem Grundsatz «Alles oder nichts» abgekommen. Das Koalitionsangebot ist auch für die Nazis die notwendige Pause in einem Geschehen, das sie nicht mehr zu übersehen in der Lage sind – und von Berlin kommen keine Weisungen.

Sollen sie ihren Teilsieg absichern oder in dem nun beginnenden Ablauf ihren ganzen uneingeschränkten Totalitätsanspruch durchsetzen? Dazu wäre erforderlich, dass die badische Regierung zurücktritt. Legale Mittel dazu gibt es für die Nationalsozialisten nicht. Also greifen sie zu ihrer bewährten Methode, dem «Druck der Strasse». Wieder marschieren auf allen Plätzen die SA- und SS-Stürme auf. Allein auf dem Engländerplatz stehen 3'000 SA-Männer «als Reserve».

Den 9. März 1933 mit dem 9. November 1918 vergleichend, schrieb der «Residenz-Anzeiger»: «Ein Vergleich dieser beiden Neunten drängt sich auf! Damals wie gestern eine fundamentale Umgestaltung der Regierungsgewalten; 1918 die Volksbeauftragten, gestern ein Reichskommissar; 1918 rote Fahnen in den Strassen und auf den öffentlichen Gebäuden, 1933 Schwarz-weiss-rot und Hakenkreuz; am 9. November und am 9. März Tausende von Menschen auf den Beinen, damals wie gestern Begeisterung, nur mit umgekehrten Vorzeichen, Uniformierte jetzt wie einst. Damals heimkehrende feldgraue Soldaten – gestern marschierende SA-Braunhemden. Wie sich die Zeiten ändern, oft ganz gründlich ändern!»

Eine der ersten Massnahmen des neuernannten Reichskommissars Robert Wagner, einem ehemaligen Reichswehroffizier, war es, den aus dem Ulmer Reichswehrprozess bekanntgewordenen SA-Oberführer der SA-Untergruppe Baden, Hans Ludin, zum Polizeipräsidenten von Karlsruhe zu ernennen. (Zusammen mit Leutnant Scheringer war Ludin wegen politischer Umtriebe in der politisch neutralen Reichswehr vom Reichsgericht Leipzig in einem Hochverratsprozess am 4. Oktober 1930 zu eineinhalb Jahren Festungshaft und Dienstentlassung verurteilt worden. Bereits nach achtmonatiger Haft aus der Festung Rastatt entlassen, vertrat Ludin die NSDAP als erstes badisches Mitglied des Reichstages). Er war nicht unwesentlich daran beteiligt, dass der bis zum 10. März 1933 amtierende Leiter des badischen uniformierten Sicherheitsdienstes, der 54jährige Polizeioberst Blankenhorn, zunächst beurlaubt und durch Polizeimajor Vaterodt ersetzt wurde. Zahlreiche Veränderungen in der Polizeileitung brachten linientreue Nazis an die führenden Stellen. In seinem Tagesbefehl an die ihm unterstellten Behörden schrieb Major Vaterodt: «Ich erwarte, dass alle Beamten und Offiziere des gesamten badischen uniformierten und staatlichen Sicherheitsdienstes ihre Pflicht bis zum äussersten erfüllen. In unseren Reihen ist nur für solche Offiziere und Beamten Platz, die gewillt sind, am Wiederaufbau unseres Vaterlandes freudig mitzuarbeiten!»



114 Die «Badische Revolution» vom März 1933 im Spiegel der Presse.

115 Eine der ersten NS-Massnahmen: Alte Fahnen kommen zurück.





116 Auf der Hauptpost wird illegal die Hakenkreuzfahne gehisst

117 ... und auf dem Marktplatz ertönt das Horst-Wessel-Lied





118 Radikal werden pol. Gegner (Remmele, Marum) ausgeschaltet...

124 Gebaut werden nur noch kriegswichtige Anlagen (Rheinbrücke).

119 ... und in das Konzentrationslager Kislau eingesperrt.









120 Bürgersaal des Rathauses bei der Verabschiedung von OB Jäger.

121 Kundgebung zur Volkssolidarität in der Festhalle.





122 HJ unter dem Maibaum vorder Ausstellungshalle angetreten.

123 Festplatz, jetzt «Platz der SA», ist ständiges Aufmarschgelände.





125 Hitlerjugend-Appell am alten Bahnhof

126 HJ, Jungvolk und BdM vor dem Landestheater.



Glücklich darüber, auch einige ihrer Arbeitslosen (damaliger Stand im Deutschen Reich: 6'002'000) in den staatlichen Polizeihilfsdienst zu bringen, meldete die in Karlsruhe erscheinende «Badische Zeitung», Reichsnachrichten des Stahlhelm (Bund der Frontsoldaten), Tageszeitung für nationale und christliche Politik: «Zu den Stahlhelmern, die bisher schon an der Schweizer Grenze im Zolldienst als Hilfspolizei tätig sind, werden nunmehr auch aus den Reihen des Stahlhelms Hilfspolizeimanschaften in Karlsruhe aufgestellt. Wir beglückwünschen unsere Kameraden, dass sie nach langjährigem zähem Ringen in der deutschen Freiheitsbewegung nun auch ihre offizielle Anerkennung finden und aktiv im Staatsdienst tätig sein dürfen.» Als letzte Amtshandlung tauschte am Vormittag des 11. März das scheidende Kabinett mit Nuntius Cesare Orsenigo und dem Präsidenten der Evangelischen Landeskirche, Dr. Warth, die Urkunden über die im Dezember 1932 beschlossenen Konkordatsverträge aus. Störungen durch die braunen Revolutionäre befürchtend, hatte Dr. Schmitt den Staatsakt um Stunden vorverlegt. Das anschliessende Festbankett fand nicht mehr statt: Der badische Staatspräsident war «zu seiner persönlichen Sicherheit» in Schutzhaft genommen worden. Gegen den beurlaubten Polizeioberst Blankenhorn und Polizeimajor Krauth waren Schutzhaftbefehle ergangen.

An diesem Tag erliess der Reichskommissar Wagner den Aufruf: «Der mit der Wahl vom 5. März zum Ausdruck gekommene Volkswille drohte sich über die Polizeigewalt hinweg in den Besitz der ganzen Macht zu setzen, als die Regierung am 10. März mittags ihren Rücktritt erklärte. Auch unkontrollierbare Gerüchte zwingen mich, die gesamte Regierungsgewalt auf Grund der mir von der Reichsregierung übertragenen Befugnisse zu übernehmen!»

Im Lauf des Monats März 1933 spielte sich in Karlsruhe haargenau alles das ab, was für die kommenden zwölf Jahre Kennzeichen der NS-Herrschaft werden sollte. «Am Samstagnachmittag (11. März) wurden in Karlsruhe zwei und in Durlach ein Kommunist verhaftet. Der eine der Verhafteten hatte versucht, sich gewaltsam Eintritt in eine Wohnung zu verschaffen, um eine Hakenkreuzfahne zu entfernen», meldete die «Badische Presse». Den 14. März, an diesem Tage hatten die ersten tätlichen Ausschreitungen gegen jüdische Geschäfte auf der Kaiserstrasse stattgefunden, bezeichnete das «Karlsruher Tagblatt» als «einen unruhigen Tag», der u.a. die Schlagzeilen lieferte: «Zahlreiche Karlsruher Geschäfte vorübergehend geschlossen – Polizeioberst Blankenhorn wieder freigelassen – Politisch andersdenkende Beamte können

Abschiedsgesuch einreichen – Die badischen Abgeordneten der SPD und der KPD verhaftet – Zentrumsleute in Schutzhaft genommen – Gleichschaltung in Ländern und Gemeinden». Am Vortag waren die bisherigen Mitglieder der Presseabteilung des badischen Staatsministeriums, Regierungsrat Weissmann und Regierungsrat Albert, aus ihren Ämtern entfernt worden. Ihre Nachfolger begrüßte der «Residenz-Anzeiger»: «Mit der kommissarischen Leitung der Pressestelle wurde der Schriftleiter am ‚Führer‘, Franz Moraller, betraut. Schriftleiter Moraller ist eines der ältesten Mitglieder der badischen NSDAP und einer der Mitbegründer des ersten nationalsozialistischen Organs in Baden, des ‚Führers‘.»

Auch im «badischen Kulturwesen» zeigten sich «Veränderungen» an. In einem Vorbericht dazu meldete der «Residenz-Anzeiger» am 11. März: «Die musikalische Leitung der am kommenden Freitag (17.3.) im Badischen Landestheater stattfindenden Sonderveranstaltung der Kreisleitung der NSDAP ist dem jungen Kapellmeister Keilberth übertragen worden, da es die NSDAP abgelehnt hat, Generalmusikdirektor Josef Krips mit der musikalischen Leitung zu betrauen. Ausserdem wurde Staatschauspieler Hermann Brand beurlaubt.»

An diesem für das Theater schicksalhaften Tag wurde eine Festvorstellung der «Meistersinger von Nürnberg» gegeben. Nach der Ouvertüre sprach der Gauleiter und kommissarische Finanzminister Walter Köhler: «Herr Reichskommissar, deutsche Frauen, deutsche Männer! Wenn in diesen Tagen einem Sturmwind gleich die nationale Revolution über Deutschland hinweggebraust ist, so war das keine Revolte im Sinne des November 1918, so war das keine Lohnbewegung. Es drehte sich auch nicht darum, einige Minister zu entfernen, damit andere an ihre Stelle treten konnten, sondern, das, was wir in den letzten Tagen erlebt haben, war eine deutsche Revolution, eine gewaltige Umstellung, und wir wollen dafür sorgen, dass diese Umstellung, die erst begonnen hat, sich auch durchsetzt!»

Wie las sich die «Durchsetzung der Umstellung» in den Schlagzeilen der Karlsruher bürgerlichen Presse? «Polizeiaktion gegen KPD und SPD – Fast 100 Personen in Schutzhaft genommen – Eine neue Zeit der Karlsruher Kommunalpolitik bricht an – Kommissare auf dem Karlsruher Rathaus – Weitere Beamtenbeurlaubungen an Landeskunstschule und Landestheater – Personalveränderungen im Schulwesen – Aufbau des Luftschutzes in Karlsruhe – Schächten im Karlsruher Schlachthof verboten – Aufhebung des Mensurverbots».

Eine Forderung aus der «Kampfzeit der NSDAP» war die Festsetzung von Höchstgehältern. Niemand sollte mehr als 1'000 Mark im Monat, 12'000 Mark im Jahr, verdienen dürfen. Wie dieser Propagandatrick anfänglich (nachweisbar in Karlsruhe) praktiziert wurde, darüber folgende Meldungen: «Durch Vereinbarung zwischen Finanzminister Köhler und der Direktion der Badischen Bank wurden die Gehälter der dortigen Direktoren der Verordnung des Reichskommissars für Baden (12'000-Mark-Grenze) angepasst.» «Die Fraktion der NSDAP Karlsruhe nimmt Einfluss auf die Geschäfte der Stadtverwaltung durch Einsetzung von Stadtrat Pg. Jäger anstelle von Oberbürgermeister Finter und drei weitere Bürgermeister. Sämtliche vier Bürgermeister verzichten freiwillig auf diejenigen Bezüge, die den Barbetrag von 12'000 RM übersteigen. Der Verzicht erfolgt mit sofortiger Wirkung.» Ein «nationales Opfer» eigener Art brachten die Künstler des Landestheaters; sie verzichteten «freiwillig» auf einen Teil ihrer Bezüge. Am 28. März 1933 verabschiedete sich der bisherige Präsident der Reichsbahndirektion Karlsruhe, Peter Paul Freiherr von Eltz-Rübenach, von seinen Beamten im Direktionsgebäude an der Lammstrasse, um als Reichspost- und Verkehrsminister ins erste Kabinett Hitler einzutreten. Da über seine Nachfolge noch nicht entschieden war, forderten die Karlsruher Zeitungen: «Hoffentlich kommt nur ein badischer Beamter für den Karlsruher Reichsbahnpräsidenten in Frage!» Vom gleichen Tage ist zu lesen: «Heute früh wurden in Daxlanden bei einer Reihe von Mitgliedern der KPD durch die Polizei Haussuchungen vorgenommen, bei denen unerlaubte Waffen und verbotene Druckschriften beschlagnahmt werden konnten. Es kamen ungefähr 40 bis 50 Wohnungen zur Durchsuchung.» «Der in Schutzhaft befindliche Schriftleiter des ‚Volksfreund‘, Grünebaum, wurde vom Karlsruher Schöffengericht wegen übler Nachrede gegen den Reichskommissar Wagner zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt.» «Keine jüdischen Strafrechtler mehr», meldete lakonisch das «Karlsruher Tagblatt» vom 30. März 1933; und ausführlich: «In Schutzhaft genommen wurden die hiesigen praktischen Ärzte Dr. med. Otto Wimpfheimer und Dr. med. Kahn. Die Inschutzhaftnahme erfolgte aus allgemeinen polizeilichen Sicherheitsgründen. Zur Abwehr der internationalen jüdischen Greuelpropaganda sind sämtliche jüdischen Ärzte von jeder Kassen- und Fürsorgepraxis mit sofortiger Wirkung ausgeschlossen. Jüdische Ärzte in Krankenhäusern sind nur zu jüdischen Patienten zugelassen.» Das «Karlsruher Tagblatt» veröffentlichte die Mahnung: «Einschlagen von Schau- fensterscheiben schädigt nur die Versicherungsgesellschaften. In den letzten Tagen

ist es wiederholt zu Auseinandersetzungen gekommen, in deren Verlauf bei zahlreichen jüdischen Geschäften Schaufensterscheiben eingeschlagen worden sind. Von verschiedenen Seiten wird darauf hingewiesen, dass bei solchen Handlungen nicht die betreffenden Firmen, sondern die Versicherungsgesellschaften die Geschädigten sind, und dass dadurch schliesslich deutsches Volksvermögen mutwillig vernichtet wird ...» «Im Zuge der im ganzen Lande sich augenblicklich ereignenden Aktionen zur Umstellung der Behörden auf den neuen Kurs ist auch die Karlsruher Ortskrankenkasse von einer Abteilung SA besetzt worden. Die Besetzung ging ohne Zwischenfälle vonstatten. Auch nachts hält ein SA-Posten Wache in dem Gebäude in der Gartenstrasse.»

Eine andere revolutionäre badische Regierung, die vom 22. November 1918, hatte bei der Abdankung des Grossherzogs bekanntgegeben: «Grossherzog Friedrich II. hat dem Thron entsagt. Er und seine Familie, ihre Freiheit, ihre Ehre, ihr Eigentum und ihr Leben geniessen den Schutz der badischen Republik!»

7. März 1936

Ein feierliches Wochenende kündigte sich an: «Für den Heldengedenktag ist vom Herrn Reichs- und Preussischen Minister des Innern mit Erlass vom 8. Juni 1935 die Beflagung sämtlicher Dienstgebäude auf halbmast angeordnet. Die Bevölkerung wird aufgefordert, sich diesem Vorhaben anzuschliessen.» In einem zweiten Aufruf fordert die «Badische Presse» vom (Donnerstag) 5. März 1936 die Karlsruher auf, sich einem weiteren Vorhaben anzuschliessen: dem gemeinsamen Eintopf essen von SA und Bevölkerung in der Festhalle anlässlich des letzten Eintopfsonntags im Jahr 1936. Ein Inserat warb: «Zum letzten Eintopfsonntag, der zugleich Heldengedenktag ist, lädt die SA in die Städtische Festhalle ein. An diesem Tag speist das deutsche Volk gemeinsam mit seiner SA. Beginn 12 Uhr!»

Tags zuvor, am Samstag, 7. März 1936, veröffentlichten alle Karlsruher Tageszeitungen unter der Überschrift «Nicht um 12, sondern um 1 Uhr» die Mitteilung des Kreisbeauftragten des Winterhilfswerks (WHW): «Da Reichsstatthalter Robert Wagner dienstlich verhindert ist und somit um 12 Uhr in der Städtischen Festhalle zum Eintopfessen nicht erscheinen kann, jedoch um 13 Uhr anwesend sein wird, wird der Beginn des Eintopfessens am Sonntag von 12 auf 13 Uhr verlegt!»

«Drei Jahre Nationalsozialismus hatten uns gelehrt, zwischen den Zeilen solch harmloser Mitteilungen kommende Ereignisse von höchster Bedeutung herauszulesen», schreibt Berthold Deimling aus der Erinnerung an die ersten März tage 1936. «Und wir hatten uns nicht geirrt. Schon der Vormittag des denkwürdigen 7. März stand im Zeichen der um 12 Uhr statt findenden Reichstagssitzung, von der die Reichsregierung dem Volk eine wichtige Entscheidung ankündigte. Sie kam – überraschender wie ein Blitz. Während Hitler im Radio dem Versailler Vertrag den letzten Stoss

versetzend verkündete, dass Soldaten der Wehrmacht in diesem Augenblick die neutrale (unbesetzte) 50-km-Zone besetzen würden, waren die ersten Truppen bereits im Karlsruher Hauptbahnhof eingetroffen. Es waren neben der III. (badischen) Artillerie-Abteilung 5 aus Ulm das A-Bataillon des 13. (württembergischen) Infanterieregiments aus Schwäbisch Gmünd!» Dieses Ereignis war der «Badischen Presse» die Herausgabe einer Sondernummer wert. Dort findet sich diese Beschreibung: «Um die gleiche Zeit, da der Führer auf allen deutschen Sendern die Aufhebung der neutralen Zone verkündete, ging durch die Stadt wie ein Lauffeuer, dass am Hauptbahnhof in Karlsruhe bereits die ersten Truppen eingetroffen waren, ein Bataillon Infanterie unter Führung von Oberstleutnant Knoerzer.

Von 12 Uhr ab lagerten die Truppen auf dem Gelände hinter dem Hauptbahnhof, von zahllosen Neugierigen bestaunt, die herbeigeeilt waren, die Soldaten zu begrüßen. Auf dem Adolf-Hitler-Platz (Marktplatz) stauten sich Tausende in Erwartung der einmarschierten Truppen.

Wer weiss, wie die Karlsruher in der Vorkriegszeit an ihren Soldaten gegangen sind, wie sehr sie in den letzten 17 Jahren seit den Tagen von 1918, als die Kolonnen der grauen Feldsoldaten auf dem Rückmarsch zum letzten Mal durch die Strassen der Stadt marschierten, die Karlsruher ihre Soldaten vermisst haben, der wird' auch verstehen können, dass im Nu alles zu Fuss, zu Rad, im Auto und auf dem Motorrad nach dem Hauptbahnhof eilte, um als erste die Truppen der Karlsruher Garnison zu begrüßen.

Auf dem Adolf-Hitler-Platz herrschte geradezu lebensgefährliches Gedränge. Um 3 Uhr marschierten die Truppen, an der Spitze Oberstleutnant Knoerzer, zu Pferd in die Stadt. Zum ersten Male wieder klang der Marschtritt unserer Soldaten in den Strassen, zum ersten Male wieder nach 17 Jahren erscholl das klingende Spiel des Spielmannszuges und des Musikkorps vor der Kolonne, wieder an die Ohren der Karlsruher Bevölkerung. Kein Wunder also, dass die Massen in lauten Jubel ausbrachen. Heilrufe und Tücherschwenken wollten kein Ende nehmen.

Vor der Freitreppe des Rathauses wurden unsere Soldaten von den Vertretern der Stadtverwaltung und der Behörde empfangen. Die Tochter des Oberbürgermeisters Jäger überreichte Oberstleutnant Knoerzer einen Blumenstrauss.

Durch die Kaiserstrasse, über das Mühlburger Tor, der Kaiserallee, Hildapromenade und Moltkestrasse, marschierten die Truppen zur ehemaligen Grenadierkaserne, die nun nach 17 Jahren wieder ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt wird. Unter dem

Jubel der Bevölkerung ging beim Herannahen der Truppen über der Kaserne die Reichskriegsflagge am Mast hoch. Auch vor dem Haus des Reichsstatthalters Robert Wagner (Lammstrasse 21) haben bereits Soldaten Posten gefasst.

Selbstverständlich, dass bis zum Hereinbrechen der Dunkelheit die Moltkestrasse vor der Kaserne förmlich belagert blieb. Immer wieder brachen die begeisterten Zivilisten in Heilrufe aus, und das Herüber- und Hinübergrüssen an die Fenster der Kaserne, wo

Aufruf! An die Bevölkerung der Stadt Karlsruhe Aufruf!

Letzter Eintopfsonntag des Winterhilfswertes 1935/36

Am Sonntag, den 8. März 1936, speist die Karlsruher Bevölkerung gemeinsam mit ihrer SA in der Städtischen Festhalle Eintopfgericht.

Zum Abschluss des Eintopfgerichts im Rahmen des WSW 1935/36 findet am Sonntag wiederum ein öffentliches Eintopfessen in der Städtischen Festhalle statt. Wieder kann jeder deutsche Volksgenosse und jede deutsche Volksgenossin die Volkverbundenheit unter Beweis stellen, durch Teilnahme am Eintopf-Gemeinschaftsessen. Auch der Reichsstatthalter, Parteigenosse Robert Wagner, hat seine Teilnahme an dieser öffentlichen Speisung zugesagt, um die Verbundenheit zwischen Bevölkerung und SA mitzuerleben.

Wir richten in erster Linie wieder an alle in führender Stellung der Partei, des Staates und im öffentlichen Leben stehenden Persönlichkeiten die Bitte, an diesem Essen teilzunehmen, um erstens die Volkverbundenheit sichtbar zum Ausdruck zu bringen und zweitens, um den finanziellen Erfolg zu sichern. Da der gesamte Erlös dem WSW und somit den Armen unseres Volkes zugute kommt, rufen wir alle deutschen Volksgenossen und Volksgenossinnen auf, an diesem Essen teilzunehmen, damit der letzte Eintopfsonntag ein wirklicher Opfertag des deutschen Volkes wird.

Das Eintopfgericht — Linsen mit RäucherSpeck — wird wiederum aus Feldküchen gereicht. Diesmal werden jedoch Karlsruher SA-Führer das Essen ausgeben.

Der Mindestpreis beträgt pro Essen 60 Rpf., jedoch wäre die Kreisamtsleitung sehr dankbar, wenn diejenigen Volksgenossen, die dazu in der Lage sind, hier ein größeres Opfer bringen würden.

Auch werden bei diesem Eintopfessen wiederum vom WSW betreute Volksgenossen mit ihren Familien zum Essen eingeladen.

Die Essenausgabe beginnt Punkt 13 Uhr und wird symbolisch durch den Reichsstatthalter eröffnet, welcher als Erster sich sein Essen an der Gulaschkatzone geben lässt.

Während des Essens spielt die Standartenkapelle der SA.

Dieses gemeinsame Eintopfessen in der Festhalle entbindet nicht von der üblichen Eintopf-Opferspende, die durch die PR listenmäßig gesammelt wird.

Heil Hitler!

Der Kreisbeauftragte.

unsere eben eingezogenen Soldaten sich Kopf an Kopf drängten, wollten kein Ende nehmen. Und eins wurde in diesen wenigen Stunden schon klar, dass sich die Karlsruher mit ihren Soldaten prächtig vertragen werden.»

Den Einmarsch der Truppen unterstützte die «Fliegergruppe Göppingen». Oberbürgermeister Jäger dankte ihr telegrafisch: «Für freundlichen Luftgruss bei Ihrem Einfliegen in das befreite Rheinland herzlich Dank. Stadtverwaltung und Bevölkerung erwidern den Gruss aufs Wärmste.

«Deutsche Kriegsflieger über der Stadt, Marschtritt der Infanterie und Hufschlag der Artillerie in den Strassen, dieses selbstbewusste Gedröhn überlagerte die Angst vor den Kanonen der Maginotlinie. Werden die hochgerüsteten Franzosen den militärischen Gewaltstreich stillschweigend hinnehmen? Diese bange Frage dämpft die Begeisterung, besonders bei den alten Weltkriegsteilnehmern», ist im Tagebuch von Helmut Krieg (Eintragung: 7. 3.1936) zu lesen.

Ein Kronzeuge aus jenen Tagen, Oskar Hirn, damals Unteroffizier in der 2. Batterie, Artillerie-Abteilung III, die im Bahntransport nach Karlsruhe verlegt worden war, erinnert sich: «Der Empfang durch die Bevölkerung war herzlich, die Unterkunft in der Kaserne Schloss Gottesau sehr dürftig. Aber das tat unserer Begeisterung keinen Abbruch. Zusammen mit den Kameraden von der Infanterie marschierten wir an diesem Samstag (7.3.36) ununterbrochen durch die Stadt. Ich meine, dadurch sollte vorgetauscht werden, dass Karlsruhe von einer kriegsstarken Division besetzt worden ist. Was unsere Unterkunft anging: Einige der Kasernenbauten rings um das Gottesauer Schlösschen waren noch von armen, kinderreichen Familien bewohnt. Zwischen diesen Häusern machten wir Formaldienst, übten wir Rekruten im Exerzieren. Wer als Ausbilder zu preussisch, zu zackig, vor der Front kommandierte, dem konnte es geschehen, dass ihm der Inhalt eines Nachttopfs die flotte Schirmmütze mit einem ‚Sturzregen‘ durchnässte.»

Das auf 13 Uhr am Samstag, den 7. März, vertagte Eintopfessen wurde nun nochmals um 24 Stunden verschoben, damit es gemeinsam mit den Soldaten eingenommen werden konnte. Die Truppe stellte dazu vier Feldküchen in die Festhalle ab, aus der sich der Reichsstatthalter, Standortkommandeur Generalmajor Schaller, die Obersten Jahn und Ziegler (Artillerie) sowie Oberstleutnant Knoerzer (Infanterie) und alle anderen Ehrengäste ihren «Schlag Erbsen mit Speck» abholten.

«Die Franzosen verhielten sich ruhig; auch aus London kamen weder Protest noch Androhung von Repressalien. Es heisst», so steht im Tagebuch von Helmut Krieg, «die Kabinette Englands und Frankreichs hätten sich im Weekend befunden und

konnten nicht vor Montag (9.3.) zusammengerufen werden, ebenso wenig wie der Völkerbund. Das habe, so meint man in der Stadt, der Führer in sein Kalkül einbezogen. Ganz Karlsruhe preist sein Genie!»

Die Sensation der Rheinlandbesetzung war vollzogen, als sich für Karlsruhe eine zweite anbahnte. Am Dienstag (10. März) meldeten die Zeitungen: «Adolf Hitler spricht in Karlsruhe. Am kommenden Donnerstag, 20 Uhr, eröffnet der Führer mit seiner Rede am Vorabend der Sitzung des Völkerbundesrates seine Wahlkampfreise für die Reichstagswahl 1936. Die Vorbereitungen für eine politische Riesenkundgebung sind in vollem Gang.»

«Zur grössten Kundgebung, die Karlsruhe je erlebt hat», meldet die «Badische Presse», «entsteht auf dem Messplatz die grösste jemals in Deutschland errichtete Zelthalle. Sie ist 186 m lang, 120 m breit, hat eine Flächenausdehnung von 20'000 Quadratmetern und 60'000 Sitzplätze. In Eisenbahnwaggons kam das Zeltmaterial aus Konstanz. Die Zeltbahn (Zeltplane) allein musste in 20 Eisenbahnwagen geladen werden. 27'000 Meter Bretter sind nötig, um die Sitzbänke aufzustellen. Unter Anleitung von zwölf Monteuren arbeiten 130 Mann in zwei Schichten.»

Einen Tag vor Beginn von Hitlers Deutschlandreise zur Eröffnung des Reichstagswahlkampfs, am 11. März 1936, konnten die an Überraschungen gewohnten Karlsruher Bürger in ihren Zeitungen lesen: «Am Dienstag durchgeführte Versuche für die Übertragung der Führerrede auf dem Karlsruher Messegelände haben ergeben, dass für eine einwandfreie Rundfunkübertragung wegen der unmittelbaren Nähe des Strassenbahndepots sowie der Unmenge der auf dem Messplatz verlegten Starkstromkabel sich elektrische und durch die schnelle Folge der in unmittelbarer Nähe vorbeifahrenden Züge auch elektrische Störungen ergaben.

Da der ganze Südwesten des Reiches durch die Rundfunkübertragung Anteil an dieser Rede des Führers haben soll, wird das Riesenzelt nun auf der Karlsruher Hochschulkampfbahn errichtet, wo eine in jeder Hinsicht einwandfreie Übertragung gewährleistet ist.»

Mit fieberhafter Eile wurde das Riesenzelt abgebrochen und ins Hochschulstadion verbracht. Die Bauarbeiter, verstärkt durch 100 Männer des Reichsarbeitsdienstes und 160 Arbeitslose, stellten es in zehn Stunden wieder auf. Die Eintrittskarten zum Einheitspreis von einer Mark waren längst ausverkauft, als die Girlanden aus Tannengrün und die Fahnen zum Schmuck des Zeltes mit 80 Lastkraftwagen angefahren

wurden. 25 Sonderzüge mit 75 Prozent Fahrpreismässigung hatte die Reichsbahn zwischen Bodensee und Main eingesetzt.

Die badische Regierung erliess einen Aufruf zum 12. März, in dem es u. a. hiess: «Die Lösung der technischen und organisatorischen Aufgaben, die die Riesenkundgebung mit sich bringt, erfordert den restlosen Einsatz aller Kräfte der Partei und ihrer Gliederungen. Ich richte deshalb an alle Betriebsführer die Bitte, den von der Partei zur Dienstleistung angeforderten Parteigenossen und Männern der Gliederungen Dienstbefreiung zu gewähren und nach Möglichkeit von einem Lohnausfall abzusehen.»

Gleichzeitig warnte die Gauleitung: «Keine Blumen werfen!» Die Gauleitung der NSDAP gibt anlässlich der Massenkundgebung mit dem Führer bekannt, dass das Werfen von Blumensträussen nach dem Führer oder seinem Wagen verboten ist. Es ergeht die Aufforderung, die dem Führer zugeordneten Blumen besser zum Schmuck der Auffahrtstrassen zum Stadion zu verwenden. Es wird erwartet, dass die Bevölkerung eine vorbildliche Disziplin hält!»

Dr. Viktor Genzmer, damals Bewohner der Moltkestrasse, erinnert sich der Ankunft Hitlers in Karlsruhe: «Jedermann glaubte, dass ihn die Truppen begrüßen werden, die das Rheinland so reibungslos besetzt hatten. Stattdessen war auf dem alten Flugplatz eine Ehrenkompanie der SS-Verfügungstruppe von der Standarte (= Regiment) Deutschland' aus Ellwangen/Württemberg angetreten. Für die Karlsruher war es eine Uraufführung, erstmals einen geschlossenen Truppenteil dieser schwarzuniformierten Soldaten zu sehen, die später den vierten Wehrmachtsteil, die Waffen-SS, bildeten.» Erich Bauer hat die SS-Verfügungstruppe bei ihrem Marsch durch die Moltkestrasse und präsentierend auf dem Flugplatz fotografiert; die Bilder sind einem Bombenangriff zum Opfer gefallen.

Punkt 20 Uhr, am 12. März 1936, begann, was als «gewaltigste Demonstration in der Geschichte Karlsruhes» in die Stadtgeschichte eingehen sollte. Es war in Karlsruhe, wo Adolf Hitler seine in der ganzen Welt mit Genugtuung aufgenommenen «ernsten Friedensabsichten» beteuerte, die seine berühmt gewordenen Sätze enthielt: «Wenn wir heute in einen Krieg gestossen würden, dann kostet jede 30-cm-Granate = 3'000 Reichsmark, und wenn ich noch anderthalbtausend Reichsmark dazulege, dann habe ich dafür ein Arbeiterwohnhaus, und wenn ich eine Million solcher Granaten auf einen Haufen lege, dann ist dies noch lange kein Monument. Wenn ich aber eine Million solcher Häuser habe, in denen Arbeiter wohnen können, dann setze ich mir ein Denkmal!»

Winter-Hilfswerk des deutschen Volkes 1935/36



ORTSGRUPPE SÜD, Werderplatz 35

Fischausgabe

Am Montag, 16. März 1936, für die
Gruppen A, B, C und D: vormittags von 9—13 Uhr,
nur Gruppe F: nachmittags 2—5 Uhr.

ORTSGRUPPE HAUPTPOST

Ausgabe Waldstraße 26

Für die Gruppen A, B und C werden am Montag,
16. März, nachm. zwischen 3 und 6 Uhr, in der Wald-
straße 26, Fische ausgegeben.

Die Ausgabezeit ist pünktlich einzuhalten.

ORTSGRUPPE WEST

Ausgabe von Fischen für die Hilfsbedürftigen der
Gruppen A, B und C am Montag, 16. März 1936, von
15—17 Uhr, im Büro der Ortsgruppe, Kriegsstraße 103 E.
Die Ausgabezeit ist genau einzuhalten.

ORTSGRUPPE HOCHSCHULE, KAISERSTR. 41

Die Hilfsbedürftigen der nachstehenden Gruppen er-
halten Fische, und zwar findet die Ausgabe an folgenden
Tagen statt:

Gruppe D: soweit dieselben im März noch keine Fische
erhalten haben, am Montag, 16. März, vorm. von 10
bis 12 Uhr.

Gruppe E: am Montag, 16. März, vorm. von 8 bis
8 Uhr.

Gruppe F: am Dienstag, 17. März, vormittags von
9—12 Uhr.

Die Rede schloss mit den Worten: «So bitte ich Sie nun, gehen Sie an diesem kommenden Wahltag zur Urne. Erfüllen Sie Ihre Pflicht und vergessen Sie nicht: Deutschland wird nicht getragen von nur einem Mann, sondern vom ganzen deutschen Volk! Und ein Mann kann nur solange Sprecher dieses Volkes sein, solange dieses Volk selbst – Mann für Mann und Weib für Weib – hinter diesem Manne steht. Nicht meinetwegen bitte ich Sie, an diesem 29. März Ihre Pflicht zu erfüllen, sondern um unseres Volkes und seiner Zukunft wegen! Denn wir sind vergänglich, aber Deutschland wird bestehen. Wir können sterben, aber Deutschland muss leben, jetzt und immerdar!»

Die Wahl zum «Reichstag für Freiheit und Frieden» im Wahlkreis 32 (Baden), wie überall im Reichsgebiet auf den 29. März 1936 festgesetzt, war eine Volksabstimmung. «Das Volk soll darüber entscheiden, ob ich recht gehandelt habe», sagte Hitler auf der Karlsruher Kundgebung. Dementsprechend einfach sah der Stimmzettel aus. Warum eine neue Wahl des von der NSDAP absolut beherrschten Reichstags notwendig geworden war, verlas Ministerpräsident Hermann Göring, der am 26. März, seine alte Kadettenstadt besuchend, Ehrenbürger von Karlsruhe geworden, in der Markthalle als Botschaft des Führers: «In der Absicht, dem deutschen Volk die Gelegenheit zu geben, der mit dem heutigen Tage abschliessenden Politik der Wiederherstellung der nationalen Ehre und Souveränität des Reiches, verbunden mit dem aufrichtigen Bestreben nach einer wahren Völkerversöhnung und Verständigung auf den Grundlagen gleicher Rechte und gleicher Pflichten, seine feierliche Zustimmung erteilen zu können, löse ich den Reichstag mit Ablauf des 29. März auf. Die Neuwahlen finden am Sonntag, dem 29. März 1936, statt.»

Druck auf die Wahlbeteiligung sollte eine Plakette ausüben. «Diejenigen Volksgenossen, die ihrer Wahlpflicht nachgekommen sind, erhalten ein besonderes Wahlzeichen mit der Inschrift: ‚Freiheit und Brot, 29. März 1936‘!»

Am kommenden Montag lag das Stimmergebnis für den Wahlkreis Karlsruhe-Stadt vor: 112 450 Wähler (= 98,77 Prozent der Wahlberechtigten) hatten für Hitler, 1404 gegen die Liste gestimmt; diese Zahl enthält auch die ungültigen Stimmen.

22. Oktober 1940

«Juden einsteigen!» hiess das Kommando, das am 22. Oktober 1940 über den Bahnhofslautsprecher verkündet wurde. Es galt 900 jüdischen Mitbürgern und einigen Tausenden aus Baden und der Pfalz. Sie wurden in das Lager Gurs in den Pyrenäen deportiert. Von den insgesamt 5617 deportierten badischen Juden haben nur wenige die Leiden in diesem Lager überlebt. Eine der wenigen Überlebenden ist Frau Else Esther Kotkowski, ehemals Sekretärin der «Badischen Presse», die heute in Tel Aviv lebt. Sie erinnert sich an den 22. Oktober 1940:

Ich wohnte zu dieser Zeit bei der Familie einer Kollegin, die beim Israelischen Wohlfahrtsbund – einer Unterabteilung der Jüdischen Gemeinde Karlsruhe –, arbeitete. Am Morgen des 22. Oktober 1940 etwa gegen 7.30 Uhr kam ein Gestapobeamter an die Wohnungstür und erklärte dem öffnenden, dass die Familie E. das Haus nicht verlassen dürfe, bis sie weitere Weisung bekäme. Ich hörte dies von meinem Zimmer aus und rief dem Beamten zu, ob dies auch die Untermieter beträfe. Er antwortete, er habe nur Befehl, der Familie E. dies zu bestellen.

Nach etwa einer Stunde kam der mir bekannte Gestapomann Haas in Begleitung eines zweiten Beamten ins Gemeindebüro und erklärte uns, dass wir ihm die Kasse übergeben, dass wir unsere eigenen Sachen zusammenpacken, nach Hause gehen und zu Hause bleiben sollen, bis wir weitere Weisung erhielten. Er zählte sorgfältig die Kasse, übernahm den Kassenschrankschlüssel und schloss hinter uns das Büro ab, ohne uns eine Erklärung zu geben. Eine böse Ahnung sagte mir, dass ich diesmal – zum Unterschied vom 10. November 1938 – das Büro zum letzten Mal gesehen habe und so war es auch.

Zu Hause war grosse Aufregung und grosses Rätselraten. Ich fing ahnungsvoll an,

einen kleinen Koffer mit den wichtigsten Dingen zu packen. Jeder vermutete, dass wir nach Polen deportiert werden sollen, da wir daran dachten, dass etwa neun Monate zuvor die Stettiner Gemeinde nach Lublin deportiert worden war.

Nach weiteren 1½ Stunden kamen dieselben Gestapobeamten wieder in die Wohnung. Meine Kollegin musste mit dem Gestapobeamten Haas in das Büro des Wohlfahrtsbundes gehen und ebenfalls die Kasse etc. übergeben. Als sie zurückkamen, erklärte uns Herr Haas, dass jede Person 100 Mark und 50 kg Gepäck mitnehmen dürfe, wer mehr Geld zu Hause hatte, musste es abgeben. Die Beamten hatten fertige gedruckte Verträge bei sich, die die Überschrift trugen: «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland». In diese Verträge wurde nur der Betrag eingetragen, den man angab und welchen Wert die zurückgelassenen Sachen haben. Auch für zwei Tage Verpflegung sollte man mitnehmen.

Als ich einige Minuten mit dem zweiten Beamten allein im Zimmer war, sagte dieser mir, er habe mich dauernd beobachtet und wundere sich über meine Ruhe. Ich gab ihm eine entsprechende Antwort, worauf er den Kopf senkte. Die Antwort war ihm sichtlich peinlich. Darauf fragte ich ihn geradeheraus: «Wohin kommen wir?» Er wisse es nicht, sagte er nicht ohne Verlegenheit. Auf meine weitere Frage: «kommen wir nach Polen?», verneinte er und sagte, wir kämen nach dem Süden in ein warmes Land. Herr Haas gab dann Order, dass ich mit unserem Gepäck im Auto des zweiten Beamten zur Bahn fahre und die Familie E. mit der Strassenbahn nachkomme.

Im Bahnhof hatte sich schon eine grosse Menschenmenge angesammelt. Wir wurden zum Eingang des Hauptbahnhofes gebracht, den man früher «Fürstenbahnhof» nannte und der im Allgemeinen nicht mehr benutzt wurde. Von dort wurden wir zur Unterführung gebracht und harrten, auf dem Gepäck sitzend, dort der Dinge, die da kommen sollten.

Im Laufe des Tages kamen immer mehr Gruppen, bis mit ganz wenigen Ausnahmen von Nicht-Transportfähigen die ganze Gemeinde, etwa 900 Seelen, versammelt war. Ich hörte, dass zwei Frauen versucht hätten, dem Transport durch Einnehmen von Gift zu entgehen. Man brachte beide sofort ins Städtische Krankenhaus und pumpte ihnen den Magen aus. Eine, die dann transportfähig war, kam zur Bahn, die andere blieb zurück.

Viel später hörte ich, dass diese bei einem späteren Transport nach dem Osten mit ihrem zweiten Selbstmordversuch mehr Erfolg hatte.

Ich vermisste in der Gruppe unseren Gemeindevorsitzenden und seine Frau, die bis

zum späten Nachmittag immer noch nicht eingetroffen waren. Immer wieder kamen zu uns SA-Leute und erklärten ausdrücklich, dass jeder nur 100 Mark mitnehmen dürfe, wer mehr habe, solle dem geben, der keine volle 100 Mark habe. Gegen 7 Uhr abends wurden wir auf den Bahnsteig geführt, wo ein riesig langer Zug französischer 3. Klassewagen stand. Ausser uns waren keine Zivilisten zu sehen.

Die ganze Aktion war so geplant und ausgeführt, dass nicht einmal ein Nachbar etwas merkte. Alles stand vor den Eisenbahnwagen; ruhig, kein Wort wurde gesprochen. Plötzlich ertönte der Lautsprecher und langsam und deutlich kam der Befehl: «Juden des Bahnsteiges 1 zurücktreten, das Gepäck zum Gepäckwagen tragen.» Wer nur einen Coupekoffer hatte, durfte ihn ins Abteil mitnehmen. Wohl jeder glaubte, dass er das abgegebene Gepäck nie wieder sehen werde, es war aber nicht so, es begleitete uns bis zu unserem Bestimmungsort.

Dann wieder der Lautsprecher: «Juden des Bahnsteiges 1 einsteigen!» und für jeden war ein Platz da. Ich war sehr stolz auf unsere Gemeinde, ruhig und gelassen stieg jeder ein, kein Wort, keine Träne fiel. Das war der Abschied von einer Stadt, in der man gelebt, gearbeitet und gelitten hat, und die man doch liebgewonnen hatte.

Im letzten Augenblick kam unser Gemeindevorsteher und seine Frau angerannt. Auch sie hatten Order erhalten, in ihrer Wohnung auf weitere Weisung zu warten, doch hatte man sie vergessen. Als es Abend wurde und sie fürchteten, allein Zurückbleiben zu müssen, machten sie sich allein auf den Weg zum Bahnhof.

Gespannt, mit klopfendem Herzen, warteten wir auf die Ausfahrt des Zuges. Welche Richtung wird er nehmen? Fährt er Richtung Durlach – ist es Polen, fährt er Richtung Baden-Baden – ist es Süden. Wer, der nicht dabei war, kann diese Minuten nachfühlen? Der Zug rückte an, vor und zurück – und fuhr – Richtung Baden-Baden. Ein befreites Aufatmen hörte man trotz des ungewissen Zieles. Aber es war nicht Polen. Ungefähr in der Mitte des langen Zuges war ein Waggon mit SS-Begleitmannschaft. Diese gab während der Fahrt durch alle Waggon die Order, für jeden Wagen einen Obmann zu bestimmen, der ab und zu Weisungen der Begleitmannschaft entgegennehmen sollte.

Der erste Aufenthalt war, als wir nachts um 12 Uhr über den Rhein nach Mülhausen kamen. Hier erhielten die gewählten Obmänner die Order, von jedem Einzelnen die 100 Mark einzusammeln und sie umzuwechseln. Wir bekamen 2'000 ffr. dafür. Gleichzeitig ging pausenlos der Lautsprecher:

«Wer mehr als 100 Mark hat, wird erschossen!» Diese Ehrlichkeit des Wechselkurses von 100 Mark in 2'000 ffr. hielt aber nicht lange an, die SS wollte für ihre Begleitung entschädigt werden, sie lieferten nur noch 1'200-1'500 ffr. ab.

Wir fuhren drei Tage und drei Nächte durch Frankreich. Auf den Bahnhöfen stundenlang hin- und hergeschoben, bis ein Gleis frei war, auf dem wir weiterfahren konnten. Wir waren ja schliesslich kein fahrplanmässiger Zug! Kurz vor Ankunft an der Demarkationslinie kam der Befehl: Fenster schliessen, Vorhänge vorziehen! Was kam jetzt wieder? Stunden sassen wir so. Endlich ging der Zug weiter.

Der grösste Teil unseres Transports war alt und krank, denn man hatte auch die Altersheime und Anstalten geleert. Die mit uns reisenden Ärzte hatten unterwegs viel Arbeit. An vielen Stationen, an denen wir hielten, wollten uns die Franzosen nicht einmal unsere Wasserflaschen füllen. Sie verstanden nicht, dass wir arme vertriebene Menschen waren. Für sie waren wir die «Boches». Ich weiss noch genau, dass ich einmal den unsinnigen Wunsch hatte, dass diese Fahrt doch nie aufhören möge, da mir schien, dass das, was uns erwartete, noch schlimmer sein würde als die beschwerliche Reise.

Am 3. Reisetag kamen wir in Oloron an, einer kleinen Bahnstation in Südfrankreich (Bass. Pyr.). Es goss in Strömen, das ist der Beginn des dortigen Winters mit Schnee und grosser Kälte. In Lastwagen wurden wir verfrachtet, wer Glück hatte, kam in einen gedeckten, sonst aber bei diesem strömenden Regen in offene Lastwagen. Der Weg stieg leicht an. Wir landeten im Camp de Gurs.

Das Lager machte einen furchtbaren Eindruck. Die Baracken wirkten sehr niedrig, da die schräg abfallenden Dächer fast bis zum Boden reichten, ohne Fenster, nur mit kleinen Holzluken versehen. Als Gesamtübersicht hatte man den Eindruck von Massengräbern. Der Lehm Boden war von dem schon langanhaltenden Regen vollkommen aufgeweicht und man sank bis zu den Knien in den Boden. Es war im Lager nichts vorbereitet für die Menschenmengen, die aus dem ganzen Land Baden und aus der Pfalz zum gleichen Zeitpunkt eintrafen. Kein Strohsack, keine Decke!

Die Franzosen behaupteten, mit diesem Transport überrascht worden zu sein. Unsere Koffer wurden uns in Oloron abgenommen. Sie wurden zusammen transportiert, lagen tagelang im Regen und aufgeweichten Boden und unter freiem Himmel, und es war wieder Glücksache, wenn einem der Koffer zwar aufgeweicht aber doch immerhin zugestellt wurde. Und dann begannen die Leiden und Schrecken im Lager von Gurs.





128 Fahnen der alten Armee 129 ... und die neue Fahne der vor dem Schloss ...
Knielinger Pioniere.

127 Seit 7. März 1936 ist Schloss Gottesaue wieder Artilleriekaserne.

130 Ein Kesselpauker der Artilleriekapelle während einer Parade.





131 Immer neue Truppen werden in die neue Garnisonsstadt verlegt.

132 Die Garnison in Paradeaufstellung vor der Festhalle.





133 Eine Abteilung Panzerjäger bezieht die Mackensenkaserne...

134 ... und Standortkommandeur Schaller nimmt die Parade ab.





135 Knielinger Pioniere bei einer Wasserübung auf dem Rhein

136 Der letzte Zug passiert die alte Pontonbrücke bei Maxau





137 Heldengedenktag 1936: Grenadier-Regiment vor der Hauptpost.

138 Wehrkreisbefehlshaber Oswald besucht Karlsruher Rekruten.





139 Hitler und Himmler bei ihrer Ankunft in Karlsruhe am 12. 3. 1936.

141 Am Morgen des 10. November 1938: Die ausgebrannte Synagoge.

140 Reichsstatthalter Wagner beim Eintopfessen in der Festhalle.









143 Das Polizeipräsidium (Rückseite), von Sprengbomben getroffen.

142 1942: Friedrichsplatz, Treppenaufgang zur Landesbibliothek.

144 Feuerwehrlaute löschen das Markgräfliche Palais, Rondellplatz.





145 «Drei Linden» auf der Rheinstrasse am 5. Dezember 1944.

146 Nur noch Trümmer: Das älteste Gebäude, Schloss Gottesaue.





147 Die Waldstrasse (Ecke Sophienstrasse) ist total zerstört.

148 Das war vom Konzerthaus am Festplatz übriggeblieben.





149 Blick auf die Ecke: Kaiserallee / Yorckstrasse.

150 Die Einfahrt zum Hauptbahnhof ist von Bomben umgepflügt.





151 Volltreffer in die Nähmaschinenfabrik von Gritzner-Kayser

152 Rings um den Marktplatz

153 Glocken von St. Bernhard alles zerstört.
zum Einschmelzen gedacht.





154 Mitten durchgespalten:
Haus Bürgerstrasse 10.



155 Das war einmal der
Rondellplatz.

156 Das völlig ausgebrannte Bürklin-Palais in der Kriegsstrasse.





157 Die letzten Karlsruher verlassen bis auf 20'000 ihre Stadt.

158 Das Leben spielt sich jetzt nur noch im Keilerab.



27. September 1944

Der Engel auf der Spitze des Stadtkirchenturms begann sich im Flammensturm der brennenden Innenstadt wie rasend um die eigene Achse zu drehen. Dann stürzte er zusammen mit dem verbrannten Turmgebälk donnernd in die Tiefe. Ein gespenstisches und grauenhaftes Symbol für den Untergang der Karlsruher Stadtmitte in der Frühe des 27. September 1944. Um 5 Uhr morgens hatten Verbände der Royal Air Force den in der Geschichte des zweiten Weltkrieges schwersten Brandbombenangriff gegen Karlsruhe geflogen. Innerhalb weniger Minuten stand der historische Stadtfächer in hellen Flammen, war die gesamte Innenstadt ein einziges Feuermeer. Schloss, Armeemuseum, Theater, Kunsthalle, evangelische Stadtkirche und Rathaus – aber auch zahlreiche Gebäude in der Weststadt verglühten bis auf die Aussenmauern. St. Stephan, schon bei dem Angriff in der Nacht zum 26. Juli 1944 schwer getroffen, brannte nun völlig aus. Lakonisch meldete der Wehrmachtsbericht am Schluss seiner Aufzeichnungen über Kämpfe in Arnheim, Nancy, Warschau, den Westkarpaten und der Slowakei: «In der vergangenen Nacht griffen schnelle britische Verbände Frankfurt am Main und Karlsruhe an.»

Ausführlicher – jedoch unter strikter Einhaltung der strengen Zensurbestimmungen – berichtete «Der Führer» (Hauptorgan der NSDAP im Gau Baden und Badischer Staatsanzeiger) auf der Titelseite seiner Ausgabe vom 28.9.1944: «Verbrecherischer Terrorangriff auf Karlsruhe – Bedeutende Schäden an Wohngebieten, kulturellen Einrichtungen und Krankenhäusern.»

Der weitere Text: «Wieder haben in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch englische Terrorbomber in sinnloser Zerstörungswut einen Terrorangriff gegen Karlsruhe

durchgeführt, und wieder haben sie, fernab von militärischen Zielen, ihre Bomben wahllos auf Wohnviertel und ihre friedliche Bevölkerung, auf Kultureinrichtungen, Krankenhäuser, Kirchen und Schulen geworfen. Vieles von dem, was der Stadt Karlsruhe ihr charakteristisches Gesicht gab, was uns lieb und teuer war, versank in Schutt und Asche.»

Wer den Spuren jenes Angriffs nachgeht, die Archive nach Dokumenten absucht, wer Zeitgenossen befragt, Augenzeugen, die diesen Angriff miterlebten, dem stellt sich eine Wand aus Schweigen entgegen. Die Archive sind selbst Opfer von Luftangriffen geworden, und die Karlsruher jener Tage waren entweder evakuiert, in anderen Städten dienstverpflichtet oder zur Wehrmacht einberufen.

So bietet sich dem Chronisten des Geschehens vom 27. September 1944 die groteske Situation, als müsste er nicht über ein 29 Jahre, sondern über ein 250 Jahre zurückliegendes Ereignis berichten. Mehr als dürftig sind die Quellen der jüngsten Stadtgeschichte.

Gesichert jedoch ist, was bisher zu vielen Verwechslungen Anlass gab, dass am 27. 9.1944 der schwerste Brandbombenangriff, am 4. Dezember 1944 der schwerste Sprengbombenangriff auf Karlsruhe herniederging. (In allen seitherigen Veröffentlichungen überlagerten die Ereignisse des 4. Dezember die des 27. September. Der Grund dafür liegt darin, dass der 4.12. die meisten Todesopfer forderte, während die Zahl der Opfer des 27.9. bis heute unbekannt, aber in jedem Fall geringer ist).

Am 9. Juli 1944 dirigierte der Staatskapellmeister Otto Matzerath die letzte Aufführung im 1852 erbauten Badischen Staatstheater, die Oper «Figaros Hochzeit». Else Blank, Emmy Erb und Wilhelm Greif sangen die Hauptpartien.

In jenen Tagen Theaterbesucher zu sein, war kein reines Vergnügen. Nur zu oft mussten die Vorstellungen wegen drohender Luftgefahr unterbrochen – und meist sogar abgebrochen werden. Jede Nacht postierte sich auf dem Dach des alten Hoftheaters die Brandwache. Umseitig gestellt von Mitgliedern des Ensembles, der Verwaltung und des technischen Personals, die den Luftraum über Schlossgarten und Hardtwald zu beobachten und – speziell für den Luftschutz ausgebildet – mögliche Brandbombentreffer zu löschen hatten. Mit der Schliessung des Theaters bei Ausrufung des «totalen Krieges» ist diese Wache aufgelöst. In den Theaterebengebäuden richteten die «Argus-Flugzeugwerke» Notwerkstätten ein.

Der Blick über den verdunkelten vorderen Schlossplatz war alles andere als erhebend



NACHRUF



Als Opfer des englischen Terrorangriffes auf die Gauhauptstadt Karlsruhe in der Nacht vom 2. zum 3. September 1942 gaben ihr Leben:

Pauline Bertsch 41 Jahre	Maria Kirchenbauer 41 Jahre	Christa Reinhardt 17 Jahre
Emil Bodigheimer 46 Jahre	Roland Kirchenbauer 4 Jahre	Gottlob Reinhardt 46 Jahre
Franziska Braun 46 Jahre	Magdalene Klotz 76 Jahre	Johanna Reinhardt 26 Jahre
Maria Dressler 28 Jahre	Gunther König 32 Jahre	Mina Reinhardt 47 Jahre
Marie Eschner 41 Jahre	Siegfried König 7 Jahre	Josef Rieck 33 Jahre
Margarethe Flörke 31 Jahre	Karl Koch 31 Jahre	Emilie Rinkenborger 41 Jahre
Adolf Frei 41 Jahre	Elise Kramer 41 Jahre	Oskar Rinkenborger 41 Jahre
Hans Geiger 31 Jahre	Karl Krämer 41 Jahre	Sofie Schanz 40 Jahre
Ilse Geiger 31 Jahre	Emilie Kull 29 Jahre	Anna Schrem 41 Jahre
Margal Geiger 33 Jahre	Karoline Lacher 41 Jahre	Anna Stahl 17 Jahre
Paula Geiger 44 Jahre	Erna Lauterbach 33 Jahre	Anna Stichling 31 Jahre
Jakob Greß 39 Jahre	Wolfg. Lauterbach 41 Jahre	Anna Sturm 31 Jahre
Gustav Hanekom 41 Jahre	Karl Lüdike 21 Jahre	Klara Sturm 17 Jahre
Wilhelm Herbig 41 Jahre	Emma Maier 28 Jahre	Klaus Sturm 17 Jahre
Karl Hoffmann 31 Jahre	Johannes Martin 21 Jahre	Georg Vollmer 22 Jahre
Georg Huber 31 Jahre	Emilie Mayer 30 Jahre	Karl Wiar 33 Jahre
Hermann Huber 31 Jahre	Gerhard Mayer 41 Jahre	Albert Wallensack 51 Jahre
Elsa Jöckle 29 Jahre	Peter Mayer 16 Jahre	Franz Warmer 29 Jahre
Adolf Kirchenbauer 29 Jahre	Anton Ostländer 41 Jahre	Hermann Wunsch 41 Jahre
Helmuth Kirchenbauer 29 Jahre	Erna Ramsperger 31 Jahre	Franz Zimmermann 41 Jahre
	Anna Rapp 41 Jahre	

Sie starben für die Freiheit unseres Volkes. Die Angehörigen der Toten stehen in ihrem Schmerz nicht allein; alle Karlsruher sind ihnen in tiefem Mitgefühl herzlich verbunden. Das Opfer, das die Toten für Großdeutschland brachten, wird nie vergessen sein.

Der Kreisleiter
des Kreises Karlsruhe
W. Warch, Obabteilungsleiter der NSDAP.

Der Oberbürgermeister der
Gauhauptstadt Karlsruhe
Dr. H. U. ay, SA-Standartenführer

Vor dem mit Tarnfarben grau und schwarz übermalten Schloss standen künstliche Bäume, ihre «Kronen» waren aus Tarnnetzen geknüpft. Die darunter liegenden Grünanlagen wurden seit 1941 kleingärtnerisch genutzt. Aber auch der rückwärtige Schlossgarten war in kleine Gartenparzellen aufgeteilt. Provisorische Zäune, aus jenen Stanniolstreifen gefertigt, die von feindlichen Fliegern zur Störung der deutschen Radargeräte abgeworfen wurden, umkränzten die Gärtchen, aus denen sich die Karlsruher zusätzlich ernährten.

Auch im Schloss war eine sogenannte Brandwache, zusammengesetzt aus Angehörigen des Badischen Landesmuseums, eingerichtet worden. Wer nicht eingeteilt war, also dienstfrei hatte, war verpflichtet, bei Fliegeralarm unverzüglich zu seiner Dienststelle zu eilen.

Das tat der Verwaltungsinspektor Theodor Hoffmann, als am 27. September, vier Uhr morgens, die Sirenen Fliegeralarm signalisierten. Von seiner nahegelegenen Wohnung, Neuer Zirkel 4, rannte er zum Schloss. Aber kaum dort angekommen, ertönte das Entwarnungssignal. Hoffmann lag bereits wieder zu Bett, als die Sirenen zum zweiten Mal aufheulten. Es war genau fünf Uhr. In die an- und abschwellenden Töne des Vollalarms mischte sich das hohle pfeifende Geräusch der bündelweise abgeworfenen Stabbrandbomben.

Die phosphorgefüllten, achtkantigen Eisenstäbe, mit Verzögerungszündern versehen, zerschlugen die Dächer, explodierten und verspritzten ihre brennbaren Füllungen in Speichern und Wohnungen. Bald züngelten aus zahllosen Dächern der Innenstadt kleine Flämmchen, die sich – angefacht von schwachem Septemberwind – rasch zu einem riesigen Feuermeer vereinten. Luftschutz und Feuerwehr waren machtlos. Die Feuerlöschpolizei, wie damals die Berufsfeuerwehr offiziell hiess, war – während Marstall, Schloss und Theater bereits lichterloh brannten – damit beschäftigt, die brennenden Ministerien im Zirkel zu löschen. Wassermangel behinderte ihren Einsatz. Der Schlossgartenteich, für einen solchen Notfall als Löschteich vorgesehen, war in kürzester Zeit leergepumpt.

«Man hätte heulen können beim Anblick des brennenden Schlossplatzes», erinnert sich Theodor Hoffmann, der vergebens versucht hatte, in das brennende Schloss einzudringen, um zu löschen, während wenige Meter entfernt seine Wohnung in Flammen aufging.

Natürlich waren die wertvollsten Bestände des Badischen Landesmuseums nach Schloss Salem, Pfullendorf und in nordbadische Salzbergwerke ausgelagert worden. Nach Badenweiler ausgelagert waren ebenfalls die Sammlungen des Badischen Ar-

meemuseums im ehemaligen Marstall am östlichen Schlossplatz, wo heute die Bauten des Geisteswissenschaftlichen Instituts der Universität stehen. Und nicht anders war man mit den Schätzen der Kunsthalle verfahren.

Allein im Keller des Schlosses war neben der umfangreichen Bibliothek die sogenannte Kachelsammlung geborgen. Diese Sammlung, bestehend aus Kachelöfen früherer Jahrhunderte, hatte man abgebaut und in Holzkisten verpackt. Als die Böden der einzelnen Stockwerke im Schloss unter der Hitze zusammenbrachen, frassen sich die Flammen bis in die Keller durch. Ihre Hitze war so gewaltig, dass die Glasur von den Kacheln abschmolz und die unschätzbare wertvolle Sammlung (bis auf einen Kachelofen) völlig vernichtet wurde.

Dass die Bibliothek gerettet werden konnte, verdanken die Landessammlungen einer Putzfrau namens Steinöl; sie hatte fürsorglich die zu den Bibliotheksräumen führenden Luftschutzschleusen, eiserne mit Gummi abgedichtete Türen, verschlossen.

Draussen hatte sich die Innenstadt in ein riesiges glühendes Inferno verwandelt. Die haushoch lodern den Flammen sogen mit reissender Wucht den Sauerstoff aus den Strassenschluchten. Verzweifelt vor Atemnot, rannten Menschen in Richtung Hardtwald, sammelten sich auf grösseren Plätzen oder stürmten in die Dunkelheit von

An die Bevölkerung von Karlsruhe

Fliegeralarm bei Ausfall der akustischen Warnmittel

Bei Ausfall der akustischen Warnmittel gibt die Flak durch drei Gruppenstöße in Abständen von zehn Sekunden Fliegeralarm.

Die Entwarnung erfolgt durch die Polizei mit Hilfe von Handsirenen und Sirenenwagen, sowie durch die intakt gebliebenen großen Sirenen.

Nachts erfolgt die Entwarnung durch Scheinwerfer.

Lastkraftwagen und PKWs sofort melden!

Sämtliche Lastkraftwagen und Personenkraftwagen haben sich sofort auf der Kreisleitung, Hans-Thoma-Straße 19, zu melden. Die Dienststelle des Fabrbereitschaftsleiters befindet sich ebenfalls in der Hans-Thoma-Straße, und zwar Nr. 17.

Strassen, die nicht von Bränden erhellt waren. Dunkelheit bedeutete zugleich Sicherheit, war die Rettung vor dem Erstickungstod.

Die meisten aber, unfähig zu fliehen, kauerten in den Kellern, bis die ausgeglühten Ruinen über ihnen zusammenkrachten. Auch darin lag eine gewisse Überlebenschance. Vorausgesetzt, dass die Kellerdecken hielten und die Rettungsmannschaften nicht zu lange ausblieben. In dieser höllischen Stunde begann der Tanz des Engels auf dem Stadtkirchenturm. Die 2,70 Meter hohe Figur, als Windrichtungsanzeiger errichtet, begann sich, vom flackernden Licht der Flammen gespenstisch angestrahlt, im Hitzesog wie rasend um die eigene Achse zu drehen, bis sie in die Tiefe stürzend zerschellte.

Wie viele Todesopfer der Angriff vom 27. September 1944, der fünfte Luftangriff im damaligen fünften Kriegsjahr, gefordert hat, ist unbekannt. «Das ist kein Krieg mehr, das ist Mord» heisst es im Kommentar des «Führers», und weiter: «Was uns die Feinde in dieser Brandnacht angetan haben, was sie teuflisch vernichteten, bleibt in uns lebendig als ein starker Wille und eine unverbrüchliche Tatgemeinschaft im Kampf um die Entscheidung. Als eine furchtbare Anklage gegen die britischen Mordbrenner, als ein Mahnmal der Barbarei und unmenschlicher Grausamkeit wird diese Nacht in alle Zukunft unvergessen bleiben!»

Dieser heroische Kommentar sollte nicht zuletzt über ein Versagen hinwegtäuschen, das sich in jener Nacht ereignet hatte: Das Versagen der Luftwarnung. Deshalb richtete die Luftschutzleitung einen Appell an die Bevölkerung von Karlsruhe mit folgendem Wortlaut: «Bei Ausfall der akustischen Warnmittel gibt die Flak durch drei Gruppenstösse in Abständen von zehn Sekunden Fliegeralarm. Die Entwarnung erfolgt durch die Polizei mit Hilfe von Handsirenen. Nachts erfolgt die Entwarnung durch Scheinwerfer. Sämtliche Last- und Personenkraftwagen haben sich auf der Kreisleitung, Hans-Thoma-Strasse 19, zu melden. Die Dienststelle des Fahrbereitchaftsleiters befindet sich ebenfalls in der Hans-Thoma-Strasse, und zwar Nr. 17.»

Indes: auch dieser Neuerung war kein Erfolg beschieden. Der Ausfall des Warnsystems sollte sich bald darauf, am Abend des 4. Dezember 1944, wiederum verhängnisvoll auswirken. Damals erfolgte der schwerste Sprengbombenangriff auf die Stadt. Sprengbomben zerschmetterten das bereits ausgeglühte Skelett des alten Karlsruher Fächers. Monate danach fand sich unter dem Schutt der Stadtkirche der geborstene Bronze-Engel, ein erschütterndes und ergreifendes Untergangssymbol.

4. Dezember 1944

Ungewöhnlich mild hat der Dezember 1944 begonnen. Wie ein unerwartetes Geschenk werden die warmen Sonnenstunden empfunden, die kostbares Heizmaterial sparen helfen und das Wasser in den 70 öffentlichen Löschwasserbecken vor dem Gefrieren bewahren. Doch das Karlsruher Szenarium, das die Sonne ausleuchtet, ist durch das heitere gelbe Licht nicht freundlicher geworden. Die Stadtmitte, durch den Brandbombenangriff vom 27. September bereits zum Skelett ausgeglüht, sieht trostlos und niederschmetternd aus. Nicht anders die wenigen Menschen, die durch die Trümmer huschen, ergeben in einen qualvollen Kriegsalltag, ergeben in das bedrückende Schicksal, in einer Frontstadt des Heimatkriegsgebiets leben zu müssen. «Auf Sodom folgt Gomorrha», heisst eine vielgebräuchliche Redensart. Sie ist die pessimistische Antwort auf die bange Frage, ob es denn nicht bald Schluss sei mit dem Krieg, ob man denn nicht schon mehr als genug Opfer gebracht hat.

Seit dem 25. November und der Räumung Strassburgs hat sich die eiserne Klammer der Front hart an den Rhein herangeschoben. Aber das Leben in Karlsruhe geht weiter; und was für ein Leben: Ein Rattendasein! Gekennzeichnet von Hunger, Entbehnungen, Hoffnungslosigkeit. Nur die Normen der Arbeitsleistungen sind ins Gigantische gesteigert. In der Rüstungsindustrie wird geschuftet wie nie zuvor. Aber nicht Schichtbeginn und Feierabend bestimmen den Tagesablauf. Der Stundenplan jedes Einzelnen ist von Sirensignalen willkürlich zerhackt. In Sekundenschnelle fegt ihr Geheul die Strassen leer. Wie ein lebloses Modell liegt dann die Stadt unter der riesigen Glocke der Luftgefahr. Erst die Entwarnungssignale hauchen wieder Leben in die Strassen. Und so geht das Stunde um Stunde. Zehn-, zwölfmal am Tag – das ist keine Seltenheit – heulen die Sirenen durch die Trümmerwüste der Karlsruher Innen-

stadt. An Gefahren gewohnt, ja schon mit ihnen vertraut, spricht man sich gegenseitig Mut zu. «Schlimmer kann es kaum noch werden», denkt und tröstet man sich in der Stadt unmittelbar vor dem 4. Dezember 1944.

Später, als alles vorbei ist, als 375 Menschen – 171 Frauen, 107 Männer, 58 Kinder unter 14 Jahren und 39 Fremdarbeiter –, die Todesopfer des Schicksalstages 4. Dezember 1944, auf dem Hauptfriedhof beigesetzt sind, findet ein Bergungstrupp unter den Trümmern des Hauses Zirkel Ecke Waldhornstrasse ein anonymes Tagebuch. Viele Seiten sind durch Löschwasser unleserlich geworden. Erhalten jedoch, erstaunlich gut erhalten sind die Einträge vom 4. Dezember 1944. Die Schrift, eine typische Frauenhandschrift, vermerkt: «Was war unser Keller früher? Ein Versorgungsbunker für die Wohnung. Finsterer Lagerplatz für Kohlen, Holz, Eingemachtes, Äpfel und Sauerkraut. Ein Kindergruselort, den man mit brennender Kerze betrat, wo man schnell etwas holte, den man schnell und gern wieder verlassen hat.

Und heute? Die gekalkten Wände sind nicht heimeliger geworden, jetzt, wo die halbe Wohnungseinrichtung im Keller aufgebaut ist, wo man mehr in ihm als in der Wohnung haust. Aber seine dicken Mauern versprechen Schutz, Geborgenheit, keine Wärme. Das Bettzeug hat sich mit seinem stickigen Geruch vollgesogen. Er ist eine Gruft; vorläufig oder für immer?

Acht von zwölf Stunden habe ich heute im Keller verbracht. Es sind nur noch wenige Hausbewohner da. Viele evakuiert. Es ist jetzt 18.50 Uhr und wieder einmal Voralarm. Mich bedrücken schlimme Ahnungen ...»

Diese «schlimmen Ahnungen» sollten grausame Wirklichkeit werden. 19.21 Uhr – neun Minuten vor halb acht – ist das ferne Dröhnen von Flugzeugmotoren über Karlsruhe zu hören. Die britischen Bomber (ausgemacht nach der Faustregel: Tagesangriffe fliegen die Amerikaner, Nachtangriffe die Engländer) drehen über Grötzingen und Berghausen zum Zielanflug auf die Ost-West-Achse von Karlsruhe. Die ersten Bomben – ihre Detonationen vermischen sich mit den dumpf klingenden Abschüssen der wenigen schweren Flakbatterien – fallen auf Durlach, die Durlacher Allee, die Ost- und Südstadt. Und von da an schlagen sie eine weitgefächerte Schneise durch die Innenstadt, Weststadt, Mühlburg und Knielingen bis an den Rhein.

Die nun folgenden 21 Minuten (Gesamtdauer des Angriffs, bei dem neben Brandbomben und Phosphorkanistern über 3'000 Sprengbomben fielen) werden noch heute von den Überlebenden als «die Hölle» bezeichnet, die Bombeneinschläge mit einem «Erdbeben» verglichen.

Den geographischen Weg des Bombenteppichs, der über Durlach entrollt und bis zum Rhein ausgelegt wurde, seine Schneise aus Tod und Verderben, sollen unsere Augenzeugenberichte – in genau dieser Reihenfolge – noch einmal aufzeichnen.

In einer Durlacher Maschinenfabrik ist Rudolf Jäck als Werkluftschutzleiter eingesetzt. Er berichtet: «Am Abend des 4. Dezember 1944 bekam ich von der Warnzentrale, der mein Werk als Rüstungsbetrieb angeschlossen war, wie schon so oft gegen 19 Uhr die telefonische Warnmeldung ‚Luftgefahr 25‘. Diese Warnstufe besagt, dass feindliche Bomberverbände die westliche Reichsgrenze überflogen haben. Hierauf bezog ich mit meinen Leuten die Befehlsstelle. Nach weiteren zehn Minuten wurde die Warnstufe ‚Luftgefahr 15‘ durchgegeben, was so viel hiess, dass in ca. 15 Minuten mit Fliegeralarm zu rechnen ist. Eine weitere Meldung der Warnzentrale (WZ) besagte, dass die feindlichen Bomberverbände rechts- und linksrheinisch mit Kurs nach Süden fliegen. Nach dieser Warnung gab ich für das Werk Fliegeralarm, da mit einem Angriff auf Karlsruhe zu rechnen war. Die Tagesschicht der Belegschaft hatte bereits um 18.20 Uhr das Werk verlassen, so dass zum Zeitpunkt des Fliegeralarms nur die kleinere Nachtschicht im Betrieb war. Der von mir ausgelöste Werksalarm fiel zeitlich fast genau mit dem öffentlichen Alarm zusammen.

Fliegeralarm im Werk bedeutete für alle zu diesem Zeitpunkt anwesenden Personen ‚Luftschutzmässiges Verhalten‘, d.h. die Befehlsstelle musste besetzt sein, die Truppführer der Werkluftschutztruppe mussten mit ihren Leuten und Geräten die zugewiesenen Luftschutzräume aufsuchen und dem Werkluftschutzleiter die Einsatzbereitschaft ihrer Trupps melden. Die übrige Belegschaft musste die ihr zugewiesenen Schutzräume aufsuchen. Es war angeordnet, dass vor dem Verlassen des Arbeitsplatzes die Allgemeinbeleuchtung in den Produktions- und Büroräumen auszuschalten ist. Alle laufenden Maschinen mussten abgestellt werden. Unser Werk lag also bei Fliegeralarm völlig im Dunkeln.

Kaum hatten die Leute die Schutzräume aufgesucht, da kam auch schon von der WZ die Meldung: Bombenabwürfe auf unsere Stadt! Wenige Augenblicke später fielen Spreng- und Minenbomben auf unser Werk.

Der Kalk der getünchten Decken und Wände fiel ab. In den Schutzräumen warfen sich die Leute blitzschnell auf den Boden. Die Notbeleuchtung und die Telefonverbindung nach aussen fiel aus. Plötzlich hörte man nach den bereits schon abgeworfenen Bomben einen starken, hellen, immer näherkommenden Pfeifton einer niedergehenden Bombe.

Durch Erfahrung geübt, tippte ich auf eine Bombe schweren Kalibers (Luftmine). Bei Detonation dieser Bombe trat zunächst eine starke Druckwelle und dann eine Sogwelle auf, die an Stärke alle zuvor abgeworfenen Bomben bei weitem übertraf. Begleitet war diese Detonationswirkung von dem berstenden Geräusch einstürzender Fabrikgebäude und eines Fabrikschornsteins.

Wie stark die Sprengwirkung der Bomben war, kann man daraus ermessen, dass anderntags auf Nachbargrundstücken und Häusern im Umkreis von 200 Metern Maschinen- und Transmissionsteile sowie Teile von Werkseinrichtungen gefunden wurden. Dank eines gut organisierten Werkluftschutzes gab es bei uns weder Tote noch Verletzte/’

«Bevor die Sirenen auf heulten, fielen die Bomben», schreibt Philipp Brenner, der damals in der Oststadt, in der Edelsheimer Strasse 5, wohnte. Andere Augenzeugen berichten: «In das Geheul der Sirenen mischten sich bereits die ersten Bombeneinschläge.»

Diese Angaben sind richtig! Das Luftwarnsystem hat am Abend des 4. Dezember versagt. Wie kommt es jedoch zu der Eintragung «18.56 Vollalarm» im amtlichen Bericht der öffentlichen Luftschutzleitung?

Dafür gibt es zwei Erklärungen: Entweder wurde der amtliche Bericht nachträglich frisiert, um die Verantwortlichen zu schützen, oder das Zentralwarnsystem fiel aus, so dass in den einzelnen Stadtteilen zu ganz unterschiedlichen Zeiten die Sirenen eingeschaltet wurden.

«Es war gegen 18.15 Uhr», schreibt Philipp Brenner. «Wir sassen gerade beim Abendessen, wenn man das kärgliche Mahl so nennen durfte. Danach holte ich mein Fahrrad aus der Garage, um in die Flakstellung nach Eggenstein zu fahren, wo ich als Flakhelfer eingesetzt war. Ich war kaum im Hof, da sah ich schon die Christbäume (Leuchtbomben zur Markierung des Angriffsraums) über Durlach stehen. Sämtliche Hausbewohner flüchteten in den Luftschutzkeller. Er war der einzige Raum, der den Bomben standhielt. Durch einen Durchbruch zum Haus Edelsheimer Strasse 3 konnten wir uns retten. Als ich mich nach dem Angriff auf die Strasse wagte, sah ich mit Staunen, dass mehrere Häuser in der Edelsheimer Strasse wie vom Erdboden verschwunden waren.»

Das Sybelheim in der Südstadt, Städtisches Waisen-, Kinder- und Säuglingsheim, ein massiver Jugendstilbau aus Granit, exponiert zwischen Reichsbahnausbesserungswerk und der Bahnlinie gelegen, hatte einen öffentlichen Schutzraum. War es die Hilfe verheissende Madonnenfigur an ihrer Giebelfront, die die Südstadtbewoh-

ner in dieses Haus flüchten liess, als der Tod vom Himmel fiel? Käthe Hurras, im Aussendienst des Heims beschäftigt, erinnert sich: «Viele ängstliche Menschen suchten Schutz in den Kellern des Sybelheims, als die Bomben im Haus Rankestrasse Nr. 2 20 Tote, Ecke Augarten- und Scherrstrasse sechs Tote (eine Mutter mit ihren fünf Kindern) und 20 Tote im Keller des Gasthauses ‚Tivoli‘ forderten.

Gegenüber dem ‚Tivoli‘ (Rüppurrer/Ecke Nebeniusstrasse) brannten die Häuser lichterloh. Wir, darunter unsere an Selbstlosigkeit vorbildliche Oberin Luise Friedrich, holten die alten Leute heraus. Ich führte eine blinde Frau, die kaum noch gehen konnte, in die Unterführung der Fautenbruchstrasse, wo sie mit Autos (des Luftschutzdienstes) aus Karlsruhe evakuiert wurden.

Schwerverletzte tragen wir auf Bahren ins alte Lehrerseminar in der Rüppurrer Strasse, wo heute das Arbeitsamt steht. Erstaunlich und bewundernswert, was da an selbstloser Opferbereitschaft geleistet worden ist!» Eine andere Süds täd tier in, Frau Elfriede Schleifer, bereits am 5. September 1944 in der Augartenstrasse ausgebombt, erlebte die Schreckensnacht im alten Verwaltungsgebäude des Mieter- und Bauvereins (Ettlinger Strasse 3), einem gediegenen Sandsteinbau, dessen Aussenfront noch die Spuren des ersten grossen Luftangriffs der Weltgeschichte vom Fronleichnamstag 1916 trug.

«Hier erlebte ich», berichtete Elfriede Schleifer, «vom 5. September bis zum 4. Dezember 1944 genau 20 Fliegerangriffe. Kurz nach dem Alarm, der den schwersten aller Angriffe ankündigen sollte, stürzte ein hoher Wehrmachtsoffizier, ein General, in unseren Schutzraum. Ich sass mit anderen jungen Mädchen vom Haus auf einem der Luftschutzbetten. Mit dumpfen Schlägen kamen die Detonationen immer näher. Der General nahm seine Stoppuhr auf die Knie, als bei uns der Keller zu wanken begann wie eine Schiffschaukel. Der Bombenteppich hatte jetzt die Ettlinger Strasse erreicht. Das Licht im Keller ging aus, ein Türpfosten krachte zusammen, Dreck und Staub hüllten uns ein.

Ich dachte, jetzt ist alles aus. Vor Angst krochen wir unter die Deckbetten und bebend vor Angst wie ein Tier kauerte ich in der Ecke. Unmittelbar vor dem Haus, auf der Ettlinger Strasse, war eine Vier-Tonnen-Bombe explodiert. Der Volksmund nannte diese Art von Bomben ‚Plakatsäulen‘ oder ‚Wohnblockknacker‘. Es waren die schwersten, die jemals über Karlsruhe abgeworfen wurden. Als der Angriff zu Ende ging, sprangen der General und mein Chef zu gleicher Zeit auf, fielen sich gegenseitig um den Hals und riefen laut: ‚Wir gratulieren, wir gratulieren, wir leben noch alle!‘

Dr. Erwin Franz, als Regierungsrat im Polizeipräsidium Karlsruhe tätig, sollte die Nacht vom 4./5. Dezember ein ungewöhnliches Erlebnis bringen. Hier sein Bericht: «Seit Wochen hatte ich in meinem Dienstzimmer, im Polizeipräsidium am Marktplatz, eine Schlafstelle eingerichtet, weil wir uns wegen der vielen Angriffe praktisch dauernd im Luftschutzeinsatz befanden. So auch am Abend des 4. Dezember. Schwere Detonationen in der näheren und weiteren Umgebung erschütterten unseren Schutzraum und liessen erkennen, dass es sich um den bis dahin schwersten Sprengbombenangriff handelt.

Noch vor der Entwarnung fuhr ich in einem Beiwagen-Krad zur Erkundung in die Südweststadt, um u. a. auch nach unserer Wohnung in der Vorholzstrasse zu sehen. Auf der Fahrt durch die gespenstisch toten und nachtdunklen Strassen sah ich im Lichtschein von Bränden schwere Sprengbombenschäden. In unserer parterre gelegenen Wohnung waren sämtliche Fensterrahmen herausgerissen, die Fussböden von Glasscherben übersät.

In der Dunkelheit erkannte ich noch, dass die rückwärtige Hausfront aufgerissen war und den Blick über die Gärten freigab. In einem der hinteren Wohnräume entdeckte ich einen Gegenstand, den ich als einen von einer Wohnung herabgeschleuderten Badezimmerboiler vermutete. Ohne mich um nähere Einzelheiten zu kümmern, legte ich mich in voller Uniform und Stiefeln zum Schlaf nieder. Erst bei Tagesanbruch erkannte ich den Gegenstand als eine Fünf-Zentner-Blindgänger-Sprengbombe, die tags darauf entschärft und abtransportiert wurde. Ein gütiges Geschick hat mich bewahrt, dass die Bombe nicht mit einer Zeitzündung versehen war.»

Als Patientin in stationärer Behandlung im Alten St.-Vincentius-Krankenhaus erlebte Frau Käthe Doll das Inferno am St.-Barbara-Tag 1944. «Zu dieser Zeit lag ich auf der Augenstation bei Professor Baurmann. Nach einer schweren Operation musste ich vier Wochen lang ganz ruhig im Schutzraum auf dem Luftschutzbett liegen. Als am Abend des 4. 12. sämtliche Patienten von den Schwestern in den Keller gebracht waren, und nun rings um das Krankenhaus die Bomben einschlugen, begannen die Schwestern laut den Rosenkranz zu beten. Dieses Beten war für uns alle eine wunderbare Beruhigung!»

Man hat damals oft gesagt, und manchmal sagt man es heute noch: «Was die Bomben treffen sollten, das haben sie mit Sicherheit verfehlt!» Diese Anspielung bezog sich auf das einzig nennenswerte Kriegsziel in unserer Stadt, die Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik (heute IWKA), ein Werk, dem 1942 ein eigener Angriff galt; wobei

jedoch nicht die Fabrikanlagen, sondern fast die gesamte Westendstrasse (heute Reinhold-Frank-Strasse) zerstört worden ist.

Am 4. Dezember 1944 verfehlten die Bomben ihr Ziel, die Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik, nicht. Willy Kiehl, damals Angehöriger des Werkluftschutzes der DWM, erinnert sich: «Die Meldung ‚Leuchtbomben und starkes Motorengeräusch über der Stadt‘ und der gleichzeitig ausgelöste allgemeine Fliegeralarm liess die Männer unseres Werkes, die im Schutzbunker der Befehlsstelle waren, jäh verstummen. In der Annahme, dass sich die Arbeiter inzwischen in die Luftschutzräume begeben haben, gab der Luftschutzleiter über den direkten Telefonanschluss zu den einzelnen Schutzräumen die Weisung, sämtliche Schutzraumtüren zu schliessen.

Ich selbst betrat in diesem Augenblick den neben der Befehlsstelle gelegenen kleineren Bunker, um dort Näheres über die augenblickliche Lage zu erfahren. Kaum war ich eingetreten und hatte die schwere Stahltür hinter mir geschlossen, als eine furchtbare Detonation das riesige Gebäude erschütterte. Von einer unsichtbaren Gewalt wurde die soeben von mir geschlossene Tür wieder aufgerissen, ich selbst zu Boden geschleudert, wobei ich mit dem Kopf gegen die Bunkerwand schlug und sekundenlang betäubt liegenblieb.

Eine Staubwolke wehte durch die offene Türe, der Verputz der Decke fiel herab. Über uns war die Hölle los. Das uns wohlbekanntes Rauschen der auf die Stadt niederhagelnden Bomben wurde von dumpfen Detonationen, dem Krachen und Bersten von Splittereinschlägen unterbrochen. Die Welt schien untergehen zu wollen. Unsere telefonische Verbindung zur Aussenwelt war abgeschnitten, und so standen wir, wenige Männer, zwar einsatzbereit, aber ohnmächtig gegenüber dem Toben des Angriffs. Immer noch zitterte und bebte der Boden unter unseren Füßen, wirbelte Staub in dicken Wolken durch die Räume. Das Bersten und Toben nahm kein Ende. Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten.

Wer wie wir jenen Abend miterlebt und überlebt hat, wird mir beipflichten, wenn ich sage, dass es ein verdammt ekelhaftes Gefühl ist, auf engstem Raum darauf zu warten, bis man entweder von einem Volltreffer zerrissen oder ob einem das Leben nach überstandener Gefahr noch einmal neu geschenkt wird. Jedenfalls spiegelten sich in allen Gesichtern der Männer um mich diese Gefühle wider. Endlich aber schien es überstanden zu sein. Das Rauschen wurde schwächer, die Detonationen klangen ferner, und auch der Boden unter unseren Füßen hatte sich wieder beruhigt.

Wäre es während des Angriffs sinnlos gewesen, den Schutzraum zu verlassen, so

wagten wir uns jetzt wieder nach oben. Und was wir da sahen, verschlug uns die Sprache: der Himmel über der Stadt war glutrot. In ihr mussten furchtbare Brände toben. Nun sahen wir uns etwas näher im Werk um. Dass eine sehr schwere Bombe, möglicherweise eine Luftmine, die Fabrik getroffen haben musste, war uns schon während des Angriffs gewiss geworden. Als wir nun die grosse Fabrikhalle über dem Luftschutzraum betraten, bot sich ein Bild furchtbarer Zerstörung. Zentnerschwere Maschinen waren wie Spielzeuge aus ihren Verankerungen gerissen und teilweise in das erste Obergeschoss des Gebäudes geschleudert worden. Kalt sahen über den zeretzten Dächern der Fabrikhalle die Sterne auf uns herab. Nachdem wir noch einige kleinere Brände gelöscht hatten, sanken wir lange nach Mitternacht todmüde auf unsere Feldbetten.

Das Tollste aber sollten wir am kommenden Morgen erleben: Wir erfuhren, dass sich ein etwa zehn Zentner schwerer Blindgänger nur wenige Meter neben dem Eingang zum Fabrikgelände und unserem Schutzraum flach in die Erde gebohrt hatte. Als wir im dämmerigen Morgenlicht den Brocken in Augenschein nahmen, fuhr uns der Schreck noch einmal in die Knochen bei dem Gedanken, dass die Bombe nur um wenige Meter ihr Ziel verfehlt hatte. Zwar waren einige von uns in der Nacht wiederholt an ihr vorbeigegangen, und einer behauptete sogar, über sie hinausgestolpert zu sein. Wir waren also in jener unheilvollen Nacht gleich zweimal davongekommen. In den Stunden grösster Gefahr hat ein Trupp von etwa 20 polnischen Fremdarbeitern, die sich freiwillig zum Luftschutzdienst gemeldet hatten, ausserordentlichen Mut bewiesen.»

Als zehnjähriges Mädchen erlebte Frau Gertrud Gass in der Scheffelstrasse 56, also in unmittelbarer Nähe der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken, den verhängnisvollen Abend. Sie schreibt: «An jenem 4. Dezember spielten wir Kinder noch am späten Nachmittag in unserem Hof. Es war schon dunkel, als die Sirenen Voralarm gaben. Die Mütter unserer Nachbarskinder holten ihre Kleinen ab und gingen in die Keller.

Nun begann wieder, was wir schon so oft erlebt hatten. Das Notwendigste musste in den Luftschutzkeller geschafft werden. In einer Hand den schweren Koffer, unter dem Arm das jüngste Kind, schleppte sich meine Mutter in den Keller. Mein grösserer Bruder und ich nahmen die kleineren Koffer und rannten hinterher.

Mit einem Schlag brach der Angriff über uns herein. Wir spürten die Druckwellen

der Detonationen. Das elektrische Licht begann zu flackern und erlosch. Wir schrien vor Angst auf. Die Erde wankte und bebte. Jemand zündete dann eine Petroleumlampe an. Wir Kinder drückten uns zitternd an die Mutter. Die Kleinsten weinten, manche beteten, und so sassen wir da und warteten, warteten auf ein Ende.

In unserem Hause wohnten nur Frauen und Kinder. Die Männer waren im Krieg. Noch war der Angriff nicht ganz zu Ende, als sich meine Mutter nach oben wagte. Nach einer Weile kam sie in den Keller zurück und sagte, dass unser Haus noch stehe, aber es brenne im obersten Stockwerk. Die Frauen gingen zum Löschen. Wassereimer wurden von Hand zu Hand gereicht. Mitten in der Eimerkette stand eine Frau – hochschwanger.

Als der Brand gelöscht war, nahm uns Mutter mit nach oben. Ich werde diesen Anblick nie vergessen. Die Stadt war taghell von Bränden erleuchtet. Das Haus gegenüber stand nicht mehr. Die drei Häuser uns gegenüber bildeten ein einziges Flammenmeer. Auf der Strasse hasteten Menschen im Feuerschein, viele weinten. Wir mussten auf der Strasse bleiben, da die Gefahr bestand, dass unser Haus durch Funkenflug Feuer fing.

Ich sass an einer Hauswand auf meinem Koffer und erbrach mich. Für einige Stunden blieben wir draussen, mitten im Inferno, und das Feuer wärmte unsere zitternden Glieder.

Unsere Nachbarskinder, mit denen ich noch kurz zuvor gespielt hatte, alle vier und ihre Mutter, waren tot, erstickt. Eines der Kinder, ein Mädchen, hat lange gerufen und geschrien. Es war verschüttet und ist verbrannt. Ein Mann der Bergungstrupps hat später seine kleine Leiche in einem Eimer geborgen. Die übrigen Toten lagen am nächsten Tag in langer Reihe nebeneinander in einer Garage.

Noch nach Tagen suchte eine Frau auf den schwelenden Trümmern ihren Verlobten, einen aus dem Osten verschleppten Fremdarbeiter. Er wurde nicht gefunden.

Als wir Kinder lange nach Kriegsende in den ausgebrannten Kellern in der Scheffelstrasse Versteck spielten, fanden wir an einer Wand – kurz unterhalb eines Kellerfensters – die skelettierte Hand eines Menschen. Vielleicht gehörte sie dem unbekanntem Toten?»

In einem Keller in der Moltkestrasse sass Frau Gertrud Volz mit ihrer Familie. Sie war bereits am 27. September ausgebombt und von einem Nachbarn, einem alten Oberst a. D., liebevoll in die Zimmer seiner gefallenen Söhne einquartiert worden. Mit ihm zusammen sass die Familie Volz im Keller, während überall die Bomben

niedergingen. «Wir beteten zu einem Gott, an den wir kaum noch zu glauben wagten», schreibt Frau Volz. «Der singende Ton der fallenden Bomben kam näher und näher. Ich sass in der Nähe der Ausstiegsluke, als mich plötzlich meine kleine Tochter bei der Hand nahm und entschlossen in die Kellermitte zerrte. Kaum zwei Minuten später flog die zentnerschwere Ausstiegsluke genau auf den Platz, auf dem ich zuvor gesessen hatte.

Ein Glück war es, dass uns der Hardtwald mit seinem dichten Baumbestand, der damals noch die Erzbergerstrasse auf dem Weg zum Flughafen säumte, vor dem Schlimmsten bewahrte. Eine Luftmine explodierte in den Bäumen, der Luftdruck liess das Haus erbeben.

Als alles vorüber war, konnte nur ein Überschwang an Gefühlen die schrecklichen Stunden der Angst überwinden helfen. Ein junger Freund der Familie, Flakhelfer, stand plötzlich bei uns im Hof. ‚Ich habe bei Freunden gelöscht, habt ihr was zu trinken?‘ sagte er.

Ja, wir hatten! Für wen sollten wir noch Flaschen mit feurigem Inhalt horten? Wir lebten ja nur noch für den Augenblick! So tranken wir den kostbaren Burgunder, sahen uns in die von Feuer, Rauch und Schlaflosigkeit geröteten Augen und machten uns dann gemeinsam auf den Weg, um in der brennenden und von Trümmern übersäten Stadt eine Freundin zu suchen, die im Keller des Vincentiuskrankenhauses nach einer Augenoperation lag.

Wir fanden sie unversehrt und fanden noch andere, die man sonst kaum beachtet hatte, denen man jetzt aber verbunden war durch gemeinsame Not. In einer Stadt, die damals noch knapp 20'000 Einwohner zählte, erlebten wir, was aus Angst, Hunger und menschlicher Not an Hilfsbereitschaft erwachsen kann.»

Als 22jährige Arzthelferin arbeitete Frau Emilie Kühn am 4. Dezember im Arztbunker des Karlsruher Hauptbahnhofs. Hier ihr Erlebnisbericht: «Der vielen Patienten wegen war es an diesem Tag sehr spät geworden. Ganz deutlich erinnere ich mich noch an ein wunderschönes Abendrot, als ich die Bahnhofshalle verliess. Ich war recht froh, dass ich sofort die Strassenbahnlinie 7 erreichen konnte, denn damals wollte man so schnell wie möglich die gefährliche Bahnhofsnähe und auch den Stadtkern hinter sich haben.

Bei meinen Kolleginnen und Bekannten galt damals die Faustregel: Wenn wir es nur bis zu den ‚Drei Linden‘ schaffen oder bis zum Pfarrhauskeller von St. Peter und Paul.

Der Voralarm setzte ein, als wir zur Kurve am Entenfang (damals Westendhalle) fuh-

ren. Da noch kein Anschlusswagen Richtung Daxlanden bereitstand, machte ich mich auf den Weg zum Drei-Linden-Keller. Da stieg aus dem hinteren Wagen ein Nachbarsmädchen und meinte: «Komm, spring mit, bis zum Hauptalarm schaffen wir es noch nach Daxlanden.»

Als ich noch zögerte (die damaligen Argus-Werke auf unserem Weg boten keinen Unterschlupf), packte sie mich am Arm und zog mich mit fort. Wir rannten um unser Leben. Atemlos kamen wir bis zum Daxlander Friedhof, als der Hauptalarm einsetzte. Wir rannten nun noch viel schneller, und als ich mein Fahrrad im Haus meiner Eltern holte, um zu meiner Wohnung zu fahren, hörte ich schon die ersten Flugzeuge. Mit allerletzter Kraft konnte ich gerade noch mein Rad an eine Mauer lehnen, als schon die ersten Bomben pfffen. Ich weiss heute nicht mehr, wie ich den Eingang zum Bunker am Hochgestade gefunden habe. Das Inferno, das nun einsetzte, ist unbeschreiblich. Draussen orgelte und heulte es, und der Boden hörte nicht mehr auf zu schwanken.

Deutlich sehe ich noch den Frontsoldaten vor mir, der schlotterte und bebte und uns durch sein unverantwortliches Verhalten noch mehr Angst einjagte als wir schon hatten. Die Menschen hielten sich umschlungen, und eine Mutter neben mir rief ihren gefallenen Sohn an, dass er uns vom Himmel aus beistehen möge!»

Bei Vollalarm zu Hause sein wollte auch Frau Charlotte Nestlen, die damals beim Fernamt (Hauptpost) mit zwei Kolleginnen Spätdienst hatte. Sie erinnert sich: «Eine meiner Kolleginnen wohnte in der Kaiserallee, die andere in Daxlanden, ich in Knielingen. Wir sind zu dritt mit unseren Fahrrädern in Richtung Westen gefahren und waren bereits in Höhe der «Drei Linden», als überall Christbäume (Leuchtzielbomben) am Himmel standen und im Osten die ersten Bomben detonierten.

Die Daxlander Kollegin, sie hiess Elvira, bekam grosse Angst. Sie hatte keinen Mut mehr weiterzufahren und strebte dem sicher scheinenden Bunker der ‚Drei Linden‘ zu. Gertraud, die andere Kollegin, riet ihr davon ab. Auch ich wollte nicht in die ‚Drei Linden‘. Also ging Elvira allein in den ‚Drei-Linden‘-Keller. Ich erreichte noch das Gebiet des heutigen Siemens-Geländes, als mich eine Erschütterung vom Fahrrad herunterwarf. Rings um mich bäumte sich die Erde. Doch überstand ich alles, gelangte nach Hause und war am anderen Morgen wieder in der Hauptpost zum Frühdienst. Wir vom Fernamt hatten damals Ausweise. Wir durften auf dem Weg zur Arbeit alle Sperren passieren, ohne Gefahr zu laufen, zu anderen Hilfsdiensten herangezogen zu werden.

An diesem Morgen rief Elviras Mutter bei uns in der Dienststelle an. Sie fragte, ob ihre Tochter des Alarms wegen über Nacht in der Dienststelle geblieben sei, was hin und wieder schon einmal vorgekommen war. Die Mutter war fassunglos, als sie hören musste, dass ihre 17jährige Tochter Elvira in den ‚Drei Linden‘ Schutz vor den Bomben gesucht hatte. Elvira wurde nie geborgen!»

Der Luftangriff britischer Bomber, in Ost-West-Richtung über Karlsruhe geflogen, erfuhr seinen infernalischen Höhepunkt über der Weststadt und im Stadtteil Mühlburg. Neben der Südstadt, wo bei einem Volltreffer im Keller des ehemaligen «Volksfreund»-Hauses (Schützenstrasse 16) 30 Menschen getötet wurden, hatte Mühlburg die grössten Verluste. Dort durchschlug eine Luftmine den doppelstöckigen Keller des Gasthauses «Drei Linden» auf der Rheinstrasse. Da diese Gewölbe als bombensicher galten, hatten sich viele Mühlburger und mit ihnen eine unbekannte Zahl von Fremdarbeitern in dieses Kellerlabyrinth geflüchtet, das vielen zum Verhängnis werden sollte. Die «Drei-Linden»-Tragödie, die 97 Todesopfer forderte, war das schrecklichste Ereignis der Bombennacht vom 4. Dezember 1944, dem Tag, an dem neben Karlsruhe auch die Stadt Heilbronn dem Erdboden gleichgemacht worden ist.

Über dem Gasthaus «Drei Linden», Rheinstrasse 14b, wohnte die damals 16jährige Ilse Löffler mit ihrer 18jährigen Schwester. Ihre Mutter war ein Jahr zuvor gestorben, der Vater bei der Landespolizei in Eggenstein stationiert.

«An jenem 4.12.1944», schrieb Frau Löffler, «waren meine Schwester und ich bei Voralarm in unseren Keller gegangen. Er lag ein Stockwerk über dem öffentlichen Luftschutzkeller. Die ganze Hausgemeinschaft traf sich dort. Wir hatten den Keller wohnlich eingerichtet. Auch schliefen wir schon längere Zeit hier unten.

Als die Sirenen Vollalarm gaben, gingen wir alle in den öffentlichen Luftschutzkeller. Wir sassen immer im ersten Raum. An drei Seiten waren Doppelbetten aufgestellt. In der Mitte des Raumes standen Holzbänke. Wir sassen in der drittletzten Reihe.

Als die ersten Bomben fielen, füllte sich der Raum mit Fremdarbeitern, die im Saal des Gasthauses untergebracht waren. Die Bomben fielen näher, der Boden bebte, man spürte ein Rollen unter den Füßen.

Meine Schwester hatte nie Angst, aber sie wusste, dass ich vor Angst beinahe umkam. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie plötzlich meinen Kopf und drückte ihn in ihren Schoß. Und so rettete sie mir das Leben. Etwas Unheimliches kam auf uns zu,

doch bevor ich es spürte, war ich bewusstlos. Als ich wieder zu mir kam, rief ich nach meiner Schwester. Doch ich bekam keine Antwort. Ich wusste sofort, dass sie tot war. Erst jetzt wurde ich meiner Lage bewusst. Ich lag völlig eingeklemt und zugedeckt zwischen Menschen, Bänken und Steinen. Direkt vor meinen Augen war eine blasse Hand. Das Knie eines Mannes drückte gegen meinen Unterkiefer. Doch meine Hüften und Schultern waren so eingeklemmt, dass Arme und Beine langsam abstarben. Um mich herum war ein einziges Stöhnen und Schreien.

Wie lange ich so lag, habe ich von meinem Vater erfahren. Er war nach dem Angriff mit dem Fahrrad von Eggenstein nach Mühlburg gekommen. Plötzlich hörte ich seine Stimme nach meiner Schwester und mir rufen. Ich schrie und wusste im selben Augenblick, dass er mich nicht hören würde. Ich hörte ihn sagen: «Da müssen noch mehr Leute her!» Und ich dachte, du musst warten, er kommt bestimmt wieder. Für mich dauerte es eine Ewigkeit. Doch dann hatte er mich gehört. Aber über mir lag ein meterlanger Steinquader, und vier Mann konnten ihn nicht wegbringen. Von diesem Stein, er war etwa zehn Meter durch den Raum geflogen, war meine Schwester am Kopf getroffen und tödlich verwundet worden.

Mein Vater und Soldaten begannen die Trümmer wegzuräumen. Ich konnte nicht mehr gehen, meine Füße waren taub. Ein Soldat trug mich auf die Strasse. Ein Lastwagen hielt in der Nuitsstrasse. Mit ihm wurden die Verwundeten ins Krankenhaus gefahren. Mein Vater wollte mit mir fahren. Aber ein junger Offizier zog die Pistole und drohte meinem Vater, ihn sofort zu erschiessen, wenn er nicht hierbliebe. Eine Ärztin wollte vermitteln, aber mein Vater sah wohl ein, dass es besser sei, wenn er nachgebe.

Am nächsten Tag holte mich mein Vater aus dem Krankenhaus. Meine Schwester sah ich nicht mehr wieder. Mein Vater meinte, es wäre besser, wenn ich sie so in Erinnerung behalten würde, wie ich sie lebend gekannt habe.»

Der Rhein, das war exakt berechnet, bildete die Grenzen des Angriffs auf Karlsruhe. Zwar fielen noch ein paar einzelne Bomben auf linksrheinischem Gebiet (Maximiliansau); aber dann – der tödliche Auftrag war beendet – flogen die Maschinen auf direktem Nordwestkurs ihre Häfen um London an. Über Karlsruhe stand weithin – bis Rastatt und Schwetzingen – sichtbar ein roter Feuerwall. Er war das Signal für die zahllosen freiwilligen Helfer, für die Feuerwehren und Rot-Kreuz-Kolonnen aus nahen und fernen Gemeinden. Selbst aus Stuttgart, das zur Luftgefahrzone I erklärt

worden war, kamen motorisierte Rettungskolonnen, und das zu einem Zeitpunkt, als auch Heilbronn in Schutt und Asche sank. «Nie im Leben», so schreibt der Arzt Dr. Theophil Rees, «habe ich grössere und selbstlosere Hilfsbereitschaft erfahren als in jener furchtbaren Nacht des 4. Dezember 1944 unmittelbar nach dem Angriff auf Karlsruhe!»

Das grauenvollste Geschehen jenes Abends hatte sich, wie schon berichtet, im Westen der Stadt und in Mühlburg zugetragen. Paul Neubert, der «Drei-Linden»-Tragödie entkommen, erzählt: «An jenem Abend war ich im Gasthaus ‚Drei Linden‘ im NSV-Büro tätig. Da, es war gegen 20 Uhr, heulten die Sirenen Fliegeralarm. Wir wurden vom Luftschutzwart aufgefordert, sofort den öffentlichen Schutzraum in dem tiefen (doppelstöckigen) Keller des Gasthauses aufzusuchen. Bereits einige Tage zuvor hatte ich mir den Schutzraum angesehen. Die zwei untereinander liegenden Keller mit ihren dicken Mauern konnten ca. 200 Personen aufnehmen und als bombensicher angesehen werden, zumal darüber ein grosses fünfstöckiges Haus in massiver Bauweise stand. Doch waren die Räume nur durch eine schmale Wendeltreppe zu erreichen.

Mir war sofort klar, dass bei einem möglichen Bombentreffer in das Haus dort unten bei den zusammengedrängten Menschen eine Panik ausbrechen musste und nur wenige auf der engen Treppe (bei schwacher Notbeleuchtung) ins Freie gelangen würden.

Ich ging deshalb rasch in meine fünf Minuten entfernt gelegene Wohnung in der Bachstrasse. So bin ich der furchtbaren Tragödie entkommen.

Meine Ahnungen allerdings hatten mich nicht betrogen. Eine Luftmine traf die ‚Drei Linden‘. Das Licht erlosch, und eine grauenhafte Panik brach aus. Wer nicht durch den Luftdruck zerrissen oder erstickt war, wurde im Gedränge zu Tode getrampelt. Nur wenige fanden den rettenden Ausgang. 47 Tote konnten durch Rettungsmannschaften später geborgen werden; die übrigen – es mögen mehr als 50 Menschen gewesen sein – waren bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt. Die meisten von ihnen konnten nicht mehr gefunden werden. Sie blieben verschollen.

Auch im gegenüberliegenden Pfarrhaus von St. Peter und Paul war die gesamte Geistlichkeit, Pfarrer und Kapläne sowie die Hausbewohner ums Leben gekommen. Inzwischen sassen wir in unserem Schutzraum in der Bachstrasse. Wir waren, zusammen mit einigen Passanten, die von der Strasse hereingeflüchtet waren, ca. zehn Personen. Zunächst war noch alles ruhig. Nur von Osten her vernahm man entferntes Schiessen. Dann fielen auch bei uns die ersten Bomben. Das elektrische Licht er-

losch. Beim flackernden Schein einer Kerze sassen wir ängstlich zusammengedrängt. Plötzlich ein furchtbarer Schlag: Der Boden hob und senkte sich wie bei einem Erdbeben, das Gebälk knarrte, Fenster zersprangen. Das war die Luftmine, die in die ‚Drei Linden‘ eingeschlagen hatte. Nun folgte Detonation auf Detonation; die Hölle schien entfesselt. Bange Minuten vergingen, sie schienen uns wie Stunden. Endlich wurde es ruhiger. Ich wagte mich hinauf in den Hof. Aus unserem Fenster im dritten Stock drang ein matter Lichtschein. Schnell ergriff ich einen bereitstehenden Spaten und eilte hinauf. Als ich die Tür aufdrückte, drang mir erstickender Qualm entgegen. Eine Brandbombe steckte im Bett, die Federn glusten. Rasch warf ich das ganze Bettzeug über den Balkon hinab in den Hof. Ich war also gerade noch zu recht gekommen, um einen grösseren Brandschaden zu verhindern.

Plötzlich knatterte Maschinengewehrfeuer über unseren Köpfen. Eine neue Angriffswelle flog über die Häuser hinweg. Jetzt feuerten die Flieger mit Maschinengewehren rücksichtslos auf Rettungsmannschaften und Feuerwehrtrupps, die inzwischen auf der Strasse eingesetzt waren. Ein teuflisches Unternehmen! Wir duckten uns hinter eine Kaminnische, bis der Spuk vorüber war. Endlich, gegen 3 Uhr morgens, meldeten langgezogene Sirenentöne die Entwarnung. Jetzt machte ich mich auf den Weg, um nach unseren in der Nähe wohnenden Verwandten zu schauen. Ecke Philipp- und Bachstrasse klaffte ein ca. 5 m tiefer Bombentrichter. Vor der Peter-und-Pauls-Kirche waren Kühe an einem Baum festgebunden. Man hatte sie aus dem brennenden Stall einer Molkerei herausgetrieben.

Bei den ‚Drei Linden‘ arbeiteten Bergungstrupps im Fackelschein. Erst am folgenden Tag erfuhr ich, was sich in unserer Verwandtschaft Schreckliches zugetragen hatte. Eine Sprengbombe war durch das Treppenhaus direkt in den Schutzkeller gefallen. Die Hausfront war merkwürdigerweise unbeschädigt geblieben. Jedoch alle Personen, die sich im Schutzraum befanden, waren bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Mein Schwager, der beim Volkssturm in Weissenburg stand, konnte nach seiner Heimkehr die Leiche seiner Frau nur noch durch ihre Schuhe identifizieren. Meine beiden Nichten, zwei junge, blühende Mädchen, fand man engumschlungen und tot im Luftschutzkeller.

Nachdem ich diese traurigen Nachrichten erfahren hatte, begab ich mich am nächsten Morgen zum Bestattungsamt. Dieses war behelfsmässig im alten Arbeitsamt in der Gartenstrasse untergebracht. Dort wurde mir im Luftschutzraum – es war gerade wie-

der einmal Luftalarm – mitgeteilt, dass alle Fliegeropfer schon am frühen Morgen, in aller Stille und ohne Feierlichkeit, auf dem Hauptfriedhof beigesetzt worden waren. Die Angehörigen wurden erst nachträglich benachrichtigt.»

In hochschwangerem Zustand und an einer Infektion des rechten Beines leidend, lag Frau Liesel Beger verwitwete Morlock bereits zwei Tage vor dem Angriff im Luftschutzkeller der «Drei Linden» und war dort von Dr. Geiger ambulant behandelt worden. Sie erinnert sich: «Kurz vor 19 Uhr füllte sich der Keller sehr schnell. Im Gasthaus hatte eine Parteiversammlung stattgefunden. Irgend jemand sagte: ‚Heute wird es sicher ernst!‘ Der Luftschutzwart, Herr Merker, hatte kaum die Türen verriegelt, als der ganze Keller unter den dröhnenden Einschlägen der Bomben erbebt, alles zu schwanken begann, die Lampen hin- und herschaukelten und eine riesige Staubwolke, verursacht durch den herabfallenden Mörtel, die Räume zu füllen begann.

Ich wickelte sofort den feuchten Umschlag von meinem Bein ab und hielt ihn, um nicht zu ersticken, vor Mund und Nase.

Meine zehnjährige Tochter, die mit ihrer Oma in einer gegenüberliegenden Nische war, und von mir durch die vielen dazwischenstehenden Menschen getrennt war, hörte ich ‚Mudderle, Mudderle‘ rufen.

Ich rutschte auf das untere Bett, weil es unter der Decke nicht mehr auszuhalten war. Ein 16jähriges Mädchen, das plötzlich neben mir sass, jammerte immer wieder, ‚ich will doch nicht sterben, ich will doch nicht sterben!‘⁷ Ich selbst habe in diesen schrecklichen Minuten den Tod herbeigesehnt.

Nach dem Angriff brachten mich zwei Fremdarbeiter in ein gegenüberliegendes Haus, von wo ich später ins Krankenhaus überführt wurde. Als mich die beiden Männer über die Strasse trugen, sah ich, dass aus den Fenstern meiner gegenüberliegenden Wohnung riesige Flammen schlugen und alles, was ich besessen habe, vernichteten.»

Das Haus Philippstr. 2a brannte in dieser Nacht sowohl vom Dachstuhl als auch vom Erdgeschoss her. Im zweiten Stockwerk befand sich, eingeschlossen von den Flammen, das Ehepaar Weber. Unter welchen abenteuerlichen Umständen sich Herr und Frau Weber retten konnten, berichtet Otto Weber: «Ich band zwei abgerissene Vorhänge zusammen und probierte, ob dieses Notseil unser Körpergewicht aushalten konnte. Dabei zerriss der Knoten, ein Vorhang fiel auf die Philippstrasse, und wir mussten nun zusehen, uns an dem verbliebenen Vorhang abzuseilen. Ich stand an unserem Eckfenster und wollte gerade mit dem Experiment beginnen, da stürzte der Giebel des gegenüberstehenden Eckhauses ein und hüllte die Umgebung minuten-

lang in undurchdringliche Staubwolken. Dieser Zufall nahm meiner Frau den letzten Mut zum Absprung aus dem Fenster. Sie hatte erst im Frühjahr 1944 eine Operation überstanden und deshalb besonders grosse Angst.

Ich flehte sie an, doch nicht länger zu zögern. Endlich kletterte sie auf den Fenstersims und hielt sich an dem Vorhang mit beiden Händen fest. Um auf den tieferliegenden Balkon zu gelangen, musste sie etwa eineinhalb Meter in die Tiefe springen. Der Versuch gelang, und ich sprang nach.

Das Schlimmste stand uns jedoch noch bevor. Von diesem Balkon aus, sein Geländer fühlte sich schon glühendheiss an, mussten wir auf das Trottoir springen, was wir in unserer Verzweiflung auch taten. Bei diesem Absprung, wir hatten bereits Verbrennungen zweiten Grades, zogen wir uns Gelenk- und Wirbelverletzungen zu. Mühsam schleppten wir uns in das Schwesternheim am Peter- und Paul-Platz, wo man uns Notverbände anlegte und wo wir die Nacht verbrachten, ohne etwas von unserer Mutter zu wissen, die auf der Suche nach uns kreuz und quer umherirrte und der Meinung war, wir seien in unserem niedergebrannten Haus umgekommen/’

Mit welcher Wucht der abklingende Angriff noch den Karlsruher Rheinhafen in Mitleidenschaft gezogen hat, darüber berichtet Fritz Pross, der damals ein Industrieunternehmen im Rheinhafen leitete: «Mein Wohnhaus in der Weststadt war damals von vielen vorausgegangenen Luftangriffen schon ziemlich mitgenommen. Direkt hinter diesem Haus, zwischen (der heutigen IWKA) und dem Weinbrennerplatz, stand eine Flakbatterie. Wurde diese Gegend von feindlichen Flugzeugen überflogen, wurden wir mit Sicherheit bombardiert.

In der Fabrik am Rheinhafen war eine Dauerluftschutzwache. Jede Nacht waren etwa sechs bis zehn Leute zu dieser Wache eingeteilt. Da ich mich selbst an diesen Wachen beteiligte, hatte ich eine provisorische Unterkunft im Betrieb. Am Abend des 4. Dezember wollte ich mein Fahrrad holen, um zur Luftschutzwache in den Rheinhafen zu eilen, als die Sirenen aufheulten. Ich blieb mit einem Bekannten vor meinem Haus stehen, da fielen schon die ersten Bomben. Wir gingen zurück in den Keller.

Nun begann ein Inferno. Einschläge über Einschläge, Flakfeuer, Sirenengeheul. Beim Einschlag einer schweren Mine schwankte das Haus bedenklich. Erinnerungen an Verdun wurden wach. Nachdem es etwas ruhiger geworden war, ging ich wieder nach oben, und sofort in die Fabrik am Rheinhafen. Auf den trümmerübersäten Strassen war es unmöglich, das Fahrrad zu benutzen. Auch die Wege übers Mühlburger

Feld waren versperrt. Brennende Gartenhäuschen erhellten die Gegend, in Richtung Knielingen detonierte noch eine Bombe. Von Weitem schon sah ich, dass der Rheinhafen wie ein einziges Feuermeer glühte. Von der Hansa ab musste ich der Hitze wegen die Strasse verlassen. Ich hastete der Alb entlang. Die Fabrik lag in schwelenden Ruinen. Nur das kleine Hintergebäude mit der Wohnung des Werkmeisters stand noch. Von den Fabrikhallen war das Dachgerippe eingestürzt. Maschinen glühten wie teuflische Figuren.

Der Luftschutzkeller hatte standgehalten. Die Männer, die schon vor dem Angriff dahin geflüchtet waren, schienen wohlauf. Wir konnten es nicht fassen, dass unsere in 65 Jahren auf gebaute Arbeitsstätte in nur wenigen Minuten vernichtet worden war.»

15 Jahre nach Kriegsende, 1960, zog der Generalstab der britischen Luftwaffe in einer aufsehenerregenden Veröffentlichung Bilanz über den Luftkrieg gegen Deutschland. Darin wurde festgestellt, dass sämtliche Luftoffensiven keine kriegsentscheidende Wirkung hatten. Es sei nicht gelungen, ist da zu lesen, die Dauer des Zweiten Weltkrieges auch nur um einen Tag zu verkürzen. «Wenn die Luftoffensiven überhaupt einen Sinn hatten», schreibt David J. Irving in seinem Buch «Und Deutschlands Städte starben nicht», «dann diesen: Sie sind für die im atomaren Zeitalter lebenden Menschen eine letzte grosse Warnung gewesen!»

Die Stadt Hamburg, dort starben als Opfer von Luftangriffen 55'000 Menschen, liess über ihre Gräber schreiben, was auch für Karlsruhe und die Erinnerungen an den 4. Dezember 1944 gilt: «Möge den Menschengeschlechtern nach uns die Vernichtung Unschuldiger erspart bleiben. Mögen die Opfer eine eindringliche Mahnung zur Besinnung und zur Menschenliebe sein!»

13. Dezember 1944

Kronzeuge für die Lage in der «Frontstadt Karlsruhe» bleibt das Tagebuch des Knielinger Pfarrers Fritz Kobe. Was er unter dem Titel «Die letzte Glocke von Knielingen» gesammelt hat (veröffentlicht im Verlag Evangelischer Pressverband 1949), ist keine nachträgliche Bearbeitung früherer Aufzeichnungen, sondern die Wiedergabe dieser selbst, wie sie gleichzeitig oder wenige Tage später niedergeschrieben worden sind.

«Eine Chronik soll die Ereignisse möglichst selbst zu Wort kommen lassen», schrieb Dekan Kobe, und vermerkt unter dem Datum 13./14. Dezember 1944: «In dieser Nacht werden nun auch die Abschüsse der feuernden Geschütze von der nahen Front so stark hörbar, dass niemand mehr Schlaf findet, zumal auch noch die halbe Nacht unter Luftalarm liegt. Für viele wird diese Nacht das Signal zum Aufbruch, zur zweiten Rückwanderung der Gemeinde. Die erste hatte gleich bei Ausbruch des Krieges am 4. September 1939 stattgefunden, wo an diesem Montagmorgen um ½ 4 Uhr der Befehl dazu ausgegeben worden war. Und jetzt werden wieder Frauen und Kinder, zunächst 800 bis 1'000 an der Zahl, mit ihren tragbaren oder in Handwägelchen fahrbaren notwendigsten Habseligkeiten zum Karlsruher Hauptbahnhof gebracht, um von da die Fahrt in den für sie bestimmten Kreis Tauberbischofsheim anzutreten. Aber auch ausser diesen haben in den letzten Tagen schon viele Gemeindeglieder unseren Ort verlassen und sich in ihnen bekannte oder auch vorher vereinbarte Zufluchtsorte zu verwandten oder befreundeten Familien im Enz-, Pfinz- und Kraichgauer Hügelland, in Württemberg und im Odenwald aufgemacht. In vielen Bauernhöfen werden die Wagen zum Transport der beweglichen Habe hergerichtet. Dabei überfliegen ununterbrochen feindliche Verbände, darunter auch die besonders gefürchteten Tiefflieger, den im Aufbruch befindlichen Ort. Man bespricht sich nun

auch selbst mit dem und jenem, was man unternehmen sollte. Am Samstagabend vor dem 3. Advent ist es schon merklich stiller geworden in den sonst so belebten Straßen und Gassen; Kinderstimmen sind gänzlich verstummt.

Besonders aufregend ist in diesen Tagen die Frage der Bergung der Alten, Kranken und Gebrechlichen der Gemeinde. Der Abtransport wird durch irgendwoher noch aufgetriebene Kraftwagen oder auch Pferdefuhrwerke getätigt. So wird der alte Nachbar Hauer mit seiner Frau nach Unteröwisheim gebracht, der Stall mit Pferd und Kuh von seinen weit weg wohnenden Angehörigen besorgt. Überhaupt bereitet die Wartung des Viehs den Bauersleuten die schwersten Sorgen und veranlasst die einen zum Bleiben, die andern zum Mitnehmen auch dieses lebenden Inventars. Nachbar Hörner ist beauftragt, für die nutzbringende Verwertung des unversorgt zurückgebliebenen Viehs für die Wehrmacht Sorge zu tragen. Der schwerkranke Friedrich Bechtold, der täglich der Wartung durch die Krankenschwester bedarf, hat keine Möglichkeit abtransportiert zu werden; vor allem um seinetwillen bleibt eine unserer Diakonissen hier. Da in den letzten Tagen fast sämtliche Kinder mit ihren Müttern den Ort verlassen haben, ist nun auch die letzte Kinderschwester Anna abgereist. Ihr Kindergarten in der Goldwäschergasse ist schon seit 14 Tagen wegen unzureichenden Schutzes der Kinder bei Luftgefahr polizeilich geschlossen worden.

Am 19. Dezember erscheint unter Führung eines Artilleriesleutnants ein Kommando im Pfarrhaus, um auf unserem hochragenden Kirchturm eine Beobachtungsstelle einzurichten. Das bedeutet nun für die Kirche und ihre nächste Umgebung keine besondere Sicherung. Der Pfarrhauskeller soll zur Aufnahme der nötigen Mannschaft für den Beobachtungsdienst eingerichtet werden. Dabei ist der Keller bereits mit dem Sicherungsgut aus dem Pfarrhaus angefüllt. Nach der Besichtigung des völlig unzureichenden Kellerraums steht der Offizier doch von seinem Vorhaben ab und verlegt den Mannschaftsraum in einen geeigneteren Keller in der Saarlandstrasse.

Die Nacht vom 19. auf den 20. Dezember verläuft als erste seit Wochen ohne Alarm; auch der Mittwochvormittag meldet keinerlei Luftgefahr. Sollte an unserem nahegelegenen Frontabschnitt schon eine Erleichterung eingetreten sein?

Durch Leute aus der Pfalz wird am 21. Dezember bekannt, dass in den letzten Tagen feindliche Panzerspitzen von Lauterburg bis Hagenbach, also etwa vier Kilometer oberhalb von Maximiliansau gelangt waren, aber nun wieder bis nach Selz a. Rh. zu-

rückgedrängt seien. – Über Mittag kurze Zeit Luftgefahr. – Gegen Abend verlassen wieder einige Hundert, die letzten Mütter mit ihren Kindern, aber auch noch Kranke und Alte den Heimatort, um mit einer gerade gemeldeten Transportmöglichkeit mit der Bahn in den dafür vorgesehenen Raum von Vaihingen a. d. Enz verbracht zu werden. Nun warten nur noch die beiden körperlich Schwerbehinderten Brüder Wilhelm und Max Engel in der Bölckestrasse auf ihren Abtransport. Aber sie wollen sich nicht von ihrer Mutter und diese nicht von ihnen trennen. Ganz ebenso liegt der Fall bei der Lydia Russweiler, die nicht ohne die Mutter in die Fremde will, und wenn diese noch so sicher wäre.

Vergangene Nacht (22. Dezember) erfolgten wieder Einschläge schwerer Granaten aus Richtung Lauterburg, dem elsässischen Grenzstädtchen. Wegen dieses besonders unheimlichen Beschusses bringen nun die meisten Leute die Nächte in den Kellern zu, wo sie ihre Betten aufgeschlagen haben. Am Abend herrscht wieder einmal lebhaftes Fliegertätigkeit; während zweier Stunden wechseln siebenmal die Alarmstufen. – Ich war heute dienstlich in Neureut und konnte feststellen, dass man sich schon da wie ausserhalb der Gefahrenzone vorkommt. Auch von einer nennenswerten Abwanderung der Ortsbewohner ist da nichts zu bemerken.

Heute ist Sonntag, der 24. Dezember, 4. Advent und zugleich Heiliger Abend. Die Zahl der Gottesdienstteilnehmer ist von 10 des letzten Sonntags auf 50 gestiegen. Kaum war die Feier beendet, liess sich der Warnruf vernehmen. Wer also gehofft hat, es werde wenigstens der Heilige Abend freibleiben von der Luftgefahr, ist schwer enttäuscht; der ganze Tag wie auch die folgende Nacht stehen fast pausenlos unter den verschiedenen Warnungszeichen wie den Schlägen der nahen und ferneren Abwehrgeschütze. Ein besonders starker Fliegerverband, der über uns nach Osten zog, soll Mühlacker zum Ziel gehabt haben. «Eine einzigartige Weihnacht in der Geschichte des deutschen Volkes», nennt der Rundfunksprecher des Abends die Weihnacht 1944.

Wo und wie werden die 3'000 und mehr Evakuierten unserer Gemeinde diesen Abend verbringen?

Unter Leitung des Ortsbauernführers Adolf König wird am 26. das noch in dem sonst ganz geräumten Maximiliansau verbliebene Vieh in hiesigen Ställen geborgen und dabei gegen 100 Ziegen von freiwilligen Liebhabern hier auf die Dauer der Evakuierung in Kost und Logis genommen.

Die Tage «zwischen den Jahren» zeigen keinerlei Veränderung der Lage: tagsüber Alarm, wiederholt auch während der Nacht, in der dann auch noch das Aufblitzen

der Geschütze wie das Wetterleuchten im Sommer aus dem Wetterloch im Südwesten beobachtet wird. Der alte Kaufmann in der Unteren Strasse, der den ersten Weltkrieg von Anfang bis zum Ende in Russland mitgemacht hat, meint, soviel Kanonendonner wie in diesem Tage habe er damals nicht gehört.

Im Neujahrsartikel des «Führer» heisst es von der vergangenen Kriegsweihnacht des deutschen Volkes: «Uns leuchtete kein Stern von Bethlehem in der dunklen Nacht unserer Prüfung.» – Das ist sehr bedauerlich, aber begreiflich; es ist eben wie vor 1900 Jahren, davon es heisst: «Das Licht schien in der Finsternis, aber die Finsternis hat's nicht begriffen.» – «Er kam in sein Eigentum, aber sie nahmen ihn nicht auf; wie viele ihn aber auf nahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu heissen, die an seinen Namen glaubten.» Wäre der Artikelschreiber, Franz Moraller, in unseren Gottesdiensten dieser Weihnachts- und Neujahrszeit gewesen, so hätte er da Leute gefunden, die ihm bezeugen konnten: «Wir haben seinen Stern gesehen!» –

4. Januar 1945. Der heutige Tag ist der erste seit Wochen, der keinen Alarm bringt. Auch das Frontfeuer hat merklich nachgelassen. Dagegen ziehen um die Mittagszeit mit starkem Motorengeräusch zweimal acht deutsche Flugzeuge nach Westen. Ein ganz ungewöhnlicher Anblick, wo wir so oft Geschwader um Geschwader der feindlichen Luftarmada ungestört über uns dahinbrausen hören und sehen mussten. Sollte dieses Bild von heute ein Zeichen der veränderten Lage an der Front und im Kampf gegen die seitherige Übermacht der Westmächte sein? – Der Abendnachrichtendienst bringt um 22 Uhr die Mitteilung, dass der Feind an der elsässisch-pfälzischen Grenze über die Lauter, das dortige Grenzflüsschen, zurückgedrängt worden ist, was dann auch im Wehrmachtsbericht vom 5. Januar bestätigt wird: «Das Pfälzisch-elsässische Grenzgebiet westlich Weissenburg ist von dem Feind gesäubert.»

Nach einem Alarm am 24. Januar, um 2 Uhr mittags, vernimmt man starkes Motorengeräusch. Bevor man sich in den nächsten Schutzraum, und wäre dies auch nur der eigene Keller, begeben kann, stürzen Tiefflieger aus der Höhe auf unsern Ort herab, und im nächsten Augenblick hört man auch schon die Bordwaffen knattern und die Bombenaufschläge, die Fenster und Türen aufreissen. Es stellt sich bis zum Abend heraus, dass es sich um einen Angriff auf die Rheinbrücke handelte, an der zur Zeit einige hundert, hauptsächlich Dortmunder Facharbeiter, mit der Wiederherstellung besonders beschädigter Brückenteile beschäftigt sind. Der Angriff forderte

das Opfer von 14 Toten und der mehrfachen Zahl von Verwundeten. Die Toten werden auf dem Karlsruher Friedhof beigesetzt.

Vorgestern, (4. Februar), um 11 Uhr nachts, erscheinen, nach erfolgtem Alarm, die uns wohlbekannten Leuchtschirme über unserem Ort und der Stadt in solcher Zahl, dass die Nacht ringsum taghell geworden ist. Alles eilt in Erwartung schlimmer Dinge in die Schutzräume, die meisten aus tiefstem Schlafe aufgeschreckt. Wider Erwarten fallen bei uns nur vereinzelt die Bomben, während ganze Schwärme von Flugzeugen über uns hinwegbrausen. Man hat beobachtet, dass die Leuchtschirme, die zuerst über uns standen, durch den starken Wind nach Norden abgetrieben wurden, wohin ihnen nun die Flugzeuge folgten. Nach kurzer Zeit rötet sich der Himmel gegen Norden und Nordosten von dem Schein der Feuersbrünste, die in weitem Bogen von den betroffenen Orten auflodern. Andern Tags erfährt man, dass die Landorte Rintheim, Hagsfeld, Blankenloch, Weingarten, Staffort, Spöck, Büchenau schwer mitgenommen sind. An dem dort angerichteten Schaden sind auch wieder viele hiesige Gemeindeglieder beteiligt, die in den Adventswochen dort Schutz gesucht hatten. Sie hatten natürlich ihre besten und unentbehrlichsten Sachen mitgenommen, um sie in vermeintliche grössere Sicherheit zu bringen. Um so schwerer wiegt nun ihr Verlust.

Gestern erhielt ich einen eingeschriebenen Brief, in dem sich zwei holländische Rüstungsarbeiter, deren Abreise sich verzögert hatte, so dass sie nochmals am vergangenen Sonntag in unserem Gottesdienst waren, sich endgültig verabschiedeten.

In dem Schreiben heisst es: «Ehe ich abreise, wollte ich Ihnen noch einmal schreiben. Ich schreibe auch im Namen meines Freundes. Ich danke Ihnen für die schönen Stunden, die ich in der Kirche verbracht habe. Das war gut. Sie haben uns immer das Licht gezeigt. Immer haben wir alles gut verstanden. Und die Lieder. Mit grosser Freude haben wir immer gesungen. Das waren bekannte Melodien. Das letzte Mal, dass wir in der Kirche waren, sangen wir dasselbe Lied wie in der Heimat: ‚Gott ist in der Mitte‘.

Die Heimat, ach, das ist so weit. Das Verlangen ist so gross. Jetzt kommen wir noch weiter, noch ferner. Der Weg ist lang, welchen wir laufen müssen. Sehr lang. Jedoch wollen wir den Weg mit Freuden gehen, denn wir haben das Licht gesehen. – Wir danken Ihnen für alles. Um diesen Dank zu zeigen, schliessen wir etwas Geld hinein für Ihre Gemeinde. Machen Sie damit, was Sie wollen. (Es waren 40 Mark beigelegt.)

Wir gehen fort. Doch die Stunden in Knielingen bleiben immer in Erinnerung. Wir gehen noch einen langen Weg. Aber einmal geht der Krieg aus. Dann wird alles wieder schön. Dann geht die Sonne wieder scheinen. Dann geht sie wieder scheinen über unserem ganzen Leben. Wir gehen den Weg weiter mit dem Lied, das wir in der Heimat viel gesungen haben. Frei übersetzt lautet es:

Was die Zukunft bringen mag,
Mich leitet des Herren Hand,
Mutig richte ich mein Auge
Nach dem unbekanntem Land.

Lerne folgen ohne Fragen, –
Vater, was du machst, ist gut.
Lehre mich das Heute tragen
Mit dem ruhig heil'gen Mut!

Wo der Weg auch enden mag, –
An des Vaters starker Hand
Lauf ich mit verschloss'nem Auge
Nach dem unbekanntem Land.

Lieber Herr Pfarrer, wir wünschen Ihnen und Ihrer Gemeinde alles Gute. Bleiben Sie gesund und leben wohl! Es grüssen herzlich

L. D. v. d. Kroon, C. A. Glasberger.»

Sie reisten nach Hostomitz über Dux bei Teplitz im Egerland.

Der heutige Tag, der 11. März 1945, wird als «Heldengedenktag» im Reich begangen. Als vor 25 Jahren dieser Tag zum Gedächtnis der im Weltkrieg Gefallenen als «Volkstrauertag» eingeführt und unter dem Einfluss führender christlicher Männer in der damaligen Volksvertretung in Weimar auf den Sonntag «Reminiscere», d. h. «gedenke» festgesetzt wurde, so geschah es nicht, wie man später behauptete, weil der Frühling, in den dieser Tag fällt, mit seinen wieder grün werdenden Wiesen und schwellenden Knospen Grund zu neuer Hoffnung gäbe (wie Göring in seiner ersten «Heldengedenkrede» ausführte), sondern weil man die Trauer des deutschen Volkes um seine Söhne unter die Würde und Weihe der Passionszeit und unter das Zeichen des Kreuzes stellen wollte. Das taten wir auch jetzt wieder in unserer gottesdienstlichen Feier, die mit einer Trauer- und Gedächtnisfeier für die 5 letzten Gefallenen unserer Gemeinde verbunden war.

Die Pioniere unserer Garnison in der Rhein- und Mudrakaserne legten, wie immer an diesem Tag, je einen Kranz an den Denkmälern des 1870/71er und des Ersten Weltkrieges nieder und bezogen daran die Ehrenwache.

Die Tage um den 21. März bringen die Lage unserer Gemeinde in der zweiten Adventswoche in Erinnerung: der Feind steht wieder an der pfälzisch-säsischen Grenze. Hagenau ist wieder verlorengegangen, und im Abendbericht wird bereits der Bienwaid als in der Kampffront liegend erwähnt. Zugleich haben die Beobachtungs- und Angriffsflüge der Jabos ausserordentlich zugenommen. Am Sonntag, den 18. März, kommen wir von morgens ½ 8 Uhr nicht mehr aus dem Alarm heraus, so dass der Gottesdienst – es ist das zweite Mal in diesem Kriege – ausfallen muss. Ausser dem Organisten und dem Pfarrer sind nur drei Frauen erschienen. Am Montag und Dienstag reisst das Dröhnen der Flugzeuge und Krachen der Abschüsse und Einschläge der Artillerie nicht mehr ab, ja steigert sich mit dem Zischen und Pfeifen der überfliegenden Granaten zuweilen bis zum Trommelfeuer. Besonders liegen die Zufahrtswege zur Rheinbrücke wie diese selbst unter dem Feuersturm. Schon haben die Jabos dafür gesorgt, dass der Zugverkehr von Karlsruhe rheinauf- wie abwärts und ost- und westwärts gänzlich eingestellt werden musste.

In den Nachmittagsstunden des 27. März fallen schwere Granaten mit nur kurzen Unterbrechungen in den Ort mit verheerender Wirkung. Die Überfälle kommen so überraschend, und die Geschosse fallen so kurz hintereinander ein, dass sich die Leute, die etwa unterwegs sind, nicht mehr in einen Schutzraum begeben können. Die meisten Betroffenen sterben auf der Stelle, nur wenige können noch in das städtische Krankenhaus gebracht werden. Unter diesen befindet sich auch der Rektor der hiesigen Volksschule, der sich bei einem Feuerüberfall am Abend in der Saarlandstrasse aufhält, um eine Ausbesserung seines Fahrrads zu bestellen. Ein Granatsplitter dringt ihm in den Rücken und zerreisst lebenswichtige Blutgefässe. «Muss ich sterben», fragte er noch einen neben ihm stehenden Mann, und stirbt wenige Stunden nach seiner Verbringung im Krankenhaus an Verblutung.

Die Folge dieser furchtbaren Feuerüberfälle am 22. März ist die neueinsetzende Abwanderung vieler. Noch in der Nacht verlassen viele die gefährdeten Heimstätten fluchtartig. Die meisten der noch gebliebenen Frauen und Männer verbringen seitdem nicht nur die Nächte, sondern auch die Tage im Bunker.

Die Ortsstrassen sind den ganzen Tag menschenleer; man sieht nur Eilende oder Sol-

daten im Gänsemarsch dicht an den Häusermauern dahingehen, um nicht von oben gesehen zu werden.

Am Ostermontag wird in der Frühe bekannt, dass die Truppe, die abends zuvor schon abgerückt war, ihre alten Stellungen hier aufs Neue bezogen habe. Also Gefahr eines Kampfes um den Ortseingang. Alles zieht sich nun wieder in die Keller und Bunker zurück, und die Spannung, die für ein paar Stunden der Nacht nachgelassen hatte, wächst von neuem.

Der Osterdienstag beginnt verhältnismässig ruhig. Frauen erledigen eiligen Schrittes die nötigen Einkäufe in den Lebensmittelgeschäften; aber bis zum Mittag sind die Strassen menschenleer, da aus nächster Umgebung Artillerieschüsse Luft und Boden erzittern machen. Das Feuer verstärkt sich von Stunde zu Stunde; man weiss, dass nun die nahe Stadt unter dem Granatfeuer der Artillerie vom linken Rheinufer abwärts Maxau liegt, so dass unser Ort von den Geschossen überflogen wird. So erhebt sich ein Artillerieduell um Karlsruhe, wie es bisher noch nicht erlebt worden ist.

Nach den letzten Gerüchten sind die feindlichen Panzer von Norden her im Anmarsch; die Amerikaner oder die Franzosen; man weiss es nicht genau, sind bei Eggenstein und Leopoldshafen über den Rhein gesetzt, so dass wir ihre Annäherung nicht, wie wir erwartet hatten, von Westen und Maxau, sondern von Norden her zu bestehen hätten. Und so kommt es denn auch: zwischen 6 und 7 Uhr abends kommt die Nachricht, dass aus dem Rheinwald von Eggenstein her die Panzerspitze im Anrollen sei. Um 7¼ Uhr trifft der erste Panzer am Ortseingang der Rheinbergstrasse «am End» ein. Von einer dort abgestiegenen Ordonnanz werden die Leute im dortigen Bunker aufgefordert, diesen zu verlassen und sich in der Nacht in ihre Keller zu begeben. Nach Erledigung einiger Fragen wegen etwa hier untergebrachter Gefangenen oder ausländischer Arbeiter werden die der Reihe nach angetretenen Leute entlassen. Die Panzerwagen ziehen, vor sich her Maschinengewehrfeuer streuend, weiter durch die Saarland- und Untere Strasse Karlsruhe zu. Danach scheint der Kampf um Karlsruhe beendet zu sein. Die Nacht, die hier noch einmal im Bunker verbracht wird, verläuft ziemlich ruhig, ja unheimlich still; es fallen nur noch vereinzelt Schüsse, aus der Ferne ist auch noch Maschinengewehrfeuer vernehmbar. Das war die Nacht des 3. April. Eine qualvolle Nacht.

Quomodo perveniunt ad nos Germaniae fines, Hunc scimus liberae esse finem patriae.
(In demselben Masse, als Deutschlands Grenzen bis zu uns gelangen, wissen wir, dass dies das Ende eines freien Vaterlandes bedeutet.)





160 Die Arkaden im Zirkel sind zur Verteidigung zugemauert...

◀ 159 Karlsruher Volkssturm wird zur Verteidigung der Stadt eingesetzt,

161 ... Durchhalteparolen vor der Panzersperre in der Lammstrasse





162 Streng kontrolliert: Die Panzersperre am Mühlburger Tor.

164 Ausgebombt und ausgeglüht: Das Herz der Stadt, der Marktplatz. [>

163 Die «Wacht am Rhein»: aus Regimentern in Kompaniestärke.









165 Die Franzosen kommen: Panzer in der Georg-Friedrich-Strasse.

166 Waldstrasse (zwischen Kaiserstr. und Zirkel) wird durchgekämmt.





167 Der Marktplatz ist in
französischer Hand.



168 Deutsche Kriegsgefangene
vor der Hauptpost.

169 Letzte Brände im Stadtkern. Rechts: Ecke des Hauses Schöpf.





170 Parade vor der Hauptpost: Amerikaner lösen die Franzosen ab.

171 Eine US-Transport-Einheit bezieht die Knielinger Kaserne.



4. April 1945

Von Norden und Nordwesten durch den Hardtwald kommend, stiessen im Morgenrauen des 4. April 1945 Truppen der 1. Französischen Armee «Rhein e Danube» (Rhein und Donau), die unter dem Befehl von General de Lattre de Tassigny im Verband der 7. USA-Armee kämpfte, gegen die «Frontstadt Karlsruhe» vor. In der ausgebombten und ausgebrannten Stadt vegetierten noch etwa 20'000 Einwohner. Zermürbt, lethargisch, ohne Erwartungen erhofften sie das endgültige Ende des Kriegsmartyriums. Nur in der Tatsache, bisher überlebt zu haben, sahen sie die Chance eines Neubeginns. Wie Karlsruher Bürger – in und ohne Uniform – die letzten Kriegstage und den Beginn des Militärregimes unter der Trikolore erlebten, dieses bisher unbekannte Kapitel jüngster Stadtgeschichte haben Zeitgenossen auf gezeichnet. Ihre Erlebnisberichte illustrieren jene unerwartete Epoche, die statt dem ersehnten «Ende mit Schrecken» – wie es zunächst schien – zunächst die Fortsetzung des «Schreckens ohne Ende» bringen sollte. Zumeist tragische, aber auch versöhnliche Begegnungen löste der Zusammenprall zweier bis dahin feindlicher Welten aus. Das Leben vor und in der Stunde null unserer jüngsten Stadtgeschichte aufzuzeigen, ist Sinn und Ziel des hier beginnenden Kapitels. – Die letzten Stunden vor dem Einmarsch der Franzosen, die Verteidigung der gesprengten Rheinbrücke und die Kämpfe am Markt- und Rondellplatz schildert nachstehend Alfons Bonnet, damals Reserveleutnant der Schutzpolizei.

«Ende März 1945 wurde mir als Polizei-Revierleutnant die Polizeiwache im alten Rathaus in Knielingen übertragen. Diese Wache war eine Nebenstelle der Hauptwache Karlsruhe-Mühlburg, die dem Revierhauptmann Waldmann unterstand. Zwei ältere aktive Polizeibeamte und vier Polizeireservisten standen mir zur Verfügung.

Vom Polizeipräsidium Karlsruhe erhielt ich zunächst den Befehl, mit den wenigen Polizeikräften entlang der Landstrasse zwischen Knielingen und der bereits gesprengten Rheinbrücke Verteidigungsstellungen zu erkunden und geeignete Schützenlöcher zur Panzerbekämpfung auszuheben.

Knielingen und seine Umgebung waren zu dieser Zeit bereits unter periodischem Artilleriebeschuss von der linken Rheinseite her, dem mehrere Einwohner zum Opfer fielen.

Von der Wehrmacht waren nur kleinere Einheiten in Knielingens Umgebung eingesetzt, die aber keinerlei ernsthafte Verteidigungsmassnahmen trafen. Lediglich an der durch Bombentreffer und dauernden Artilleriebeschuss fast vollständig zerstörten Rheinbrücke war ein Pionierleutnant namens Schwarz mit drei Pionieren eingesetzt. Er hatte den Befehl, die Reste der Brücke bei Auftauchen der ersten feindlichen Einheiten zu sprengen. Weiter hatte er den Befehl, die am Ortsausgang von Knielingen eingegrabene Sprengladung (vier Luftminen) als Panzersperre in die Luft zu jagen, um damit die Strasse zur Rheinbrücke zu sperren.

Allmählich sammelten sich auf der linken Rheinseite viele versprengte deutsche Soldaten, die uns verzweifelt zuriefen und über den Strom übergesetzt sein wollten. Viele von ihnen sind unter dem Beschuss der nachrückenden französischen Truppen gefallen oder bei dem Versuch, den Fluss zu durchschwimmen, in den reissenden Fluten des Rheins ertrunken. Ich selbst konnte hier nicht helfend eingreifen, da mir weder Boote noch genügend Hilfskräfte zur Verfügung standen.

In diesen letzten Märztagen zogen sich die Reste der noch in der Umgebung von Karlsruhe eingesetzten Wehrmachtsteile auf die vorbereiteten Hauptwiderstandslinien auf den nördlichen Schwarzwaldhöhen zurück. Mit ihnen zog die Knielinger Parteileitung in Parteiuniform. Pionierleutnant Schwarz zog sich ebenfalls nach Sprengung der letzten Reste der Rheinbrücke in Richtung Schwarzwald zurück. Die danach vorgesehene Sprengung der unterminierten Strasse am westlichen Ausgang von Knielingen konnte ich mit dem Argument verhindern, dass damit auch die dort stehenden und noch bewohnten Häuser mit in die Luft fliegen würden. Ausserdem hatte ich den Befehl, die vorerwähnten strategischen Punkte zu besetzen und dort auftauchende Panzer mit der Panzerfaust zu bekämpfen. Wäre die Sprengung erfolgt, wäre mir der eigene Rückzug abgeschnitten gewesen.

In den ersten Apriltagen 1945 verstärkte sich der Beschuss mit Artilleriegeschossen aller Kaliber und zuletzt mit Maschinengewehrsalven von der linken Rheinseite her.

Die Verluste unter der Knielinger Bevölkerung häuften sich; kaum jemand wagte sich mehr auf die Strasse, um die Verletzten und Toten zu bergen.

Im Luftschutzbunker des Knielinger Rathauses musste ich behelfsmässig meine Leute sowie einige uniformierte Angehörige der Hitlerjugend (14 bis 16 Jahre alt) in Handhabung und Gebrauch der Panzerfaust ausbilden. Im Verlauf des 3. April erkannte ich meine aussichtslose Lage und bat über Feldtelefon (die normalen Telefonleitungen waren längst zerschossen) das Karlsruher Polizeipräsidium um einen Entscheid über mein weiteres Verbleiben im bedrohten Knielingen. Die Antwort: «Bleiben Sie am Feind und melden Sie laufend die Lage. Sie sind der letzte Vorposten, der uns noch verblieben ist.»

Inzwischen hatten die Franzosen mit Pontons über den Rhein übergesetzt und näherten sich unaufhaltsam Knielingen, wie ich vom Rathhausturm aus beobachten konnte. Gleichzeitig hörte ich von Norden her das Rasseln der anrückenden Panzer, die von Leopoldshafen her auf dem Marsch waren. Unter diesen Umständen war eine Besetzung der ausgehobenen Verteidigungsstellungen entlang der Rheinbrückenstrasse unmöglich und sinnlos. Ein letzter telefonischer Hilferuf ans Polizeipräsidium blieb unbeantwortet. Hauptmann Waldmann befahl mir daraufhin, unter ständiger Führungnahme mit dem Feind mich langsam auf die Hauptwache Mühlburg zurückzuziehen. Unter ständigem Beschuss durch die Maschinengewehre der Panzer gelang es mir, mich mit vier Mann zur Polizeiwache Mühlburg durchzuschlagen.

In Mühlburg war man auf unsere Ankunft nicht vorbereitet. Erst als ich Hauptmann Waldmann auf das Rasseln der anrollenden Panzer hinwies, erfasste er den Ernst der Lage, befahl die sofortige Zerstörung der Rundfunk- und Fernsprecheinrichtung sowie den sofortigen Abzug in Richtung Stadtmitte.

Gegen 19 Uhr am 3.4.1945 zogen wir unter ständigem Artilleriebeschuss über die Bannwaldallee und die Kriegsstrasse zum Polizeipräsidium am Marktplatz, das durch Steinbarrikaden und Sandsäcke zur Verteidigung hergerichtet war. Hinter dem Eingang waren schwere Maschinengewehre in Stellung, lagen Handgranaten und Panzerfäuste bereit. Man erwartete hier einen der Hauptbrennpunkte des französischen Angriffs. Dagegen war die gesamte Weststadt ohne jeden Schutz, da sämtliche Wehrmachtseinheiten Tage zuvor auf die Schwarzwaldhöhen zurückgenommen waren. Im Keller des zerbombten Rathauses erhielten wir nach Tagen die erste warme Verpfle-

gung. Dort mussten wir unsere Fahrräder und unser Gepäck unterstellen und fassten zusätzliche Munition und Handgranaten. Alle im Keller anwesenden Polizisten waren als Polizeireservisten eingezogen worden und durchweg ältere Jahrgänge, die natürlich wenig Begeisterung für die ihnen zugedachten Aufgaben zeigten. Alle aktiven, einsatzfähigen und uniformierten Polizeibeamten waren schon lange zuvor in der ehemaligen Gottesauer Kaserne zu einer Polizeikompanie zusammengefasst worden, die in der Karlsruher Oststadt zum Einsatz kam.

Im Rathauskeller waren ausser von den Polizeireservisten eine grössere Anzahl von Hitler jungen. Ihnen musste ich in höchster Eile die Panzerfaust erklären. Die Jungen waren äusserst einsatzfreudig und brannten darauf, mit dem Feind in Berührung zu kommen. Alle wollten sie Panzer abschiessen, um dafür das Eiserne Kreuz zu bekommen.

Gegen 23 Uhr erhielt ich den Befehl, die Panzersperre am ehemaligen Hotel Germania (Ettlinger Tor) an der Kreuzung Karl-Friedrich-Kriegsstrasse zu übernehmen und zu verteidigen. Dazu standen mir fünf Polizeireservisten mit Karabinern und zehn Hitlerjungen mit Panzerfäusten zur Verfügung. Die Panzersperre war aus Trümmersteinen der ringsum zerbombten Häuser quer über die Karl-Friedrich-Strasse aufgeschichtet worden. Vor der Panzersperre war ein alter Anhänger der Strassenbahn abgestellt, der bei Feindberührung in die Sperre hineingeschoben werden und den Durchgang vollends sperren sollte.

Am 4. April 1945, es war drei Uhr früh, erhielt ich durch Melder den wiederholten Befehl, unter allen Umständen meine Stellung an der Panzersperre zu halten. Die Befehlsstelle, die ein höherer SS-Führer befehligte, war im Luftschutzkeller der Polizeiwache Kronenstrasse (neben der zerstörten Synagoge) untergebracht. Dort war auch eine Anzahl aktiver Polizeibeamter zusammengezogen.

Gegen 4.30 Uhr prasselten, vermutlich vom Schlossturm aus, die ersten Schüsse gegen die Panzersperre. Ich erwiderte sofort das Feuer aus meiner Maschinenpistole, ohne allerdings sichtbare Ziele erkennen zu können. Gleichzeitig erwiderten auch die am Eingang des Polizeipräsidiums aufgebauten Maschinengewehre das Feuer.

In diesem Augenblick versuchten zwei Polizeireservisten durch die Karl-Friedrich-Strasse in Richtung Rathaus vorzupirschen; vermutlich um ihr im Rathauskeller liegendes Gepäck und Verpflegung zu holen. Beide fielen fast gleichzeitig durch das nun einsetzende feindliche Sperrfeuer und blieben am Gehwegrand der Verfassungssäule tot liegen.

Ein gefährlicher Irrtum

ist es anzunehmen, daß das Reich in den vom Feind besetzten Gebieten keine Macht besäße.

Es bleiben Männer zurück, die den deutschen Freiheitskampf fortsetzen, Autorität und Gesetzmäßigkeit aufrechterhalten, und notfalls als Richter der legalen Staatsführung auftreten.

Wer dem Feind hilft, wer zum Verräter wird, fällt!

Ich selbst konnte mich gerade noch hinter der Verfassungssäule in Deckung werfen, als ein verheerender Feuerüberfall einsetzte. Inzwischen war nämlich ein französischer Panzer hinter der Pyramide in Stellung gegangen und feuerte aus allen Rohren (die zahlreichen Geschosspuren an der Verfassungssäule wurden erst anlässlich der Bundesgartenschau 1967 ausgebessert). Angesichts des Panzers stellten jetzt auch die Verteidiger des Polizeipräsidiums ihr Feuer ein und zogen sich durch die rückwärtigen Trümmer zurück. Vor ihrem Abzug sprengten sie noch einen Teil des Präsidiums.

Während ich noch hinter der Verfassungssäule in Deckung lag, sah ich, wie ein alter, anscheinend tauber Mann in Zivil seelenruhig mit seinem Krückstock durch die Erbprinzenstrasse in Richtung Rondellplatz ging. Ich rief ihm eine Warnung zu, doch er setzte seinen Weg unbeirrt in Richtung Markgrafenstrasse fort. Ob die Franzosen den alten Mann schonen wollten oder nur eine Feuerpause machten, kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls fiel zunächst kein Schuss mehr, so dass der alte Mann unbeschadet den Platz überqueren und in Richtung Altstadt weitergehen konnte.

Die augenblickliche Feuerpause benützte nun auch ich, um mit grossen Sprüngen den Eingang des Hauses Karl-Friedrich-Strasse 26 zu erreichen.

Sofort setzte wieder das Sperrfeuer vom Marktplatz her ein, und die Kugeln pfffen hinter mir her. Die im Keller dieses Hauses wohnende Familie Hecht beschwor mich, dazubleiben und Zivilkleidung anzuziehen. Um aber meine an der Panzersperre eingesetzten Kameraden nicht im Stich zu lassen, kletterte ich über die Trümmer der zerbombten Hinterhäuser bis zur Ruine des Hotels Germania zurück. Dort angekommen – es war inzwischen 5.30 Uhr –, stellte ich fest, dass die Hitlerjungen verschwunden und nur noch zwei Mann der Polizeireserve da waren. .

Hauptmann Waldmann war mit seinen Männern im Raum zwischen Adler- und Kapellenstrasse eingesetzt. Als vom Durlacher Tor her die ersten Panzer anrollten, zog er sich bis auf meine Höhe zurück. Ohne Panzerfäuste, die die Hitlerjungen mitgenommen hatten, und mit unserer äusserst geringen Feuerkraft (nur Karabiner und Maschinenpistolen) schien ein weiterer Widerstand sinnlos.

Die Besatzung des Polizeipräsidiums, die sich in Richtung Südstadt absetzte, befahl uns zu folgen. Tiefflieger verlegten uns den Weg, und wir konnten nur noch einzeln und sprungweise entlang der Beiertheimer Allee zurückgehen. Unser Sammelplatz war die Waldspitze hinter dem Stadtteil Weiherfeld. Einige Polizeireservisten hatten sich unterwegs abgesetzt und waren spurlos verschwunden. Erst in Ettlingen konnte sich unsere Einheit wieder richtig formieren.»

Hier die Geschichte eines Mühlburger Bürgers, der drei Stunden Volkssturmsoldat und dafür fünf Jahre lang Kriegsgefangener gewesen ist. Das ist die Geschichte des Kleinhändlers B., der 65 Jahre alt, äusserst gebrechlich, fast taub und entsetzlich kurzsichtig gewesen ist. Er durfte mit Recht annehmen, dass der «Kelch des Eingezogenwerdens» an ihm vorübergehen würde. Aber nein! Noch am Morgen des 4. April wurde er zum Volkssturm berufen, vereidigt, in einen viel zu grossen Soldatenmantel gesteckt und als Verkehrsposten ans Mühlburger Tor gestellt.

Über eine Ablösung war nicht gesprochen worden; und da Deutsch sein heisst, eine Sache um ihrer selbst willen tun, verharrte der brave Soldat B. auf seinem Posten.

Komisch kam ihm die Sache schon vor. Denn in der völlig ausgestorbenen Stadt war kein Mensch unterwegs, nicht einmal ein Radfahrer, geschweige denn ein Auto. Wozu also einen Strassenverkehr regeln, den es überhaupt nicht gab?

Doch danach fragt ein deutscher Soldat nicht! Hinter dem grossen Kaiserdenkmal und der nicht mehr verschlossenen Panzersperre am Mühlburger Tor stand regungs-

los, ein kleines lebendes Denkmal, der Volkssturmmann B. Befehl ist Befehl!

Dass es sinnlose Befehle geben könnte, daran konnte der Mann in dem viel zu grossen Mantel einfach nicht glauben; und in diesem Glauben wurde er bestärkt, als er mit fast tauben Ohren plötzlich Motorengeräusch wahrnahm. Und richtig, er sollte Arbeit bekommen! Von zwei Seiten – von der Kaiserstrasse und der Westendstrasse her – rollten Panzer an.

Damit die kettenrasselnden Ungetüme nicht zusammenstiessen, gab B. mit ausgestreckten Armen die Kaiserallee frei und sperrte somit die Westendstrasse (heute Reinhold-Frank-Strasse). Aus den Panzerluken starrten ihn staunende Soldatengesichter an. Mit Winkzeichen trieb er sie zur Eile an. Schliesslich wollten die Panzer aus der Westendstrasse ja auch die Kreuzung passieren. Aber niemand hielt sich an seine Handzeichen.

Das wurde dem Opa B. nun doch zu bunt. Er drehte sich um, sperrte die Kaiserallee und gab die Westendstrasse frei. Die Kommandanten, die mit halbem Oberkörper aus den Turmluken ihrer Panzer herausragten, krümmten sich vor Lachen über den feldgrauen Verkehrsregler.

Einer war dabei, der keinen Spass verstand. Er liess dem braven Soldaten eine MG-Salve aus dem Fahrer-MG vor die Füsse knallen dass B. vor Schreck einen Luftsprung machte.

Nun tauchten auch Infanterie und Lastwagen auf. Ein stämmiger Soldat griff den Verkehrsregler um die Hüfte und stülpte ihn wie einen Sack auf einen Lastwagen.

Fünf Jahre später kam B. aus französischer Kriegsgefangenschaft wieder nach Hause. Abgesehen von der Besetzung Maxaus und des Rheinhafens (März 1923) hatte seit 1813, seit dem Abzug der napoleonischen Armee, kein feindlicher Soldat das Stadtgebiet von Karlsruhe betreten. Verständlich also die Angst der Bevölkerung vor einer Besetzung der Stadt, die Angst vor einer seit Generationen nicht mehr dagewesenen Situation. Mit den Folgen der verheerenden Bombenangriffe war man noch einigermaßen fertig geworden. Wie aber die Versorgung der Bevölkerung mit Gas, Wasser und Strom unter den erschwerten Umständen der Besetzung und wie die Krankenbetreuung aufrechterhalten? Verantwortungsbewusste Mitbürger hatten sich darüber schon vor Auftreten der Franzosen ihre Gedanken gemacht. In dieser speziellen Beziehung schildert Willi Weingärtner die Lage der Energieversorgung in Karlsruhe, und Dr. Otto Ebbecke, was sich in den Städtischen Krankenanstalten zugetragen hat.

In den letzten Märztagen des Jahres 1945 war in den Wehrmachtsberichten das Vorücken der alliierten Streitkräfte gegen den Rhein gemeldet worden. Immer mehr vernahm die Karlsruher Bevölkerung den Kanonendonner der sich der Stadt vom Westen und Norden nähernden Kriegsfront. Der Oberbürgermeister Dr. Hüßy hatte die Gefahr bald erkannt und sich deshalb von der «Front Stadt» Karlsruhe abgesetzt. Das Schicksal der ca. 20'000 Menschen zählenden Bevölkerung überliess er der Verantwortung der dienstältesten Beamten – Bürgermeister Heinrich und dem Leiter der Stadtwerke, Oberbaudirektor Eglinger.

Die Versorgung der Bevölkerung mit Gas, Wasser und Strom war nur noch zum Teil möglich, da die Versorgungsnetze durch Kriegseinwirkungen stark beschädigt waren. In manchen Aussenbezirken war die Versorgung vollständig ausgefallen. Diese trostlosen Verhältnisse sollten nach den Plänen der deutschen Abwehr noch verschlechtert werden. Durch die vollständige Lahmlegung des Elektrizitätswerkes und des Wasserwerkes im Durlacher Wald wollte man erreichen, dass die französischen Truppen eine «tote» Stadt vorfanden.

Am Ostersonntag und Ostersonntag (31.3. und 1.4.) ist es Oberbaudirektor Eglinger durch mehrere telefonische Anrufe beim deutschen Stadtkommandanten – bei denen ich zugegen war – gelungen, dieses Vorhaben der völligen Lahmlegung der Wasserversorgung zu verhindern. Da die Hauptwasserleitung vom Wasserwerk Durlacher Wald schon längere Zeit beschädigt war, wurde das kostbare Wasser durch einen zusammengeschrubten Rohrstrang über die Rangierbahnhofbrücke durch die Eisenbahnunterführung in der Mittelbruchstrasse in einen Schacht Ecke Stuttgarter und Rüppurrer Strasse geleitet.

Gegen die Absicht, die Rangierbahnhofbrücke zu sprengen, hat sich Oberbaudirektor Eglinger mit Erfolg gewandt, weil dadurch die Wasserversorgung gefährdet wurde. Die Sprengung der unbeschädigten Eisenbahnbrücke in der Mittelbruchstrasse konnte er leider nicht verhindern. Es war eine Wahnsinnstat, als diese Brücke am 3.4. morgens um 10 Uhr total zerstört wurde. Die auf dem Gehweg liegende Hilfsleitung war vor der Sprengung abgesperrt worden und wurde nachher über die Trümmer hinweg wieder zusammengeführt. So konnte wenigstens die notdürftigste Wasserversorgung sichergestellt werden.

Die Strassensperren und Barrikaden, die schon Mitte März an verschiedenen Zufahrtsstrassen errichtet worden waren, mussten vom Volkssturm und den sonst noch

erfassbaren Männern am 3.4. vervollständigt werden. In der Annahme, die Franzosen kämen durch den Hardtwald auf die Stadt zu, wurden sämtliche vom Schlossplatz abzweigenden Strassen durch quergestellte Strassenbahnwagen und aufgeschichtete Bruchsteine verbarrikiert. Schon in der Nacht zum 4. April setzten sich die deutschen Truppen nach Süden ab. Das war ein trostloser Anblick, als die letzte deutsche Abwehr morgens die Stadt verliess. Man sah Soldaten, Hitlerjugend und Volkssturmmänner, die auf Lkws, Pferdefuhrwerken und Fahrrädern aus der Stadt in Richtung Ettlingen herausfuhren.

Gegen Mittag verliess am 4.4. auch die Flakeinheit bei der Dreschhalle in Rüppurr ihre Stellung. Ihre Geschütze brachten sie mit beschlagnahmten Pferden oder an Hanfseilen von Soldaten gezogen in Richtung Ettlingen in Sicherheit.

Am Nachmittag des 4. April gegen 15 Uhr wurde Rüppurr von französischen Truppen besetzt. Ecke Allmend- und Rastatter Strasse brachten sie im Garten des «Kaiser Friedrich» ein Geschütz in Stellung. Durch mehrere Salven wollten sie die am Waldrand von der Hedwigsquelle nach dem Vogelsang ziehenden deutschen Truppen aufhalten. Die Mannschaft der bei der Gärtnerei Bayer eingebauten Abwehr konnte sich vor den über die Äcker vordringenden Truppen in letzter Minute in Sicherheit bringen, nachdem sie vorher ihr Geschütz gesprengt hatte.

Oberbaudirektor Eglinger wurde am 4.4. morgens wie die Tage zuvor von seiner Wohnung Göhrenstr. 36 zu seiner Dienststelle abgeholt. Da ihm der stetige Vormarsch der alliierten Streitkräfte und der Frontverlauf bekannt waren, ahnte er, dass er aufgrund seiner verantwortlichen Stellung von den einmarschierenden Truppen auf gesucht werden würde. So war es auch; am Nachmittag wurde er in seinem Büro in der Kaiserallee 11 festgenommen und für einige Tage in Schutzhaft genommen.

Wenige Tage vor dem Einmarsch der Franzosen erliess der Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar Robert Wagner aus seinem sicheren Befehlsstand eine Anordnung an die Parteidienststellen, in der er u.a. die Errichtung von Standgerichten und die Durchführung von Schnellverfahren gegen verräterische Elemente empfahl. Der Aufruf des «Werwolfs» erging auch an die Karlsruher Bevölkerung. In den am Karfreitag und Ostersonntag verteilten Flugblättern wurde die zivile Bevölkerung aufgefordert, aktiven Widerstand zu leisten.

Es wurde empfohlen, Strassenschilder auszutauschen oder richtungsverkehrt umzu-

hängen, bei parkenden Autos die Reifen oder Benzintanks zu beschädigen. Diese unsinnigen Aufforderungen ergingen auch an die Schulpflichtigen.

Immer mehr französische Truppen zogen durch Rüppurr. Es gab nur eine Ausfallstrasse nach Süden über das Stefanienbad. Viele leerstehende Wohnungen wurden von den nachfolgenden Einheiten besetzt. Welche Folgen Kriegshandlungen für die zivile Bevölkerung mit sich bringen, erfuhren nun auch viele unserer Einwohner. Bis jetzt hatten sie es nur von anderen Fronten gehört. Verschiedentlich wurde auch geplündert. Aber auch mancher Bürger glaubte, nun sei eine gesetzlose Zeit gekommen, in der jedermann tun und lassen kann, was er will.

Die Wasserversorgung war sehr spärlich und man war froh, wenn man noch einen intakten Pumpbrunnen in einem Garten vorfand. Elektrischen Strom gab es in den ersten Tagen nicht, da die Freileitungen verschiedentlich beschädigt waren. Die Kabelverbindung vom Stefanienbad zum Weiherfeld, die die südlichen Stadtteile mit elektrischer Energie versorgte, war unterbrochen. Drei Tage nach dem Einmarsch haben mutige Arbeiter im Schussfeld der im Albthal kämpfenden Einheiten durch die Verlegung eines Kabels vom Stefanienbad über die Alb bis zum Rangierbahnhofübergang die Stromversorgung nach den Vororten hergestellt.

Bald wurden auch Strassenpassanten, gleichgültig wo sie von französischen Soldaten angetroffen wurden, zu allen erdenklichen Arbeiten herangezogen. Die Versorgung der Bevölkerung mit den lebenswichtigsten Gütern wurde von Tag zu Tag schwieriger. Die Vorräte, soweit sie nicht geplündert wurden, waren bald verbraucht. Zur Brotherstellung fehlte es an Mehl und Kohlen. Es existierte keine Verwaltung mehr, an die sich die Bevölkerung ratsuchend um Hilfe wenden konnte. Es herrschten chaotische Zustände. Sie zu beseitigen und einigermaßen erträgliche Lebensbedingungen zu schaffen, haben sich einige Männer – es waren fast nur Sozialdemokraten – zur Aufgabe gemacht, als sie sich Bürgermeister Heinrich zur Mitarbeit zur Verfügung stellten.»

Der damalige Leiter der Verwaltung der Städtischen Krankenanstalten, Dr. Otto Ebbecke, berichtet über die Vorgänge im und um das Krankenhaus.

«Um Verluste durch Fliegerangriffe möglichst gering zu halten, hatte man schon vorher den Krankenhausbetrieb dezentralisiert und an zehn verschiedenen Stellen in Karlsruhe, Durlach, Thomashof, Weingarten, Bretten, Flehingen sowie Baden-Baden

untergebracht. Die Verbindung mit diesen Stellen war in den letzten Wochen vor der Besetzung durch vermehrte Tieffliegerangriffe sehr erschwert und musste daher in der Hauptsache nachts ausgeführt werden.

Am Morgen des 4. April 1945, als ich mich zum Hauptkrankenhaus begab, war Fliegeralarm; es kreisten einige feindliche Flugzeuge über der Stadt, ohne jedoch anzugreifen.

In der Bismarckstrasse, und zwar auf der Höhe der Seminarstrasse, sah ich in einem Ruinengrundstück sieben Volkssturmlaute, teils in Zivil, teils in unvollständiger Parteiform, mit Karabinern und Gewehren verschiedener Systeme ausgerüstet. Auf meine Frage was sie hier wollten, erhielt ich die Antwort, der Gegner wäre bereits im Hardtwald und den müssten sie aufhalten. Ich versuchte ihnen klarzumachen, dass sie in diesem Aufzug und mit einer solchen Ausrüstung unmöglich gegen eine reguläre Truppe kämpfen könnten, und bei einem Zusammentreffen die Überlebenden nur als Freischärler behandelt würden.

Ich war kaum eine halbe Stunde im Krankenhaus, als mir gemeldet wurde, dass der gesamte Krankenhauskomplex von französischen Truppen umstellt sei. Ich ging daraufhin zum Hauptportal, als mir auch schon eine Vorhut, mit Maschinengewehren und Handgranaten bewaffnet, entgegenkam. Zunächst beiderseitiges kurzes Verhalten, dann kam die Frage nach deutschen Soldaten. Ich entgegnete, dass neben dem Pflegepersonal nur Verwundete oder Tote im Hause wären. Ich musste dann in Begleitung eines Offiziers und etwa 20 Soldaten in die Kellerräume, wohin seit einigen Wochen mit Rücksicht auf die zahlreichen Flieger-Alarme und -Angriffe alle Verletzten gebracht worden waren. Vorher wurde ich aber darauf aufmerksam gemacht, dass, falls man doch noch aktiven Soldaten begegne, sowohl diese als auch ich erschossen würden. – Ich muss aber sagen, dass, nachdem die Vorhut sich von der Richtigkeit meiner Angaben überzeugt hatte, mit dieser gut zu verhandeln war. Allerdings hatte ich hierbei insofern noch etwas Glück, als ich kurz zuvor noch einem deutschen Soldaten, der von seiner Truppe abgekommen war, rasch noch eine Krankenwärterkleidung verschaffen konnte, der auf diese Weise auch der Kriegsgefangenschaft entging. Anders verhielt es sich aber mit den nachfolgenden Besatzungstruppen.

Die kämpfende Truppe, die sowohl von der Kussmaulstrasse als auch vom Haupteingang aus in das Krankenhausgelände eingedrungen war, wurde schliesslich von einer Sanitätskompanie abgelöst. Die Chauffeure der Ambulanzen waren fast durch-

weg Frauen; die Mannschaften überwiegend aus dem damaligen Indochina. Der Führer der Kompanie, ein französischer Hauptmann, liess den damaligen Chef-Chirurgen des Krankenhauses, Prof. Dr. Diebold und mich kommen und erklärte uns in ziemlich hochfahrender und barscher Weise, dass seinen Anordnungen und Befehlen unverzüglich und unbedingt Folge zu leisten sei, da wir sonst mit Erschiessung zu rechnen hätten. Ferner durften wir das Krankenhausgelände nicht verlassen, erhielten aber Ausweise (*laisser passer*), die uns zwar den Verkehr innerhalb des Geländes gestatteten, aber nichts nützten, weil die Soldaten von dieser Anordnung nicht unterrichtet waren und vielfach auch gar nicht lesen konnten. Ich machte darauf aufmerksam, dass wir schon so viele Tote in den Kühlhallen hätten, dass eine weitere Aufbewahrung unmöglich wäre, worauf ich anderntags einen Sonderausweis erhielt. Die Toten wurden unbedeckt und uneingesargt auf offenen Güter- und Pritschenwagen übereinandergeschichtet zum Friedhof gebracht. Ein Tonchinese, der beim Verladen Wache stand, präsentierte sein Gewehr, um so den Toten die letzte Ehre zu erweisen. In der Nacht vergnügten sich die Soldaten mit einer sinnlosen Knallerei; ein Pförtner des Krankenhauses war so unvorsichtig vor das Hauptportal zu treten, wobei er erschossen wurde.

Im Flur der chirurg. Abteilung hatten die Franzosen eine Menge Kisten gelagert, die alle mit dem roten Kreuz versehen waren und die von einem Tonchinesen, der mit raschen Schritten auf und ab ging, bewacht wurden. Prof. Dr. Diebold, der in dieser Nacht mit mir ebenfalls in diesem Flur stand, sagte plötzlich, er wette, dass in diesen Kisten kein Verbandsmaterial wäre. Ich entgegnete, ich wolle versuchen, den Soldaten in eine Unterhaltung zu verwickeln. Wir boten ihm eine Zigarette an, die er nahm, was aber in den Kisten wäre, wisse er nicht, war zunächst seine Antwort. Der Soldat zeigte sich jedoch gesprächig und ich erfuhr zu meiner Überraschung, dass zwischen Franzosen und Tonchinesen scharfe Gegensätze, die sich bis zum Hass steigerten, bestanden. Unterdessen, während ich mich mit dem Soldaten unterhielt, war es Prof. Dr. Diebold gelungen, von einer Kiste so weit den Deckel zu heben, dass er hineinschauen konnte. In den Kisten waren Handgranaten.

In den folgenden Tagen wurde so nach und nach alles beschlagnahmt, so dass ein geregelter Krankenhausbetrieb nicht mehr möglich war und die Frage einer Evaku-

ierung akut wurde. – Auch französische Marodeure in Zivil hatten sich eingefunden, die u. a. vor den Augen von Prof. Dr. Diebold dessen Wagen stahlen.

Der Krankenhausbetrieb wurde schliesslich in das Lessinggymnasium verlegt. Dieser Umzug stellte neue grosse Anforderungen, denn die Schule hatte in den letzten Kriegsmonaten Fremdarbeitern aus den Ostgebieten als Unterkunft gedient, so dass zunächst umfangreiche Räumungs- und Säuberungsarbeiten vorgenommen werden mussten. Dann mussten Betten, Wäsche, Verbandsmaterial, Medikamente, Lebensmittel usw. neu beschafft werden, denn die Franzosen hatten uns buchstäblich alles weggenommen, und die Verletzten gewissermassen einfach auf die Strasse gesetzt. Der Raub – anders kann man es nicht nennen – ging sogar soweit, dass sie sogar Türklinken, Waschbecken, Klosettschüsseln und dergleichen mehr mitnahmen, so dass als die Franzosen von den Amerikanern abgelöst wurden, diese die notwendigsten Dinge neu beschaffen mussten.»

Wie eine «Anweisung zum Überleben» liest sich der Bericht von Heinrich Krön, der in einem Bombengeschädigten Haus in der Südstadt ein Lebensmittelgeschäft betrieb. Mit Überlegung und Umsicht hatte er «sein Haus bestellt», Vorräte angelegt, die 17jährige Tochter versteckt und dabei nicht vergessen, auch die Eheringe zu vergraben. «Nun können die Franzosen kommen», schrieb er zuversichtlich am 3. April 1945 in sein Tagebuch. Zuvor aber machte er noch einen äusserst gewagten «Spähtrupp» mit dem Fahrrad in den Hardtwald, um ganz privat die Feindlage zu erkunden. Am folgenden Tag, am 4. 4.1945, besetzte ein Trupp französischer Soldaten sein Haus in der Schützenstrasse. Drei Elsässer waren darunter, die ihre Quartiergeber vor Plünderungen und Hausdurchsuchungen schützten. Dadurch entwickelte sich ein recht herzliches Verhältnis zwischen den Besatzern und der Familie Krön.

«Zu Beginn des Monats April 1945», schrieb Heinrich Krön, «konnte ich noch sämtliche Lebensmittelmarken beim Ernährungsamt abrechnen und die entsprechende Menge Lebensmittel beziehen. Mit einem Leiterwagen fuhr ich die Ware nach Hause und füllte mein Lager auf.

Was irgendwie wertvoll war, Schmuck, Uhren und selbst die Eheringe, wurde im Garten des Hinterhofs vergraben. Unter dem Brennholz im Keller richteten wir das Versteck für unsere Fahrräder. Alle Ausweise, die einen Hakenkreuzstempel trugen und die Hakenkreuzfahne wurden verbrannt. Nun konnten die Franzosen kommen ...»

Am Vortag hatte eine Granate im Hinterhof des Nachbarhauses eingeschlagen und eine junge Frau tödlich verletzt. Da es ein geregeltes Bestattungswesen nicht mehr

gab, wickelten die Nachbarn die Leiche in einen Teppich ein und brachten sie mit einem Leiterwagen zur Leichenhalle.

Mit einem Fahrrad fuhr ich in den Hardtwald, um mich persönlich von der Feindlage zu überzeugen. Ich traf auf die letzte deutsche Vorpostenkette, die aus wenigen Volkssturmmännern und einigen Hitlerjungen bestand. Sie waren gerade dabei, sich ins Albtal abzusetzen. Höchste Zeit also auch für mich, in die Stadt zurückzufahren. Ich betrachtete noch die am Ausgang des Hardtwaldes errichteten Panzersperren. Wen sollten diese kümmerlichen Barrieren aufhalten?

Auf dem Rückweg fuhr ich bei meinem Butter- und Käselieferanten vorbei. Er meinte, bevor die Franzosen seine Vorräte beschlagnahmen würden, gäbe er sie lieber an seine alten Kunden aus. Schwer bepackt kam ich zu Hause an. Die Strassen waren völlig ausgestorben.

Ich bezog neben meiner Haustür einen «Beobachtungsstand», um die Vorgänge auf der nahen Ettlinger Strasse zu sehen. Französische Panzer fuhren in Richtung Hauptbahnhof. Dann tauchten die ersten Infanteristen auf. Mit schussbereiter Pistole trat ein junger französischer Offizier auf mich zu. Er fahndete nach versteckten deutschen Soldaten und begann sämtliche 22 Zimmer unseres Hauses systematisch zu durchsuchen. Mein Ladengeschäft würdigte er mit keinem Blick, worüber ich recht froh war.

Kaum hatte der Offizier mein Haus verlassen, folgten rasch hintereinander kleine Trupps von Soldaten, die – wie es in der Landsersprache hiess – «organisieren» wollten. Meine Frau empfing sie mit energischen Worten und erreichte dadurch, dass sie unser Haus schnell wieder verliessen.

Kurze Zeit darauf erschien ein neuer Trupp Soldaten, darunter drei junge Elsässer. Meine Frau bat sie zu bleiben und uns vor Plünderern zu schützen, was sie auch wirklich taten.

Tagsüber fuhren unsere Quartiergäste mit dem Jeep durch die Stadt. Aus Karlsruher Weinhandlungen, Hotels und Gaststätten brachten sie beachtliche Mengen von Sekt und Wein nach Hause. Abend für Abend sassen wir mit ihnen zusammen. Meine Frau bereitete das Abendessen, die Soldaten spielten auf dem Klavier oder erzählten. Unsere 17jährige Tochter war allerdings nicht dabei: die hatten wir am sichersten Platz in unserer Wohnung versteckt.

Nach acht Tagen kam der Befehl zum Abmarsch in Richtung Albtal. Mit «merci beaucoup» dankten uns die Soldaten für die erwiderte Gastfreundschaft. Nun waren wir wieder allein. Aber um weiterhin geschützt zu bleiben, sahen wir uns nach einer neuen Einquartierung um. Bald fanden sich zwei junge französische Soldaten, die

um ein Nachtquartier baten. Sie waren nur kurze Zeit bei uns. Nach acht Tagen kehrten sie überraschend aus dem Albtal zurück und brachten uns eine Flasche Wein als Dank für die genossene Gastfreundschaft.»

Kriegsdienstverpflichtet in einem Grossbetrieb in der Oststadt, im Keller des historischen Judenspitals in der Kronenstrasse wohnend, erlebte Frau Luise Morlock die Besetzung Karlsruhes: Die Furcht vor einem erneuten Inferno, wie es der 4. Dezember 1944 gebracht hatte, veranlasste im März 1945 viele Karlsruher, ihre Stadt zu verlassen. Wer nur irgendwie konnte, versuchte sich auf dem Land in Sicherheit zu bringen. Dazu gehörten auch meine betagten Eltern. Sie zogen nach Forchheim zu einer Tante. Meine Schwester Charlotte und ich waren an unseren Arbeitsplatz gebunden. Zuflucht fanden wir im ehemaligen jüdischen Hospital in der Kronenstrasse. Dieses Haus schien uns so sicher wie Abrahams Schoss. Wir hatten alle den festen Glauben, dass die Alliierten dieses Haus nicht bombardieren würden; und so war es auch. Es hatte einen grossen, gewölbten Keller, worin wir wohnten. Man lebte sowieso nur noch im Keller. Dort lebte auch Dr. Danin, ein jüdischer Wissenschaftler, mit seiner christlichen Frau.

Die Ostertage (31. März/1. April 1945) verbrachte ich mit meiner Schwester bei unseren Angehörigen in Forchheim. Am späten Abend des Ostermontag (2. April 1945) fuhren wir mit unseren Rädern bei Einbruch der Dunkelheit in die Kronenstrasse zurück. Diese Zeit war sehr günstig, da man mit Fliegerangriffen nicht mehr zu rechnen brauchte und die gefürchteten Jabos (Jagdbomber) auf dem Rückflug waren. Keine Menschenseele begegnete uns auf dem weiten Weg zwischen Grünwinkel und Kronenstrasse. Karlsruhe schien eine Geisterstadt zu sein.

Am Dienstag (3. April) zogen deutsche Truppen durch die Durlacher Allee in Richtung Albtal. Ich sah Geschütze, von Menschen gezogen, weil keine Fahrzeuge mehr vorhanden waren. Am späten Nachmittag wurden wir von der Geschäftsleitung durch Lautsprecher aufgefordert, das Werk einzeln zu verlassen, denn der Feind hätte Einsicht auf die Durlacher Allee. Unter heftigem Artilleriebeschuss erreichte ich den schützenden Keller in der Kronenstrasse. Meine Schwester war bereits da. Schweren Herzens, wusste doch keiner, was uns der neue Tag bringen würde, legten wir uns in unsere Luftschutzbetten. Schon recht früh wurden wir durch näherkommendes Gewehrfeuer geweckt. Ein Mann ging nach oben und brachte die Nachricht, dass der Feind vom Schloss her im Anmarsch sei.

Gegen zehn Uhr kamen die ersten Franzosen in unser Haus. Dr. Danin ging ihnen

entgegen und erklärte in perfektem Französisch, wer wir seien. Seine Aussagen belegte er durch entsprechende Ausweise. So blieben er und seine Frau verschont. Wir anderen mussten die Hände hochheben. Die erste Leibesvisitation an diesem Tag begann. Was irgendwie von Wert war, wurde uns abgenommen: Uhren, Ringe usw. Eine junge Frau aus unserer Runde bekam ihren Ehering nicht gleich ab, worauf ihr die Soldaten drohten, den Finger abzuschliessen. Wie froh waren wir, als die ersten Abteilungen «unserer Befreier» abgezogen waren. Doch bald folgten weitere. Und immer wieder spielte sich dasselbe ab. Wir waren aber schon abgegrast. Jedesmal erklärte Dr. Danin diese Tatsache. Nur fügte er jetzt hinzu, dass wir seine Töchter seien; dadurch hatten wir einen grösseren Schutz.

Was war inzwischen draussen vor sich gegangen? Karlsruhe war eine mit Lebensmitteln wohlversorgte Stadt. Anstatt sie an die Bevölkerung zu verteilen, fielen grosse Vorräte den Franzosen in die Hände. Die meisten Geschäfte, die noch heil waren, wurden restlos ausgeplündert. So auch die Filiale meiner Schwester. Selbst Gasherd und Berufsschürzen wurden mitgenommen. Im Weinhaus «Karpfen» floss der Wein, und in der «Kammer-Kirsch» der Schnaps in Strömen. Was diese Wein- und Schnapsorgien zur Folge hatten, blieb nicht aus. Nachts ertönten die Schreie der geschändeten Frauen. Die Schrecken des Krieges waren zu Ende, neue Schrecken begannen. Es war damals schlimm, eine Frau zu sein.»

In seinem Knielinger Tagebuch vermerkt Dekan Fritz Kobe unter dem Datum 8. April 1945 (Sonntag nach Ostern): Seit Monaten kann heute wieder zum ersten Male der Gottesdienst zu sonst gewohnter Zeit um 9 Uhr nach inzwischen eingetretener Sommerzeit im Konfirmandensaal gehalten werden. Wohl stehen nun die Bunker leer; aber mit Recht meint jemand zu der verhältnismässig kleinen Schar der Gottesdienstteilnehmer: «Die meisten Leute werden gar nicht wissen, dass heut Sonntag ist.» Von Bomben und Granaten sind die Ortsbewohner nicht mehr bedroht, aber andere Gefahren sind an deren Stelle getreten und halten die Menschen fest zu Hause: wir sind nicht mehr Herr im eigenen Heim! Wohl heisst es im Aufruf des Oberbefehlshabers Eisenhower, der überall angeschlagen ist, die alliierten Truppen kämen nicht als Bedrücker, sondern als Befreier in die deutschen Gebiete. Aber viele Leute sehen sich in diesen Tagen lediglich befreit von ihren Hühnern und Gänsen und Hasen, viele auch schon von ihren Uhren, Fahrrädern und anderen Gegenständen. «C'est la guerre!» sagt der Franzose, und das soll alles erklären und entschuldigen; besonders sind die Farbigen der Schrecken der weiblichen Bevölkerung.

Die Bevölkerung steht nun unter dem Eindruck des Krieges als einer für uns endgültig verlorenen Sache. Durch das Erlebnis der Besetzung, in der uns die eigene Ohnmacht der feindlichen Übermacht gegenüber so deutlich vordemonstriert wurde, sind nun auch die allergrössten Optimisten in ihrem Glauben an einen noch möglichen «Endsieg» erschüttert. Bis zum Tage der Besetzung waren immer wieder Gerüchte im Umlauf, die grosse Wende im Kriegsgeschehen stehe unmittelbar bevor; man möge nur noch ein paar Stunden warten, im schlimmsten Falle noch ein paar Tage, und die Stunde werde für uns geschlagen haben. So wirkte die Rundfunkpropaganda, die immer wieder bei der Bekanntgabe verlorener Positionen die Hoffnung auf einen unmittelbar bevorstehenden deutschen Gegenschlag wacherhielt, sie wirkte, aber eben doch nur wie die Verabreichung einer Kampferspritze auf ein im Todeskampf befindliches Menschenherz.

Das Erlebnis einer unserer Krankenschwestern: Schwester Lydia Schorpp wird von einem Mann der Besetzung gefragt nach ihrem Dienst: sie gibt sich als evangelische Diakonisse zu erkennen: «Ah, protestantisch!» meint der Franzose und fügt hinzu: «Protestantisch nicht gut für uns!»

«So? Warum nicht gut für euch?» und die Schwester deutet mit dem Finger auf die Stirn und sagt: «Hitler – katholisch! Göbbels – katholisch! – Himmler – katholisch! Warum protestantisch nicht gut für euch?»

Vier Wochen währt nun schon die Besetzung, ohne dass sich etwas wesentlich geändert hätte. Von den Kampfhandlungen im Reich und andern politischen Vorgängen erfährt man nichts, nimmt aber doch ihren Fortgang an der wachsenden Zahl von Gefangenen wahr, die seit 14 Tagen zuerst in Wagen, dann aber zu Fuss zu vielen Hunderten unser Dorf passieren; der Marsch geht auf der Saarlandstrasse zum provisorisch hergestellten Rheinübergang bei Maxau. Immer wieder befinden sich unter den Gefangenenabteilungen Knielinger Männer und Söhne, die sich durch Grüssen und Rufen ihren Gemeindegossen, die die Heerstrasse umsäumen, bemerkbar machen. Grüsse an die Ihrigen bestellen, aber auch zuweilen von Angehörigen ein Stück Wegs begleitet werden. Zuletzt sind es Amerikaner, die den Gefangenentransport eskortieren. Zum Unterschied von den französischen Mannschaften gestatten sie den Knielinger Gefangenen grössere Freiheiten zum Gruss- und Wortaustausch auf dem Durchmarsch. Zum Teil sind die Leute schon drei Tage unterwegs; es werden ihnen Brote und andere Lebensmittel verabreicht. Das Ganze von Freude und Schmerz bewegte Bilder, die der Heerstrasse entlang rollen. Nun aber macht heute ein Kommandanturbefehl der Wiederholung solcher Vorgänge dadurch ein Ende, dass während

der Dauer des Gefangenen durchzugs von 6-8 Uhr alle Fenster und Läden geschlossen bleiben müssen und niemand die Strasse betreten darf.

Schon in der zweiten Woche der Besetzung hatten sich in der hiesigen Rheinkaserne alle Männer des Kreises Karlsruhe im Alter von 50-60 Jahren stellen müssen, dazu jeder eine Decke und Mundvorrat für einige Tage mitbringen sollte. Bei dieser Gelegenheit erhielt jeder einen Stempelaufdruck in seinen Meldeschein; dabei wurde u. a. auch die Frage nach der Zugehörigkeit zur NSDAP gestellt und diejenigen, die sich als «alte Kämpfer» oder Inhaber irgendeines Parteiambtes herausstellten, zu weiterer Behandlung zurückgehalten. So sind zur Zeit Hunderte von PGs hier interniert, aus der ganzen Umgegend zusammengeholt. Man hatte wohl schon von der Vornahme solcher Massnahmen gegen Parteigenossen gehört, ihre Durchführung aber für unwahrscheinlich gehalten. Diesen Kasernierten wurde gestern auch der letzte badische Finanzminister und Ministerpräsident eingereiht. Mein Nachbar Baumann, der mit seinem Fuhrwerk zu einem Dienst in den Kasernenhof befohlen ist, wird von andern auf den seitherigen Träger höchster Ämter im Lande aufmerksam gemacht und steckt ihm, wie er mir hernach erzählt, ein Vesperbrot zu, das dankbar angenommen wird. Der Minister sagt, indem er die flache Hand bis zu den Knien niederhält: «Ich war einmal so klein!», und dann, indem er seine Hand bis über den Kopf hinausstreckt, meint er: «Und dann wurde ich so gross!» Und er beugt sich mit seiner Hand bis zu den Knöcheln nieder, indem er hinzufügt: «Und jetzt bin ich wieder so klein!» Im Laufe des 7. Mai verbreitete sich die Kunde, dass seit 2 Uhr mittags Waffenstillstand herrsche. Es waren ja schon wiederholt Gerüchte von teilweiser Waffenruhe und ähnlichen Inhalts im Umlauf. Diesmal aber nimmt das Gerücht doch bestimmtere Formen an. Wir sitzen noch mit den seit der Besetzung des Orts bei uns nächtigenden vier Töchtern des Nachbarhauses nach dem Abendbrot plaudernd zusammen; da fängt auf einmal die letzte uns noch verbliebene Glocke von den vieren, die wir hatten, an zu läuten. Sie hat sich schon monatelang nicht mehr hören lassen, da die elektrische Zuleitung seinerzeit durch Granatsplitter an verschiedenen Stellen unterbrochen ist. Jetzt wird sie offenbar mit der Hand in Bewegung gesetzt. «Was läutet es denn?» fragt jemand. «Es setzt ja ab! Es ist scheint's jemand gestorben. (Bei einem Todesfall in der Gemeinde läutet es hier mit einem dreimaligen Absetzen «Schidding».) «Die Hermanns Karlin», sagt jemand, während ein anderes meint:

«Das war ja schon gestern.» – «Wisst ihr, wer gestorben ist?» fragt jemand und antwortet zugleich: «Das Deutsche Reich!»

Gleich darauf ziehen ein paar junge Franzosen am Haus vorbei; sie kommen vom Kirchturm, wo sie das Läutwerk mit der Hand in Bewegung gesetzt haben. Die Hausfrau ruft ihnen zum Fenster hinaus fragend zu: «La guerre est finie?» – «Oui madame, la guerre est finie!» Hinter den schwatzenden, lachenden und Zigaretten rauchenden Soldaten geht eine Frau, gross und hager in einem abgetragenen Kleid, barfuss, niemand kennt sie, es geht ja jetzt allerlei fremdes Volk auf der Strasse. Aber die geht vorbei wie das Schicksal des deutschen Reiches, davon der Lateiner sagt: «Sic transit gloria mundi!»

18. Juni. Schon 6 Wochen Waffenstillstand, und noch immer keine Gewissheit darüber, wie sich unsere nächste Zukunft gestalten wird. Dass die Alliierten die völlige Staatsgewalt in Deutschland übernehmen werden, haben die «Mitteilungen», das Nachrichtenblatt der 6. Heeresgruppe für die deutsche Zivilbevölkerung, das in Heidelberg herausgegeben wird, bereits bekanntgegeben. Uns liegt begreiflicherweise viel an der Entscheidung, ob wir zu dem amerikanischen oder dem französischen Besetzungsabschnitt kommen werden. Was uns Zurückgekehrte aus Gebieten unter amerikanischer Besatzung über die dortigen Verhältnisse berichtet haben, ist derart, dass bei dem Vergleich der Zustände hier und dort ein eindeutiges Urteil und damit ein eindeutiger Wunsch herauskommt, wenn man einen solchen noch als letzte uns gebliebene Freiheit hegen darf.

Die Stadtverwaltung gibt am 23. Juni 1945 bekannt, dass die Militärregierung der 1. französischen Armee angeordnet hat, dass in dem besetzten Gebiet jede deutsche Familie bis Montag, den 25. Juni, abzuliefern hat: einen vollständigen Anzug, Körperwäsche (1 Hemd mit Kragen, 1 Unterhose, 2 Taschentücher, 2 Paar Socken, 1 Krawatte), sowie 1 Paar Schuhe, alles in tadellosem Zustand. Nachdem wir seit Jahren nicht mehr in der Lage waren, etwas Neues von dem Geforderten anzuschaffen, bedeutet gerade diese Abgabe ein schweres Opfer. Zu gleicher Zeit haben, wie mir ein hiesiger Schneidermeister mitteilt, die Bekleidungsgeschäfte das Verbot erhalten, einem Deutschen etwas Neues zu liefern.

Heute, am 10. Juli, ist die französische Flagge an der Rheinkaserne wie am Rathaus verschwunden, eine andere aber noch nicht aufgezo-gen. In Karlsruhe aber ist an der Hauptpost, wo die amerikanische Militärregierung eingezogen ist, das Sternenbanner gehisst. Es besteht nun kein Zweifel mehr, dass der Franzose unser Gebiet räumen wird. Gerade in den letzten Tagen haben sich die Gewalttätigkeiten von Seiten der

Besatzung gemehrt. Auch die von den immer noch zahlreich vorhandenen Russen ausgeführten Räubereien werden den Franzosen mit zugeschrieben, da sie die Macht zur Abstellung dieser Übelstände hätten, sie aber nicht anwenden. Es ist schon so weit gekommen, dass Leute auf dem freien Feld ihrer Kleider beraubt wurden; sie mussten andere Leute herbeirufen, die ihnen wenigstens etwas zur Verfügung stellten, um ihre Blöße zu decken.

Nun sind wir wirklich amerikanisch! Wäre Wilson mit seinen 14 Punkten noch am Leben, so hätte er jetzt erleben können, dass man sich bei uns nach seinem vorgesehenen «Selbstbestimmungsrecht aller Völker» zu 95 Prozent also entschieden hätte: «Wir wollen amerikanisch werden.»

Seit etwa 14 Tagen, seit dem 5. September 1945, sieht man nun auch den Postboten wieder! In Nofdbaden und Württemberg, soweit die amerikanische Zone reicht, ist die Post wieder in Gang gesetzt, nachdem ihr Betrieb seit April geruht hat. So lange war im schriftlichen Fernverkehr die Freimarke und der Poststempel mit «durch Gefälligkeit», vielfach auch das Postamt durch das Pfarramt und die Hauptpost in Karlsruhe durch den Oberkirchenrat ersetzt. «Von Pfarramt zu Pfarramt», so hiess es häufig auch für viele Privatbriefe als Wegweisung zur Erreichung des Adressaten. Wie viele Briefe aber werden in dieser Zeit auch zu denen gehört haben, «die ihn nicht erreichten!» Die ihn aber erreichten, wurden als Wunder in Empfang genommen.

Das Tagebuch einer ehemaligen Bewohnerin von Hagsfeld endet mit Einträgen vom 10. April 1945. An diesem Tag, einem Dienstag, zogen nach sechstägiger Einquartierung die ersten Besatzungstruppen – marokkanische Schützen – aus Hagsfeld ab und weiter nach Südbaden. Auf dem weiteren Vormarsch der 1. französischen Armee ins Albatal begegnete die Familie Trapp, die – ihre Habe auf einem Leiterwagen verladen – von Busenbach nach Karlsruhe zurückwanderten, der motorisierten Marschkolonnen der Franzosen. Ihr Dackelhund Jockel «stoppte» die vorrückenden Kolonnen. Doch zunächst einige Auszüge aus dem Hagsfelder Tagebuch: «Dienstag, 10. April 1945. Es ist kaum zu fassen, was wir in den letzten sechs Tagen erlebten. Die Bombenangriffe waren schon schlimm, aber sie reichten nicht an die Aufregungen und Ängste der letzten Tage hin. Am 4. April bekamen wir marokkanische Einquartierung, und zwar gleich 31 Mann. Ein Glück, dass wir unsere Möbel bereits in den Keller verlagerten, so hatten wir einen Raum für uns. Kaum eine Stunde nach der Besetzung schleppten die Marokkaner Hasen und Hühner an. Sie begannen ein

Schlachtfest von ungeahnten Ausmassen. Im Nu verwandelten sie unser Haus in einen riesigen Abfalleimer. Der Dreck war unbeschreiblich.

Die meisten Marokkaner sahen furchterregend aus: Schwarze Haare und Bärte, Glutaugen, mehr braune als schwarze Gesichtsfarbe.

Als sie mein Klavier entdeckten, fingen sie an, darauf herumzuklimpern. Mir kam der Gedanke, ihnen etwas vorzuspielen. Mit Todesverachtung spielte ich Volkslieder und Schlager. Die Marokkaner waren ein begeistertes Publikum. Sie schenkten mir Konserven, Brot und Schokolade.

Am nächsten Tag kam mein Vater vom Volkssturm zurück. Seine Einheit hatte sich aufgelöst. Inzwischen hatten sich die Marokkaner Fahrräder beschafft und schleppen nun Geflügel und Hasen aus Rintheim und Blankenloch an. Sogar in der Waschküchle wurden Hühner gekocht. Die Hasen schnitten sie in Stücke und braten sie auf der Herdplatte oder im offenen Feuer.

Mit Entsetzen hörte ich, dass viele Frauen und Mädchen aus unserer Nachbarschaft vergewaltigt worden waren. Ich traf einige von ihnen. Sie waren völlig verstört. Wir riegelten uns jede Nacht im Keller ein. Ein älterer Marokkaner, ein Sergeant, deutete mir und meiner Mutter an, dass uns nichts geschehen würde. Er zeigte dabei auf seine Maschinenpistole.» Das Tagebuch berichtet, wie es zwischen diesem Sergeanten und einem Soldaten fast zu einer Schiesserei gekommen ist, als der Jüngere versuchte, sich an den Frauen des Hauses zu vergehen. Mit Eintragungen vom 10. April schliesst das Tagebuch: «Sie (die Marokkaner) sind weitergezogen. Ich hüpfte vor Freude, als der ganze Spuk verschwunden war. Den ganzen Tag hatten wir zu putzen, um unser Haus einigermassen wieder sauber zu bekommen. Zum Abschied hatten uns die Soldaten 1'000 Reichsmark und meinen ganzen Schmuck gestohlen!»

Zu dieser Zeit, als die französischen Truppen ins Albtal weiterzogen, wanderte die Familie Trapp mit ihrem Leiterwagen und ihrem Dackelhund «Jockel» von Busenbach nach Karlsruhe zurück. Bruno Trapp schreibt: «Ich war damals knapp 17 Jahre alt und mit meiner Mutter, Schwester und Tante in Busenbach evakuiert. Als wir erfuhren, dass am 4. April Karlsruhe besetzt worden war, wagten wir es, nach ein paar Tagen – nachdem am 8. April auch Busenbach kampfflos eingenommen worden war –, die Rückkehr anzutreten. Wir erhielten vom Ortskommandanten einen Passierschein, packten unser Hab und Gut auf einen Leiterwagen und machten uns voll banger Erwartungen auf den Weg.

Unbekümmert und unbeeindruckt von all dem dramatischen Geschehen der letzten

Tage war unter uns nur einer: unser Dackel «Jockel». Laut bellend rannte er neben unserem Leiterwagen her und zeigte keinerlei Respekt vor allem, was uns entgegenkam. Und das waren immerhin starke motorisierte Marschkolonnen der Franzosen. Zwischen Ettlingen und Rüppurr kam uns wieder eine lange Kolonne entgegen. Jeeps und Lastwagen mit auf gesessener Infanterie, dazwischen Panzer, eine ziemlich starke Einheit.

Als das erste Fahrzeug in unsere Nähe kam – ein Jeep mit einem französischen Offizier –, anscheinend der Führer der kleinen Streitmacht, da sprang unser «Jockel» dem Fahrzeug direkt vor die Räder. Wir erschraaken alle, und unser einziger Gedanke war: das ist das Ende für unseren kleinen, vierbeinigen Schicksalsgenossen. Konnte man von einer Fahrzeugkolonne einer feindlichen Armee etwas anderes erwarten, als dass sie ihn ohne Umstände überfahren würde?

Da geschah ein Wunder. Der Fahrer stoppte geistesgegenwärtig, der Offizier am Steuer lächelte uns freundlich zu. Aber die ganze Kolonne war zum Stehen gekommen, da jeder nachfolgende Fahrer ebenfalls eine Notbremsung durchführen musste. Nach einem dankbaren «Merci» unsererseits wurde uns noch von einem der Fahrzeuge ein Lebensmittelpäckchen zugeworfen. Wir kamen unbehelligt in Karlsruhe an und fanden unsere Wohnung unbeschädigt vor.

Noch lange danach erzählten wir im Bekanntenkreis die Geschichte von dem französischen Offizier, der ein grosser Tierfreund (und natürlich Menschenfreund) gewesen sein muss. Unser Dackel «Jockel» hat es fertiggebracht, was Hitler nicht schaffte: er hat die Alliierten zum «Stehen» gebracht ...»

3. März 1946

Karlsruhe teilte sein Schicksal, eine zu 60 Prozent vom Krieg zerstörte Stadt zu sein, mit Tausenden zerbombten und verbrannten Gemeinden in allen Ländern, die der Zweite Weltkrieg heimgesucht hatte. Überlebende und erste Heimkehrer aus der Gefangenschaft lebten unter Trümmern in Not und Entbehrungen ein Rattendasein, dem der Wille, zu überleben, die einzigen Energien abgewann. Die Trümmerwüste hatte einen Ruinenkomplex erzeugt, eine gefährliche Lethargie. Den auf Hygiene so sehr bedachten amerikanischen Besatzern war das Karlsruhe von 1946 unheimlich. So sehr sie sich befehlsgemäss (Nonfraternization) isolierten, so genau erkannten sie die Gefahren, die durch eventuell entstehende Seuchen auf sie zukommen konnten. «Die Tuberkulose macht vor unseren Uniformen nicht halt, und die Tb wohnt in den Ruinen», war eine oft wiederholte Erkenntnis des ersten US-Stadtkommandanten, Colonel Clifton Lisle.

Das hatten längst jene Männer erkannt, die mit der Leitung staatlicher und kommunaler Stellen betraut waren. Unter Oberbürgermeister Dr. Hermann Veit formierte sich eine Aufräumungs-Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe (AAK), geleitet von Oberingenieur Günther Klotz, Regierungsbaumeister Fritz Schäfer und Dipl.-Ingenieur Ernst Morlock, deren bleibendes Denkmal das Bild der heutigen Stadt Karlsruhe ist. 40 Firmen schlossen sich am 3. März 1946 zur AAK zusammen, um mit Loren und auf Schienen 1,5 bis 1,8 Millionen Kubikmeter Schutt aus der Innenstadt abzufahren. Welche Mengen sind 1,5 bis 1,8 Millionen Kubikmeter Trümmerschutt? Die Bauleitung der AAK hatte ein eindrucksvolles Bild entwickelt: Zur Beseitigung dieser Trümmermenge waren 100'000 Eisenbahn-Güterwagen notwendig; diese, aneinandergereiht, ergaben eine Wagenschlange von ca. 800 Kilometern, etwa die Strecke Karlsruhe-Berlin.

Der optimistische Elan, den die Initiatoren der AAK entwickelten, fand jedoch nur ein schwaches Echo in der Bevölkerung. Ein Appell des Leiters des Hauptarbeitsamts, Karl Konz, kennzeichnete die damalige Lage: «Was durch die Wahnsinnspolitik des Dritten Reiches in Trümmer verwandelt wurde, muss nun wieder aufgebaut werden. Seit April 1945 ist schon vieles geleistet worden. Wenn man alle die vielen braven Arbeiter sieht, die bei Wind und Wetter treu ihre Arbeit verrichten, kann man Dank und Anerkennung nicht versagen. Das Bahngelände und das Reichsbahnausbesserungswerk bieten hierfür den besten Anschauungsunterricht. Dort stehen die Arbeiter zu Tausenden ohne Schutz gegen Kälte und Wind und bringen die Bahnanlagen in Ordnung, damit Lebensmittel und wichtige Güter auf dem Schienenweg befördert werden können.

Dagegen laufen Tausende der aus politischen Gründen entlassenen Angestellten und Beamten spazieren und erlauben sich zum Teil noch abfällige Bemerkungen über die Schaffenden. Es ist an der Zeit, dass endlich dem Wunsche Rechnung getragen wird, Arbeitslose, die politisch einwandfrei sind, gegen noch arbeitende Nazis auszutauschen. Es ist bekannt, dass gerade diese sich immer wieder darauf berufen, sie seien keine Aktivisten gewesen. Sie warten darauf, wieder in eine Stellung eingesetzt zu werden, ohne auch nur den Versuch zu machen, etwas von der Schuld abzubüssen, die sie auf sich geladen haben.

Warum gehen so viele Jugendliche der Arbeit aus dem Wege? Auch viele Heimgekehrte haben den Ernst der Zeit noch nicht erfasst. Wie oft wird gesagt: ,Wir haben sechs Jahre den Kopf hingehalten, jetzt sollen wir noch schippen, das fällt uns gar nicht ein/ Im Gefangenenlager haben sie sicher anders gesprochen.

Wir lassen uns auf dem Weg zur Demokratie nicht sabotieren. Für Leute, die jeder Arbeit aus dem Wege gehen, hat auch die Demokratie gesetzliche Mittel, ihnen den Begriff Einsatz zur Arbeit klarzumachen. Wir haben uns schon monatelang bemüht, den Einzelnen zu überzeugen, dass er arbeiten muss. Wir konnten die an uns gestellten Anforderungen nicht erfüllen. Die Notdienstverpflichtung gibt uns Gelegenheit, auf diesem Wege Fortschritte zu erzielen».

In die ersten Märztag 1946 fiel ein Ereignis von fundamentaler Bedeutung: Die Herausgabe der Badischen Neuesten Nachrichten. Nach 13 Jahren staatsmonopolistischer NS-Presse erhielten die 146'000 Karlsruher (Stand: 1. 3.1946) ein Organ der freien Meinungsentfaltung, in der Fridolin Heurich, Erster Bürgermeister, seine Gedanken zum Wiederaufbau der Stadt zur





173 Ein freiwilliger Ehrendienst, zur Schutträumung gegründet.. .

◁ 172 Vor dem Wiederaufbau muss der Trümmerschutt beseitigt werden . .

174 aus ihm entsteht die Aufräumungs-Arbeitsgemeinschaft Khe . .





175 Die «Väter» der AAK – Klotz, Schäfer, OB Veit (Mitte) – am Werk.

176 Am Karlstor ist die Künstlerhaus-Ruine bereits freigelegt.





177 Das «Schuttbähne» bei der Aufräumung des Schiessplatzes.

178 Mit Volldampf: Der «Schutt-Express» unter der Albbrücke.





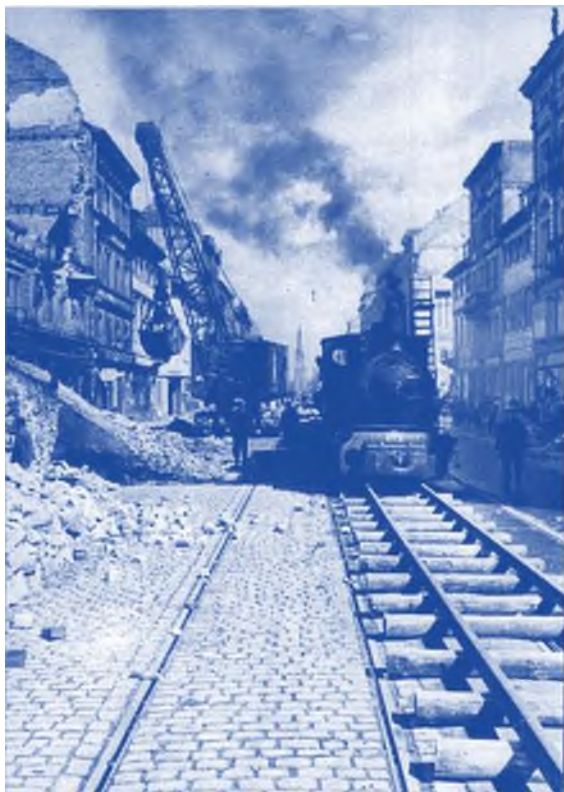
179 Noch immer ausgestorben: Der Stadtkern im Winter 1946/47.



180 Aufräumung am Schlossplatz im März 1947.

181 Auf dem Schmiederplatz entsteht ein Trümmerberg.





182 Aufräumarbeiten.
Blick in den östlichen ...



183 ... und den westlichen Teil
der Kaiserstrasse.

184 So begann der Wiederaufstieg Karlsruhe Hauptgeschäftsstrasse.





185 Zeichen der Hoffnung: Die neuen Scheine der Deutschen Mark.

186 Für 60 Reichsmark bekam jeder Bürger 40 DM als «Kopfgeld».



Achtung! Leichte Aufräumarbeit!

Wir brauchen Backsteine. Diese liegen im Augenblick noch im Schutt vergraben. Die Aufräumungs-Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe (A.A.K.) benötigt Kräfte zur Bergung. Wer vom Arzt für leichte Aufräumungsarbeit befunden wurde, muß eingesetzt werden. Die Arbeit ist leicht. Das Säubern der Backsteine kann im Sitzen geschehen.

Erspart uns die Dienstverpflichtung und greift freiwillig zu! Nützt das schöne Wetter aus und gebt unseren fleißigen Facharbeitern das notwendige Material! Arbeitsamt Karlsruhe.

Diskussion stellen konnte «Wenn wir die ungeheuren Verwüstungen betrachten und die Eindrücke auf uns wirken lassen, so stellen sich die Fragen ein: Hat es überhaupt einen Sinn, den Wiederaufbau durchzuführen? Nach Karlsruhe sind bereits mehr als 150'000 Personen zurückgeströmt. Noch viele Tausende wollen wieder zurück. Dazu kommen die Ostflüchtlinge zu Tausenden. Die Landgemeinden sind allein nicht aufnahmefähig. Die Landwirtschaft bietet nur wenigen Verdienst. Die Stadt hat doch früher so vielen ihr Einkommen ermöglicht. Das Einkommen ist den meisten Bewohnern unseres Landes nur aus der industriellen und der handwerklichen Arbeit erwachsen, und viele sagen und hoffen, dies wird doch wieder in der Stadt möglich sein. Ob das gelingt?

Der Wiederaufbau, der Wohnungsbau, ist die dringendste Notwendigkeit, da nach vorsichtiger Prüfung mindestens mehr als 15'000 Wohnungen fehlen, die zu schaffen wären, um einigermaßen wieder geordnete Zustände herbeizuführen. Karlsruhe bestand aus etwa 30'000 Haupt- und Nebengebäuden mit 55'600 Wohnungen in rund 17'000 Wohngebäuden.

Von diesen 30'000 Gebäuden sind nach neuesten Aufstellungen beschädigt:

100%	(zerstört)	3'500 Gebäude
85%	(schwer beschädigt)	2'800 Gebäude
50%	(mittelbeschädigt)	1'800 Gebäude
		zusammen 8'100 Gebäude

Von den restlichen 21'900 Gebäuden sind etwa 10'000 leicht beschädigt. Darunter sind rund 2'000 Gebäude, die etwa zu 20 Prozent beschädigt sind. Somit verbleiben rund 11'900 unbeschädigte Gebäude. Das sind rund 40 Prozent der Gesamtzahl. Dieser Bestand von unbeschädigten und die grosse Zahl von leicht beschädigten Gebäuden, welche zum Teil mit geringen Mitteln wiederhergestellt werden können, sprechen für einen Wiederaufbau auf alter Grundlage. Wenn auch die bisherige Grundlage des alten Stadtplanes beizubehalten ist, so ist die Auflage des Stadtplaners dadurch nicht leichter. Es ist vielmehr umgekehrt, denn er muss mit den vorhandenen Beständen rechnen und soll doch eine grosszügige Entwicklung sicherstellen, sowie eine einwandfreie baukünstlerische Gestaltung gewährleisten. Wir werden das Erbe Weinbrenners pflegen. Soweit die scheinbar für immer behüteten Zeugen der Stadtentwicklung nicht der Verwüstung zum Opfer gefallen sind, werden wir diese in dem neuen Aufbau sinnvoll zugrundelegen und das Stadtbild formen.»

Von Hölderlin stammt der erhebende Satz: «Wo aber Not ist, wächst das Rettende auch.» In aller Stille war dem Karlsruher Ingenieur Hans Müller ein bedeutsamer Fortschritt für den Wiederaufbau gelungen. Er erfand ein hydromechanisches Spezialverfahren, deformierte Profilstähle bis zu Längen von 15 Metern und Profilen bis zu Doppel-T (50 cm Höhe) durch kalte, plastische Verformung wieder geradezurichten. Die Chemisch-technische Prüfungs- und Versuchsanstalt an der Technischen Hochschule prüfte das Verfahren und kam zu dem überraschenden Ergebnis, dass die regenerierten Bauteile durch das Müllersche Kaltverformungsverfahren keinen Festigkeitsverlust erlitten, sondern dass die Zerreissfestigkeit sogar etwas erhöht wurde, allerdings auf Kosten einer geringen Einbusse der Dehnung, die im Maximum zwei Prozent des unverformten Materials betrug. Diese Erfindung gab die Möglichkeit, den grössten Teil der durch Bombeneinwirkung deformierten Eisenträger und Profilstähle dem Wiederaufbau zuzuführen, wobei der Preis regenerierter Träger etwa 60 Prozent niedriger lag als Neumaterial.

Ende März 1946 waren die Vorbereitungen für den «grossen Schlag», eine Grossaktion zur Entrümmerung der Innenstadt, abgeschlossen. Der Schlossplatz wurde zum Zentral-Schuttbahnhof für die 60cm Schmalspur des «Trümmerbähnles» eingerichtet. Josef Eisele, der Leiter des Städtischen Presseamtes, unterrichtete die Bevölkerung über die bevorstehende Grossaktion: «Wo einst der Marstall und zuletzt das Armeemuseum standen, wurde eine Verladerampe (Kippe) aufgeschüttet, auf der die

Züge der Schmalspurbahn fahren. Unten auf der Strasse wird eine Dampfbahn mit 90 cm Spurweite anfahren, und der Inhalt der Wagen der Kleinbahn wird sodann in diejenigen der Grossbahn gekippt. Es handelt sich hierbei nicht nur um einige Wagen, sondern um einen längeren Zug, der bis zu 90 Kubikmetern Trümmermassen auf einmal abtransportieren kann. Man hofft, zunächst täglich 800 cbm Trümmer wegfahren zu können und bis zu 2'000 cbm zu erzielen.

Es ist vorerst geplant, die Kleinbahn-Gleise durch alle Strassen von der Waldstrasse bis Englerstrasse zu führen. So werden analog der fächerartig angelegten Strassen auch fächerartig die Gleise in den Schlossplatz einmünden mit dem Endziel: Zentral-Schuttbahnhof Schlossplatz!

Wohin aber mit den Trümmern vom Schlossplatz? Von dort aus bewegt sich der Dampfzug zunächst über den Schlossplatz, nimmt von ihm Abschied zwischen Staatstheater und Staatstheaterkasse, um in den Botanischen Garten zu verschwinden. Diesen verlässt er am linken Ende des Orangeriegebäudes, lenkt in die Bismarckstrasse ein, fährt durch die Hoffstrasse, Nördliche Hildapromenade, Maxastrasse, links in die Händelstrasse, überquert die Kaiserallee und steuert durch die Gärten an den Strand der Alb. Nach der Mühlburg-Grünwinkler Brücke verlässt das Zügelle die Alb, und in kühner Unternehmungslust die Steigung überwindend, mündet es in die Vogesenstrasse ein, nimmt den Weg über die Eckenerstrasse, dann

Achtung! Frauen und Mädchen!

Wir benötigen dringend 300 Hausgehilfinnen. Kommt und meldet Euch. Das Arbeitsamt wacht darüber, daß Ihr nicht ausgebeutet werdet. Die Hausfrauen sind bestrebt, den Hausgehilfinnen ein Heim zu bieten und das gut zu machen, was durch das Dritte Reich mit dem Haushaltjahr in Mißkredit gebracht wurde.

Der Zuzug ist gesperrt, so müssen also Frauen und Mädchen aus Karlsruhe helfend eingreifen. Ihr Mütter müßt selbst mithelfen, daß Eure Töchter in den Haushalt eingereiht werden, bis andere Verdienstmöglichkeit und lohnendere Beschäftigung geschaffen wird.

rechts nach Daxlanden, am Bunker vorbei, den Ortsrand entlang und dann in das Faulbruch-Gewann im Rheinhafengebiet. Hier erfolgt das Abladen in sumpfiges Gelände beim 5. Hafenbecken, das später bei dem Aufbau dieses Beckens als Industriegelände vorgesehen ist.»

Die AAK «krebste» weiter dahin. Ihr Hauptproblem: Mangelnde Arbeitskräfte, trotz Massenarbeitslosigkeit. Da kam das Arbeitsamt auf die gelungene Idee, mit einem fingierten (in den BNN abgedruckten) Zwiegespräch aufklärend zu wirken und deutlich zu machen, dass ein vorübergehender Einsatz bei der AAK nicht die Berufsgruppe verändert.

«Einsatzleiter: Sie sind Kaufmann. In Ihrem Beruf können Sie vorerst nicht unterkommen. Viele Hunderte Ihrer Berufskollegen sind bereits schon fremdberuflich, d.h. für Aufräumungs- und Bauarbeiten, eingesetzt.

Arbeitsloser: Schipparbeit kommt für mich nicht in Frage.

Einsatzleiter: Sie sind amtsärztlich untersucht und für mittelschwere Bau- und Aufräumungsarbeiten einsatzfähig befunden. Diese Arbeit ist nicht unehrenhaft und kann auch Ihnen zugemutet werden.

Arbeitsloser: Warum soll gerade ich schippen?

Einsatzleiter: Sie schippen nicht allein! Es gibt viele aufbauwillige Kameraden. Ausserdem sind Sie doch verhältnismässig jung. Die leichteren Arbeiten wollen wir doch den älteren Familienvätern überlassen. Soviel Einsicht werden Sie doch besitzen.

Arbeitsloser: Muss ich dauernd schippen? Ich will doch mal wieder in meinen Beruf zurück.

Einsatzleiter: Nein. Sie müssen nicht dauernd schippen. Sobald Ihnen vom Arbeitsamt eine Stelle als Kaufmann zugewiesen wird oder Sie selbst eine solche finden, werden Sie von der Schipparbeit befreit und in Ihrem Beruf eingesetzt. Das Arbeitsamt macht Ihnen dabei keine Schwierigkeiten.

Arbeitsloser: Werde ich dann etwa zum Hilfsarbeiter gestempelt?

Einsatzleiter: Keine Angst. Ihre Berufsgruppe ändert sich während dieser Zeit nicht. Sie werden nach wie vor bei uns als Kaufmann weitergeführt.

Arbeitsloser: Gut! Dann werde ich also eine Zeitlang bei der Arbeitsgemeinschaft arbeiten.

Einsatzleiter: Na also! Warum nicht gleich so?»

Jedoch diese und andere Bemühungen änderten nichts am latenten Personalmangel der AAK. Die grosse Wende vollzog sich am 11. Mai 1946 mit dem Aufruf des Oberbürgermeisters Hermann Veit, alle arbeitsfähigen Männer der Stadt zu einem «freiwilligen Ehrendienst für den Wiederaufbau» zusammenzufassen.

AUFRUF ZUM FREIwilligen EHRENDIENST AM WIEDERAUFBAU

von Oberbürgermeister Veit

Karlsruher!

Im Herbst des letzten Jahres vor Beginn des gefährlichsten Winters unserer Geschichte rief ich Euch zur Notgemeinschaft auf. Mit bewundernswerter Disziplin und Opferbereitschaft seid Ihr ohne nationalsozialistischen Terror und Zwang dem Rufe freiwillig gefolgt und habt durch Eure Hilfe viel Leid und Elend abgewendet oder doch gemildert. Dafür gebührt Euch herzlichster Dank.

Nun ist der Frühling wieder in unser Land eingezogen und erfüllt uns trotz allem Leid und allen Trümmern mit neuem Lebensmut und neuen Hoffnungen. Nun wollen wir ans Werk gehen, unsere liebe Heimatstadt wieder aufzubauen. Die erste Voraussetzung hierzu ist

die Beseitigung der Trümmer.

Wir haben alle technischen Voraussetzungen für eine großzügige Bereinigung der Stadt durch die Gründung der Aufräumungs-Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Unternehmer geschaffen.

Was uns fehlt sind die Arbeitskräfte. Wir wollen möglichst Zwang vermeiden und appellieren an den Opfergeist der Karlsruher Bevölkerung. Die Beseitigung des Schuttes ist nicht nur die Sache der Handarbeiter. Die Größe der Aufgabe verlangt den Einsatz aller Männer. Sie kann aus dem gleichen Grunde nicht nur im Wege der Strafarbeit durch ehemalige Pj. gelöst werden.

Sie ist

Ehrensache des ganzen Volkes.

Deswegen rufe ich alle männlichen Bewohner der Stadt vom 14. bis 65. Lebensjahr auf, sich beim Arbeitsamt zum Ehrendienst für den Wiederaufbau zu melden. Keiner ist für diese Arbeit zu schade, keiner so beschäftigt, daß er nicht mithelfen könnte, nur wenige so krank, daß sie befreit werden müssen. Damit auch die Berufstätigen ihrer Ehrenpflicht nachkommen können, wird die Ableistung des Ehrendienstes in kleinsten Zeiträumen bis zur Halbtagsarbeit gestattet.

Wer seiner Ehrenpflicht nachkommen ist, erhält die Ehrenkarte. Mindestleistungen zur Erfüllung der Ehrenpflicht und Erlangung der Ehrenkarte sind

1. für vollbeschäftigte politisch Unbelastete	7 Arbeitstage
2. für nicht- oder nicht vollbeschäftigte Unbelastete	14 Arbeitstage
3. für vollbeschäftigte Personen, die unter das Befreiungsgesetz fallen	20 Arbeitstage
4. für nicht- oder nicht vollbeschäftigte Personen, die unter das Befreiungsgesetz fallen	30 Arbeitstage.

Es kann jeder, der sich meldet, selbst bestimmen, ob er den Ehrendienst in einem Stück oder in Teilleistungen bis zur Halbtagsarbeit pro Woche ableisten will. Für 10 hintereinander abgeleistete Arbeitstage wird ein Tag, für 20 hintereinander abgeleistete Tage werden zwei Tage, für 30 hintereinander abgeleistete Tage, drei Tage gutgeschrieben. Politisch Belastete haben sich selbst das Pensum ihrer Arbeitspflicht zu bestimmen unter Berücksichtigung der Schwere ihrer Belastung. Die angegebenen Zeiten sind nur Mindestzeiten.

Nach der Ehrenkarte, deren Besitz jeder anständig denkende männliche Bewohner unserer Stadt anstreben muß, um von sich sagen zu können, daß er am Wiederaufbau unserer Stadt mitgeholfen hat, wird gefragt werden

- wenn politisch Belastete bevorzugt vor die Spruchkammern kommen wollen,
- wenn die Bewährung politisch Belasteter nachgewiesen werden soll,
- wenn eine Arbeitsstelle gesucht wird,
- bei der Wohnungszuteilung
- und in allen sonstigen Fällen, in denen Anträge bei Behörden vorgebracht werden.

Darum versäume es keiner, sich die Ehrenkarte zu erarbeiten. Nur Schwerkranke können von der Arbeit befreit werden. Sie haben unter Vorlage eines ärztlichen Attestes um Befreiung von der Ehrenpflicht nachzusuchen. Ueber das Gesuch entscheidet eine ärztliche Kommission. Sämtliche nachweisbar in Arbeit stehenden Bauarbeiter und Bauhilfsarbeiter werden auf Ansuchen vom Ehrendienst befreit. Wer aus sonstigen zwingenden beruflichen Gründen sich nicht einmal einen halben Tag pro Woche für den Ehrendienst frei machen zu können glaubt, kann beim Arbeitsamt Antrag auf Befreiung vom Ehrendienst stellen. Ueber den Antrag entscheidet eine Kommission.

Wer sich rasch zur Meldung entschließt, erleichtert uns den Einsatz. Darum werden wir die Anmeldungen mit Nummern versehen, die auf die Ehrenkarte übertragen werden. Unter mehreren Ehrenkartenbesitzern hat der Inhaber der niedersten Nummer den Vorzug. Wer im Ehrendienst arbeitet, ist gegen Unfall versichert. Wer Lohnausfall hat oder auf den Verdienst angewiesen ist, erhält den Tariflohn. Alle sonstigen arbeiten ehrenamtlich.

Um zu zeigen, daß auch wichtigste Arbeit für die Allgemeinheit die Ableistung des Ehrendienstes nicht ausschließt, habe ich mich unter Nr. 1 und hat sich der Direktor Konz des Arbeitsamts unter Nr. 2 zum Ehrendienst gemeldet.

Karlsruher! Folgt unserem Beispiel! Gemeinschaftlich wollen wir alle ohne Unterschied der Stellung an den Wiederaufbau gehen. Karlsruhe soll die erste, schwer geschädigte Stadt sein, die von den Trümmern, die uns der Nationalsozialismus hinterlassen hat, freigemacht ist. Meldet Euch alle! Meldet Euch sofort! Keiner darf fehlen! Wenn wir alle zusammenstehen, wird es um so schneller gelingen

Karlsruhe wieder aufzubauen!

Das Arbeitsamt nimmt Meldungen ab 15. Mai 1946 entgegen.

«Dieser Aufruf sollte im Geist der Versöhnung die Kluft zwischen den politisch Unverdächtigen und der Masse der namenlosen Mitläufer des NS-Regimes beseitigen. Damit hatte die Stadtverwaltung ihren ersten Sieg über die Lethargie der Einwohnerschaft errungen», schrieb Herbert Meininger.

Der Mitherausgeber der BNN, Wilhelm Baur, kommentierte den Aufruf: «Da nun in gutnachbarlicher Zusammenarbeit alle Stände beieinander sind, der Akademiker und der Arbeiter, der Kaufmann und der Handwerker, der Belastete und der Nichtbelastete, die Männer von der KPD, CDU und SPD, wird aus diesem gemeinsamen Werk freiwilligen Opfers ein gutes Stück Verstehen, Frieden und Versöhnung erwachsen. Und das scheint nicht weniger bedeutsam, als die hierbei praktisch verwirklichte neue Arbeitsgenehmigung, die die Handarbeit um nichts weniger wertet als die Geistesarbeit und dazu jene neuen Wohnungen vorbereitet, die für unsere ausgebombten und sonst evakuierten Mitbürger aus all dem erstehen soll. Der Karlsruher Ehrendienst wird über unsere Heimat hinaus beispielgebend sein und Nachahmung finden. Wir selbst aber wollen dem Appell an unser Gewissen folgen.»

Am 21. Mai meldeten die BNN: «Die Allgemeinheit hat den Aufruf des Oberbürgermeisters richtig verstanden. Schon am ersten Tag (15. Mai) lagen über 3'000 Meldungen zum freiwilligen Ehrendienst vor. Darin sind die geschlossenen Meldungen der Betriebe nicht eingeschlossen. Lange vor den Schalterstunden standen Freiwillige in dichten Scharen beim Arbeitsamt. Sehr gross war auch der Anteil der Frauen, die am Wiederaufbau mitarbeiten wollen. Ihre Teilnahme verdient besondere Bedeutung, weil der Aufruf nicht an sie gerichtet war.»

Die Monatsstatistik der AAK für Mai 1946 berichtet: «Die Belegschaft der AAK betrug Ende Mai 1050 Mann (März 1946: 230 Mann). Hierin sind die Männer, die im freiwilligen Ehrendienst eingesetzt sind, mit enthalten. Wenn auch vielen diese Arbeit nicht leicht wird, sie arbeiten unverdrossen und werden an den an allen Baustellen festgestellten Fortschritten selbst sehen, wie förderlich diese ehrendienstliche Mitarbeit der Einwohner der Aufräumung als erste Voraussetzung im Wiederaufbau unserer Stadt ist.

Der Bau der Schuttbahn Schlossplatz – Rheinhafen geht seiner Vollendung entgegen. Obwohl die Bahn noch nicht läuft, werden täglich erhebliche Schuttmassen abtransportiert, wobei es sich in erster Linie um die Freilegung verkehrsreicher Stras-

Achtung! Anruf der Militärregierung

Bis 10 Uhr müssen hundert Leute zu Arbeiten bei der Militärregierung, Zimmer Nr., sein. Es ist eine vorübergehende Beschäftigung.

Sofort erhalten alle Schalter Auftrag, Kräfte zuzuweisen. Zur Verfügung stehen nur Angestellte und Beamte. Einer hat einen Herzfehler, der andere Rheuma, alle 100 haben ein anderes Leiden.

Nur wenige haben den Willen zur Arbeit!

So muß die Dienstverpflichtung ausgesprochen werden. Es gibt Krach und dagegen wäre mit einigermaßen gutem Willen und Verständnis alles zu vermeiden.

Jeder wird seinen Kräften entsprechend eingesetzt.

Arbeitsamt Karlsruhe.

sen und Gehwege handelt. Bis heute wurden rund 110'000 cbm Trümmer abgefahren; diese würden einen Güterzug in der Länge Karlsruhe – Mannheim füllen.

Die geborgenen Baustoffe werden für den Wiederaufbau, und zwar zunächst zur dringlichsten Wohnraumbeschaffung für die Instandsetzung noch verwendbarer Wohngebäude abgegeben. Die Zahlen der so wiedergewonnenen Baustoffe geben im Zusammenhang mit der Zahl der verfügbaren Arbeitskräfte zugleich ein anschauliches Bild der Leistung bei den Aufräumungsarbeiten. Es sind im Januar 1946 81'000 und im Mai 1946 392'000 Backsteine; 8 cbm bzw. 500 cbm Bruchsteine; 3,7 Tonnen bzw. 28 Tonnen Eisen abgegeben worden. Ausserdem wurden Bauholz, Hausteine, Kunststeine, Wandplatten, Isolationsartikel und dergleichen in grossem Umfang geborgen und dem Wiederaufbau zugeführt.»

Am 13. Juli 1946 schilderte BNN-Lokalredakteur Paul Schneider die «Erste Fahrt mit dem Schutt-Express»: «Der letzte Donnerstag war ein besonderer Markstein für die A AK. In einem halben Jahr gelang es, das ersehnte Projekt des ‚Schuttexpress‘ fertigzustellen. Zischend und rauchend warteten zwei Züge, mit jungem Grün geschmückt, auf das Zeichen der Abfahrt, um in der Jungfernfahrt die erste Schuttfracht in die Niederung des Ölbeckens abzuführen. Im Vorzug hatten die Ehrengäste, Captain Baker als Vertreter der Militärregierung, eine Abordnung der Stadt mit den

Stadträten und den Leitern der AAK Platz genommen. So etwas muss es einst zwischen Nürnberg und Fürth gewesen sein, als sich schnaubend und prustend der erste Zug in Bewegung setzte.

In einer angeregten Plauderei mit Regierungsbaumeister Schäfer und Oberingenieur Klotz erfuhren wir, dass von den geplanten 17 km Gleise, 7,5 km fertiggestellt sind. Dass sehr viel Improvisationstalent notwendig war, sei am Rande vermerkt. Mit acht Zügen werden demnächst täglich 1'000 cbm Schutt abgeführt. Im weiteren Ausbau wird die Abfuhr auf 1'500 cbm gesteigert. Bei 1,5 Millionen cbm Schutt wird also die Stadt in drei Jahren von den Trümmern befreit sein. Gleichzeitig ist die Verlängerung des Ölbeckens um 500 Meter geplant. Dadurch werden in Form von Kies und Sand Baustoffe gewonnen, die auf der Rückfahrt in die Stadt geführt werden. Sieben grosse Bagger haben dafür gesorgt, dass Strassen und Ruinen teilweise aufgeräumt sind. Es ist ähnlich wie vor und nach dem Zahnarzt. Die Lücken werden jetzt erst fühlbar, während die hohlen Fassaden immer noch die Illusion des Stadtbildes festhalten. Das wirft gleichzeitig die Frage nach dem Beginn des Wiederaufbaues auf. Aber auch in dieser Beziehung hat man uns mit geschickten und – zur Beruhigung der Bürger – gut aussehenden Entwürfen überrascht.»

Die Karlsruher Leistungen in der Schutträumung und -Verwertung wurden am 18. Oktober 1946 auf der «Drei-Zonen-Tagung über Städte-Entrümmerung» in Königswinter a. Rh. von den Experten sämtlicher deutschen Städte als vorbildlich dargestellt. Die Karlsruher Delegierten konnten folgende Statistik vorlegen: «Von den rund 1,5 Millionen cbm Trümmern wurden rund 250'000 cbm abgefahren. Dieses entspricht 30'000 Reichsbahn-Waggons mit einer Gesamtlänge von 300 km, ungefähr der Strecke Karlsruhe – München. Die Schuttbahnen leisteten dabei 20'000 Zugkilometer, das ist der halbe Erdumfang am Äquator. Bei den Arbeiten wurden allein 4,5 Millionen Backsteine gewonnen und dem Wiederaufbau zugeführt. Mit dieser Menge lassen sich 400 Siedlungshäuser erstellen. Neben Dachziegeln, Bruchsteinen, Baueisen, T-Trägern, Heizkörpern, Öfen, Fenstern, Türen, Bauholz, Brennholz, elektrotechnischem Material, wurden 10'000 Irdm Gas- und Wasserrohre geborgen. Es wurden hierfür 220'000 Tagewerke aufgewendet, wovon etwa die Hälfte auf den freiwilligen Ehrendienst entfallen.»

Als im März 1949 mehr als 60 Prozent der Trümmer beseitigt waren, gab die Oberbauleitung der AAK einen kleinen Bildband mit Fotos von Erich Bauer heraus, die Dokumentation eines einmaligen Erfolges. «Kaum eine deutsche Stadt kann sich



Ehrenkarte
herr

hat im Jahre 1946
Tage am
Wiederaufbau der
Stadt Karlsruhe
freiwillig mitgearbeitet.
Der Oberbürgermeister:

№

wieder eines so klaren, sauberen Aussehens erfreuen wie die badische Landeshauptstadt», schrieb Reg.-Baumeister Fritz Schäfer; und Oberingenieur Günther Klotz: «Die Aufgabe des Ingenieurs, mit neuen Ideen und Planungen der Fortentwicklung der Zivilisation zu dienen, trat bei der Trümmerbeseitigung nur wenig sichtbar in Erscheinung. Durchdachte Planung und zielbewusstes Handeln schafften die Voraussetzungen für den Wiederaufbau. In der angesichts der Grösse der Aufgabe und der Schwere der Arbeit überraschend kurzen Zeit wurden nicht weniger als eine Million cbm von insgesamt 1,5 Millionen cbm Trümmern beseitigt. Das weit geförderte Aufräumungswerk möge allen Schwierigkeiten zum Trotz zu Ende geführt werden und gleichzeitig unserer Stadt Karlsruhe in einem grosszügigen Aufbau ein neues Aufblühen beschieden sein.»

Die AAK bestand bis zum März 1950.

20. Juni 1948

Obwohl so gut wie wertlos, war sie stets im Gespräch, die Deutsche Reichsmark. Am 1. September 1928 eingeführt, war nun, 20 Jahre danach, abzusehen, dass die abgegriffenen Scheine und die schmierigen Eisenmünzen mit dem Hakenkreuz irgendeinmal abgelöst werden würden. Das Wann war ebenso ein Geheimnis wie das Wie! Der Inflationsschock steckte noch so tief im Bewusstsein der Deutschen, dass sie nur mit Schrecken an eine mögliche Wiederholung denken konnten.

In der Dienstausgabe der BNN vom 25. November 1947 reimte ein unbekannter Autor mit den Initialen R. W. auf die «neue Währung», womit er die gegenwärtige meinte:

«Sag' noch wer, es sei das Geld,
das regiert die weite Welt;
heute stehen andere Trümpfe:
Wer den Koffer voller Strümpfe
oder Stoffe naht geschäftig,
gilt im Land als zahlungskräftig,
damit, nicht mit barem Gelde,
lockt man Früchte von dem Felde.
Macht der Kampf ums liebe Brot
dem, der Schnaps bringt, etwa Not?
Selbst, wenn man nicht bei sich hätte
die beliebte Zigarette,
zahlt man einfach mit den kleinen,
sehr begehrten Feuersteinen.
Auf das Locken solcher Währung
kommt die Ware voll Verehrung.»

In diesen holprigen Versen ist der zweifelhafte Wert der damaligen Währung treffend erfasst. Kompensieren nannte man den Tausch von Ware gegen Ware. Den Richtwert bildete die «Zigaretten-Währung». Eine einzelne amerikanische Zigarette kostete 8 RM, ein Laib Brot zwischen 40 und 60 RM, ein Pfund Butter nicht unter 300 RM auf dem «Schwarzen Markt», der sich offen – und nach jeder Polizeirazzia sofort neu installierend – auf der Kronen- und der Durlacher Strasse abspielte.

Solche Preise konnten natürlich nur Leute bezahlen, die selbst im Kompensationsgeschäft standen, sich als «Schieber» betätigten. Sie und der «Schwarze Markt» würde, das war klar vorauszusehen, eine Währungsumstellung hinwegfegen, wie dies jeder gute Bürger wünschte. Denn mit dem Begriff «Währungsneuordnung» verband sich die grosse Hoffnung auf eine radikale Wende der allgemeinen Not.

Jedoch von amtlicher Seite – was in diesem Fall von Seiten der US-Militärregierung heissen muss – war weder etwas zu vernehmen noch zu erfahren. Deshalb kam einer kleinen, einspaltigen Meldung auf Seite 1 der BNN vom Dienstag, dem 9. Dezember 1947, sensationelle Bedeutung zu. Die DENA (Deutsche Nachrichten-Agentur; heute dpa) meldete aus Washington: «Neues deutsches Geld bereit! Das amerikanische Finanzministerium hat, wie verantwortliche Beamte der US-Regierung bekanntgaben, neue Geldscheine für die Besatzungszone in Deutschland und Korea drucken lassen, die ausgegeben werden sollen, falls es mit den Sowjets bei der Friedensregelung weiterhin zu keiner Einigung kommt.

Wie AP (Associated Press) ergänzend mitteilt, erklärte ein Vertreter der amerikanischen Besatzungsbehörde, der nicht genannt sein will, man habe den Termin für die Herausgabe der neuen Währung bereits festgelegt.

Der Nachrichtenkommentator Drew Pearson erklärte in einer amerikanischen Rundfunksendung, drei Waggons mit dem neuen für Deutschland bestimmten Geld seien bereits unter schärfster Bewachung von Washington nach Brooklyn – New York befördert worden.»

Daraufhin wurde über das Thema «neues deutsches Geld» eine undurchdringliche Nachrichtensperre verhängt; nur für eine kurze Zeit unterbrochen durch ein DENA-Foto, das – am 18. Dezember 1947 veröffentlicht – vier neue Zehn-Pfennig-Stücke in Vorder- und Rückansicht zeigte, vorgestellt als die neuen Geldstücke, künftig gültig für die drei westlichen Besatzungszonen.

Während die Spannung und Erwartung auf eine Geldumstellung die täglichen Gespräche beherrschten, vollzog sich die Währungsreform (dieses Wort war bis dahin



noch für niemanden ein Begriff) unter absoluter, militärisch gesicherter Geheimhaltung, exakt bis zum 19. Juni 1948.

An diesem Samstag veröffentlichten die Karlsruher Zeitungen den Text des Gesetzes Nr. 61 (Währungsgesetz der Militärregierung Deutschlands für das amerikanische Kontrollgebiet). Die Schlagzeilen mit der Wirkung einer Atombombe hiessen: «Die Währungsreform für die drei Westzonen tritt in Kraft. – Kopfbetrag 60 Deutsche Mark, davon 40 DM sofort auszahlbar. – Umtauschverhältnis von Bank- und Sparkassenguthaben werden noch bekanntgegeben. – Letzter Umtauschtermin: 28. Juni. – Löhne, Gehälter und Preise bleiben unverändert. – Das neue Geld heisst Deutsche Mark. – Die Reichsmark, die Rentenmark und die Alliierte Militär-Mark sind vom 21. Juni an ungültig.»

Wohl noch nie zuvor (und auch sicherlich nicht mehr danach) sind die Wochenendausgaben der Zeitungen intensiver gelesen und mehr diskutiert worden als die vom 19. Juni 1948, obwohl sie nicht mehr boten als den langatmigen Wortlaut des Gesetzes Nr. 61 und seiner Ausführungsbestimmungen, das ganze zweieinhalb Seiten des Grossformates der BNN füllte.

Als militärische Grossaktion verlief die Anlieferung des neuen Geldes an die Zentralbanken. Amerikanische Militärpolizei mit schussbereiten Maschinengewehren und Maschinenpistolen sperrten und sicherten die Strassenquadrate um die Landeszentralbank, während am Samstagmorgen (19. Juni 1948) amerikanische Soldaten die wertvolle Fracht der neuen Scheine in die Banken trugen.

Walter Schwerdtfeger, Mitherausgeber (Lizenzträger) der BNN, hatte am Vorabend der Währungsreform die Gründe für den Währungsschnitt (Abwertung: 10 RM = 1 DM) erläutert: «Zwei Tatsachen erzwangen die Reform. 1. Das Erbe des Hitlerismus. Er hinterliess Staatsschulden in Höhe von 500 Milliarden Mark plus 200 Milliarden Mark an Schadensforderungen. Die Basler Bank für internationalen Zahlungsausgleich beziffert die Gebäudeverluste und -Schäden in Deutschland auf 970 Milliarden Mark. Für den Wert vernichteter Maschinen und Produktionsmittel fehlen Zahlen, aber auch sie sind ohne Weiteres als enorm zu veranschlagen. Hausrat, Kleidung, sonstige Vorräte, die der Krieg vernichtete, kommen hinzu. Dazu ein Verlust von Millionen der besten Menschenkraft, eine Minderung der Arbeitskraft des Volkes im Allgemeinen durch die Ernährungs- und Wohnungsmisere; 2. erzwang das schreiende Missverhältnis zwischen Geldumlauf und Warenproduktion die Reform. Das Geld war geblieben, die Produktion auf ein Minimum geschrumpft. Hier war der Nährboden für das Schiebtertum, der ‚schwarzen‘ und ‚grauen Märkte‘, der Beziehungswirtschaft und der Korruption!»

In den Karlsruher Schulen standen am Morgen des 20.6.48 1'822 freiwillige Helferinnen und Helfer, Angestellte und Beamte von Stadtverwaltung, Post, Polizei und Banken für die grosse Umtauschaktion bereit. Und, als wollte die Natur die Grösse der Stunde dramatisch untermalen, sandte das Wetter Blitz und Donner, Hagel und Erdbebenstösse. Trotzdem machten sich die Karlsruher Bürger auf den Weg, um das neue Geld – unter Vorlage des geltenden Personalausweises für die Lebensmittelversorgung – in Empfang zu nehmen.

Oberbürgermeister Friedrich Töpfer hatte in einem Aufruf vor asozialen Elementen gewarnt, die Leuten, die nicht über die erforderlichen 60 RM Umtauschgeld verfüg-

ten, anboten, diesen Betrag vorzustrecken, um es dann in neuem Geld zurückzufordern. In solchen Fällen war das Städtische Wohlfahrtsamt zur Aushilfe verpflichtet. Typisch für den Übergang von der alten in die neue Währung waren die Feststellungen des Redakteurs Ludwig Arnet vom 22. Juni: «Die Ersten Tage der neuen Währung stehen im Zeichen der völligen Parität aller, ohne Unterschied des Ranges und Standes, des Geschlechts und Alters; soweit es sich um Bargeld handelt, ist jeder mit 40 DM gleich arm oder gleich reich, eine Tatsache, die in der Sozialgeschichte der Welt wohl erst- und einmalig ist. Doch bis Wochen- und Monatsende wird sich die alte Diskrepanz allmählich wieder herausgebildet haben.»

Äusserst skeptisch hielten die Menschen das fremde neue Geld in ihren Händen. Die Scheine hatten amerikanisches Dollar-Format. Ihr künstlerischer Schmuck, allegorische Darstellungen aus der Arbeitswelt, war von einem amerikanischen Designer namens Moritz Tennenwurzel entworfen. Was jedoch die Kopfgeldbesitzer am meisten an den «neuen bunten Lappen» störte, war die Tatsache, dass die Noten keine Unterschriften trugen. Das traf die ordnungsliebenden Deutschen tief ins Herz. Geld ohne den eingedruckten Namenszug irgendeines Verantwortlichen, das konnte in ihren Augen nicht viel wert sein.

Doch nun hiess es, sorgfältig überlegen, wie das neue Geld auszugeben war. 40 DM Kopfgeld waren nicht viel – und der nächste Erste lag noch in weiter Ferne. Die Karlsruher Kinos schlossen ebenso wie die Cabarets und Vergnügungsstätten; in den Gross- und Einzelhandelsgeschäften herrschte gähnende Leere. Erste grössere Umsätze machte ausschliesslich eine Branche: der Handel mit Fahrradbereifung.

Erst am folgenden Wochenende, das auf den 26. Juni fiel, zeigte ein Paradebeispiel die Macht der neuen Mark. In der Markthalle, wo man bis dahin selbstgebasteltes Holzspielzeug verkauft hatte, rollten die ersten Grosstransporte mit Frühkartoffeln von der Insel Jersey an. Plötzlich waren auch wieder die «Zwiebelbauern» aus der Pfalz auf dem Plan und boten Frischgemüse in Hülle und Fülle an. Die Markthalle hatte als erste Institution zu ihrer alten reellen Bestimmung zurückgefunden, während dem «Schwarzen Markt» zwischen Kronen- und Durlacher Strasse, dem illegalen Handel mit masslos überhöhten Preisen, das Lebenslicht ausgeblasen war. Viele Karlsruher Betriebe hatten bis zum «Tag X» Löhne und Gehälter in Reichsmark ausgezahlt. Nur ganz wenige Unternehmen leisteten sich die soziale Grosstat, das gesamte Juni-Gehalt in DM auszuzahlen. Dazu gehörten auch die BNN. Und deshalb

ging am Abend des 1. Juli ein Redaktionsvolontär zu Fuss von seiner möblierten Bude in Rüppurr in den «Erbprinz» in Ettlingen, zechte für 38 neue Deutsche Mark und ging beschwingt nach Hause. Sein einmaliger Anfall von Fresssucht war dadurch zu erklären, dass er nach Rückkehr aus französischer Gefangenschaft und bis zum Ende der 116. Lebensmittel-Zuteilungsperiode nicht weniger als 72 Pfund Le- bendgewicht eingebüsst hatte.

An diesem Tag wurde auch bekannt, dass der Geldumlauf der neuen Währung für Westdeutschland auf zehn Milliarden DM beschränkt war. Das waren drei Milliarden US-Dollar, da die Deutsche Mark einen internationalen Wert von 30 US-Cents hatte. Dennoch: Was zu diesem Zeitpunkt noch niemand ahnen konnte, mit der D-Mark begann ein unaufhaltsamer wirtschaftlicher Aufstieg in den drei westlichen Besatzungszonen. Fragt man heute nach dem Geburtstag des «deutschen Wirtschaftswunders»: Es ist der 20. Juni 1948.